

Magda Trocmé

*Ein Leben in Widerstand
und Solidarität*

Sonderausgabe

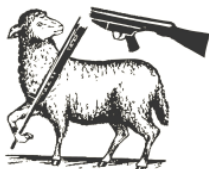
www.lebenshaus-alb.de



Ein Band der Reihe | edition pace
Digitale Erstausgabe

Bearbeitet von Gottfried Orth

Herausgegeben in Kooperation mit
dem Kuratorium ‚Abrahamskrone‘,
dem Lebenshaus Schwäbische Alb & dem
Ökumenischen Institut für Friedenstheologie



Magda Trocmé

*Ein Leben in Widerstand
und Solidarität*

Erinnerungen | Band II

Mit Texten von Pierre Boismorand,
Nicolas Bourguinat, Patrik Cabanel,
Olivier Hatzfeld und Frédéric Rognon

Aus dem Französischen übersetzt
und herausgegeben von Gottfried Orth

edition pace
Digitale Erstausgabe

Französische Originalfassung: Magda Trocmé, *Souvenirs d'une vie d'engagements*. Édition commentée par Frédéric Rognon, Nicolas Bourguinat et Patrick Cabanel. © Presses Universitaires de Strassbourg. „Écrits de femmes“. 2021. [346 Seiten] – Die deutsche Ausgabe erscheint mit der Genehmigung des *Maison d'édition scientifique de l'Université de Strasbourg* vom 7.2.2025.

Dieser Digitalversion des Online-Regals
<https://friedenstheologie-institut.jimdofree.com/>
www.lebenshaus-alb.de
folgt noch eine ISBN-Buchausgabe

© 2026

Magda Trocmé

EIN LEBEN IN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT

Erinnerungen | Band II

Mit Texten von Pierre Boismorand, Nicolas Bourguinat,
Patrik Cabanel, Olivier Hatzfeld & Frédéric Rognon.

Aus dem Französischen übersetzt
und herausgegeben von Gottfried Orth

Reihe: edition pace

Redaktion, Satz & Gestaltung: Peter Bürger

Digitalversion des Online-Regals:

<https://friedenstheologie-institut.jimdofree.com>

<https://www.lebenshaus-alb.de>

Digitale Erstausgabe, 01.03.2026

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe <i>Gottfried Orth</i>	7
--	---

Einleitung Der Geist des Widerstandes <i>Frédéric Rognon</i>	11
---	----

Magda Trocmé

EIN LEBEN IN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT

Erster Teil: <i>Maubeuge et Sin-le-Noble</i>	23
---	----

I. Maubeuge, die erste Gemeinde – Die Geburt von Nelly	23
II. Sin-le-Noble, die zweite Gemeinde – Die Geburten von Jean-Pierre, Jacque, Daniel	47

Zweiter Teil: <i>Le Chambon-sur-Lignon (Haute Loire)</i>	92
---	----

III. Die ersten Jahre in Le Chambon, die glücklichsten unseres Lebens	92
IV. Der Zweite Weltkrieg – Die École Nouvelle Cévenole Im Jahr 1982 diktierter Erinnerungen	128 152
V. Das Ende des Krieges – Abreise von Le Chambon	159

Dritter Teil: <i>Reiseberichte</i>	164
---------------------------------------	-----

VI. Erste Reise nach Italien	164
VII. Reise in die USA 1954	189
VIII. Bericht von Magda Trocmé, geb. Grilli, Mitarbeiterin der TRIP im Dienst italienischer Einwanderer	205

IX. Gewaltfreier Widerstand in den USA	214
X. Der gewaltfreie Kampf der Schwarzen in den USA verläuft nicht ohne Schwierigkeiten	219
XI. Martin Luther King, schwarzer Pastor. Der Apostel der Gewaltfreiheit in den USA	224



Zeugnisse

Zeugnis von Olivier Hatzfeld	229
Zeugnis von Pierre Boismorand	234

Kommentar

Die Reise durch ein Jahrhundert <i>Frédéric Rognon, Patrik Cabanel & Nicolas Bourguinat</i>	237
--	-----

ANHANG

Bibliographie zu André und Magda Trocmé	290
Texte die in den ‚Cahiers de la Réconciliation‘ erschienen sind	293
Allgemeine Bibliographie	295

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Gottfried Orth

„So, die Hochzeitsreise war zu Ende“ – mit dieser trockenen Feststellung beginnt dieser zweite Band der ‚Erinnerungen‘ von Magda Trocmé. 1927 wird Magda nun mit der Gemeindearbeit ihres Mannes André in Maubeuge und Sin-le-Noble die Frau eines Pfarrers, der sich als Christ und Sozialist versteht, und sie bringt in diesen Jahren in zwei Arbeitergemeinden im Norden Frankreichs ihre vier Kinder zur Welt. Die beiden leben ganz bewusst in großer Nähe und Disponibilität zu ihren Mitmenschen in den Arbeiterquartieren der Stadt. Magda schlägt dabei viel Misstrauen entgegen, weil sie „nicht zu 100 % protestantisch“ im Sinne der Hugenotten war, weil sie „bürgerlich“ war, weil sie „Italienerin“ war, weil ihr Mann sie in Amerika „aufgelesen“ habe und, so schreibt sie weiter, „weil ich nicht formell ausgebildet worden war, gut ausgebildet in einem Umfeld von zukünftigen Pfarrfrauen“. Nicht nur in Italien führte sie ein hoch engagiertes Leben außerhalb der Normen – auch in den französischen protestantischen Gemeinden war dies ihr Weg.

Im September 1934 wechselte André Trocmé mit der Familie – nach großen politischen Schwierigkeiten wegen Andrés Zustimmung zur Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen – auf die Pfarrstelle in Chambon-sur-Lignon auf dem Vivarais-Lignon-Plateau. War die Arbeit in Maubeuge und Sin-le-Noble schon geprägt durch den Geist des Dienstes an denen, die keine Stimme haben und am Rande der Gesellschaft leben müssen, so galt dies erst recht in Chambon-sur-Lignon, einer Gemeinde, die sich in den Vorkriegs- und Kriegsjahren zu einer „Zufluchtsstadt“ für Juden und andere Flüchtlinge aus ganz Europa entwickelte. Der gewaltfreie Widerstand gegen politische Repression war jetzt an der Tagesordnung und bestimmte das tägliche wie das nächtliche Leben im Pfarrhaus. Zugleich beschreibt Magda diese Jahre als „die glücklichsten Jahre unseres Lebens“. Und sie berichtet über diese Jahre ebenso eindringlich und ernst wie heiter und fröhlich. Mich hat dies unmittelbar erinnert an die Passage eines Briefes von Rosa Luxemburg im

Dezember 1916 aus dem Gefängnis an Mathilde Wurm: „Sieh, dass du Mensch bleibst. Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: Fest und klar und heiter sein, ja, heiter trotz alledem.“ Zum Jahreswechsel 1942/43 vergrößerte sich die Familie ungeahnt um eine weitere Person: Alice Reynier, eine Grundschullehrerin aus dem Kreis der geistlichen Retraite in Pomeyrol, sollte Magda drei Monate lang im Haushalt unterstützen; sie wurde ein Familienmitglied und blieb 46 Jahre: „Man kennt sie überall, in Europa, in Amerika, in vielen anderen Ländern, weil sie überall, wo wir gelebt haben, jemand Unersetzliches war, in Le Chambon, in Versailles, in Genf. Alle unsere Freunde sind zu ihren Freunden geworden.“ Sie selbst gab sich den Namen Jispa (entspricht den Anfangsbuchstaben von: Joie du service dans la paix et l’amour: Freude am Dienst in Frieden und Liebe).

Die Erinnerungen enden mit dem Weggang der Trocmés aus Chambon-sur-Lignon nach Versailles, wo sie von 1950-1960 das Werk der Versöhnung fortsetzten mit dem internationalen Begegnungshaus und Konferenzzentrum, dem Haus der Versöhnung, genannt „Moulin de la Paix“ (Mühle des Friedens).

Für die Nachkriegszeit haben die französischen Editoren weitere Texte dem Buch hinzugefügt: Es sind keine autobiographischen Texte, sondern Reiseberichte. Im Zusammenhang der Arbeit des Hauses der Versöhnung in Versailles reiste Magda Trocmé nach Kriegsende elf Jahre nach ihrem letzten Besuch in ihr Heimatland Italien, um dort am Beginn der Nachkriegszeit erste Erkundungen nach pazifistischen Partnerinnen und Partnern zu starten. Sie reiste nach Indien zu Gandhi, in die USA, um in Zentren der Quäker Vorträge und Seminare zu halten, sie begegnete Martin Luther King und sie begleitete italienische Auswanderer – besorgt um die Wahrnehmung ihrer Würde – auf ihrer Schiffsfahrt nach Amerika.

Ich habe die beiden Bände der Erinnerungen von Magda Trocmé übersetzt. „Übersetzen“, das habe ich von Franz Rosenzweig gelernt, „heißt zwei Herren dienen. Also kann es niemand. Also ist es ... praktisch jedermanns Aufgabe“, schreibt dieser in den 1920er Jahren. So suchte ich Magda Trocmés Text und deutschen Leser:innen gerecht zu werden – ohne die Ausbildung eines Dolmetschers oder eines Übersetzers ... Dabei unterstützten mich Dorothee Reutenauer (F-Strasbourg) als perfekt zweisprachliche Lektorin, Regine

und Armand Großmann (Altenglan/Pfalz) als genaue-r Korrekturleser-in, Nicole Weis (Rothenburg ob der Tauber) mit dem dicken „petit Larousse“, Marianne Hintermüller-Ribet (I-Perosa, früher Centro ecumenico Agape) bei französischen bzw. italienischen Sprachbildern und Peter Bürger (Düsseldorf), der dafür sorgte, dass aus dem Manuskript ein Buch wurde – ihnen allen ein herzliches Dankeschön! Für verbliebene Fehler bin freilich alleine ich verantwortlich.

Das Geschenk, die beiden Bände der Erinnerungen zu übersetzen und in deutscher Sprache herauszugeben, hat mir Pfarrer Max Krumbach aus der Pfalz gemacht. Im Juli 2024 erhielt ich eine Mail von ihm, die mit dem Satz begann: „wach wurde ich beim Lesen Ihrer Namensliste. Bei Tullio Vinay bin ich hängengeblieben ...“ Wir kannten die gleichen, in Deutschland oft unbekannten Theologen der chiesa valdese in Italien und der reformierten, hugenottischen Kirche in Frankreich. Und dann erzählte er mir von den beiden Trocmés, von Chambon-sur-Lignon und seinen Arbeiten zur *résistance spirituelle*. Rasch fanden wir uns zusammen als „fratelli di chiesa“, er sandte mir seine Texte und Forschungen und ich begann zu recherchieren. Das Thema hatte mich gepackt. Und was ich dabei entdeckt habe, hat mich erschüttert. Viele der Arbeiten der Pfarrer und Theolog:innen, die in der *résistance* gearbeitet haben, sind – wie selbstverständlich – außer in französischer Sprache in englischer Übersetzung zugänglich, und es gibt nahezu keine deutschen Übersetzungen. Das Land der Täter und Täterinnen hat sich offensichtlich weitgehend immunisiert gegenüber denen, die diejenigen gerettet haben, die nach Meinung unseres Volkes und seiner Regierung zur Endlösung gebracht werden und alle nicht mehr leben sollten. Schnell entschied ich mich – andere Vorhaben beiseite schiebend – für das neue Projekt zu Magda und André Trocmé und der *résistance spirituelle* in Frankreich gegen den Hitlerfaschismus und seine französischen Vasallen. Es umfasst die Übersetzung und Herausgabe der Autobiographien von Magda und André Trocmé und Trocmés Buch „Jésus Christ et la révolution non-violente“ und eines abschließenden Bandes zu ihrer christlichen Praxis und deren Reflexion – und was wir davon lernen können.

Am 20. Juli 2025 ist Max Krumbach gestorben; persönlich begegnet sind wir uns leider nie. Ich hatte gehofft, dass er das Erscheinen

der beiden Bände der Erinnerungen Magda Trocmés noch erlebt. Ich hätte sie gerne bei ihm vorbeigebracht ... So widme ich in großer Dankbarkeit die Veröffentlichung dieser deutsche Ausgabe – wie schon die Herausgabe des ersten Bandes – Pfarrer Max Krumbach.

Gottfried Orth

An Weihnachten 2025, dem Friedensfest,
dessen Botschaft so einfach wie klar ist:
„Eine andere Welt ist möglich!“

Einleitung

Der Geist des Widerstandes

Frédéric Rognon

Das Leben von Magda Trocmé (1901-1996) war alles andere als unbedeutend oder harmlos. Und was es um so lesenswerter macht, die Autorin, die es erzählt, drückt sich mit einem echten literarischen Talent aus, als handle es sich um einen fiktiven Roman. Ein erster Band mit Erinnerungen berichtete über eine Kindheit und Jugend, die buchstäblich „außerhalb der Norm“ lag.¹

EINE AUßERGEWÖHNLICHE JUGEND

Magda Grilli di Cortona wurde in Florenz geboren, an der Schwelle zu einem Jahrhundert, das sie fast vollständig durchlaufen sollte. Nach und nach wurde sie sich ihrer dreifachen Einzigartigkeit bewusst: Waldenserin im katholischen Italien, Ausländerin aufgrund ihrer russischen Abstammung mütterlicherseits und Kind ohne Mutter. Ihr Vater, Oscar Gilli di Cortona, war Ingenieur und Oberst in der königlichen italienischen Armee, und ihre Mutter, Elena Nelly Wissotzky Poggio, stammte aus einer russischen Familie, die 30 Jahre lang nach Sibirien deportiert worden war, weil sie 1825 am „dezembristischen“ Aufstand in Sankt Petersburg gegen den Zaren teilgenommen hatte,² bevor sie ins Exil ging und in der Schweiz und

¹ Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors normes*. Kommentierte Ausgabe von Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon, Strasbourg, Presses Universitaires de Strasbourg (coll. *Écrits de femmes*), 2017. [Deutsche Ausgabe: *Eine Jugend außerhalb der Normen*, edition pace 2026.]

² Magdas Großmutter war die Tochter von Alexander Poggio, einem der Aufständischen, die als „Decembristen“ oder „Decabristen“ bezeichnet wurden, weil sie im Dezember 1825 einen Militärputsch versucht hatten, um vom neuen Zaren Nikolaus I. eine Verfassung zu erhalten, die den Bestrebungen des Volkes besser entsprach. Die Revolutionäre, die nicht am selben Tag erschossen wurden, wurden mit ihren Familien nach Sibirien deportiert, wo sie bis zum Tod des Zaren

später in Italien Zuflucht fand. In Genf konvertierte Magdas Großmutter zum Protestantismus, und in Florenz ließ sich ihre Mutter aus unglaublichen Gründen – angeblich auf der Suche nach einem Klavierlehrer – nieder und lernte den Mann kennen, der später ihr Ehemann wurde. So kommt Magda auf die Welt; bereits einzigartige Lebenswege sind ihr vorausgegangen, die sich kreuzen und zwischen Tragödien und Glücksfällen hin und her schwanken.

Doch das Drama beginnt in den Umständen ihrer Geburt: Ihre Mutter, 23 Jahre alt, stirbt im Kindbett an Kindbettfieber. Ihr untröstlicher Vater schreibt auf ihr Grab den pathetischen Aphorismus: „Come fiore che morendo dà il frutto ...“³ Die Hausmädchen, die sich um Magda kümmern, sind noch wenig über die Kinderpsychologie informiert und zögern nicht, ihr zu sagen: „E lei che ha ammazzato sua madre!“⁴ So trägt sie die Schuld an ihrem eigenen Unglück und nährt ihre Identitätssuche schon früh mit tiefen metaphysischen und existenziellen Fragen. Doch das Unglück verdoppelt sich, als sie mit neun Jahren erfährt, dass ihr Vater, der einen schwachen Charakter aufweist, lange bevor er die Trauer um den Tod seiner ersten Frau verarbeitet hat, erneut heiraten wird. Magda wird nicht zur Hochzeit eingeladen, und ihre Stiefmutter, Margherita Fiorani, wird nicht aufhören, Magda, die nur an die junge Verstorbene erinnern kann, aus dem Weg zu räumen. Sie wird in das katholische Internat der Mantellaten gebracht, wo sie fünf Jahre lang bleibt. Während ihrer Jugend schwankt sie zwischen einem farbenfrohen Katholizismus, der ihr eine Mutterfigur bieten könnte, die sie schmerzlich vermisst, und einem strengen Protestantismus, der sich jedoch als Ferment der Freiheit zeigt. Zunächst gab sie dem Druck nach, sich im Alter von 12 Jahren in die römische Kirche umtaufen zu lassen. Dann besinnt sie sich eines Besseren und kehrt schließlich zum Waldenser-Protestantismus ihrer Großmutter zurück, während sie ihre eigene Religion entwickelt.

„Magdas Religion“, wie sie später von ihrem Mann genannt wurde, ist eine wahre Ode an die Freiheit, die Gerechtigkeit und das soziale Engagement. Schon früh fühlte sich Magda dazu berufen, ihr

im Jahr 1855 überleben und sich sogar ansiedeln konnten. Erst dann gestattete ihnen sein Nachfolger Alexander II. das Exil.

³ „Wie eine Blume, die sterbend die Frucht bringt ...“.

⁴ „Sie haben Ihre Mutter getötet!“

Leben dem Dienst an den Ärmsten und den vom Leben Gebeutelten zu widmen. Ihre Stiefmutter hinderte sie daran, an der Universität zu studieren, und so wurde sie in eine Schule für Mädchen aus gutem Hause gesteckt, in der man Hauswirtschaft und die Kunst, ein Haus zu führen, lernte. Trotzdem gelingt es ihr, eine Ausbildung in italienischer Literatur zu absolvieren. Neben ihrem Studium engagiert sie sich in protestantischen diakonischen Werken, insbesondere in der UCJF (Union Chrétienne de Jeunes Filles, Christlicher Bund Junger Mädchen). In den armen Vororten von Florenz hilft sie jungen Mädchen in Schwierigkeiten und alleinstehenden Müttern, die von ihren Familien verstoßen wurden. Durch ihr sozialpädagogisches Engagement erhielt sie ein Stipendium, um im Alter von 24 Jahren in die USA zu gehen und dort ein Jahr lang an der New York School of Social Work zu studieren. Als sie sich auf die Abreise vorbereitet, „schlägt in ihrem Leben ein Blitz ein“: Ein junger, sehr attraktiver Mann macht ihr aus heiterem Himmel einen Heiratsantrag. Es ist das erste Mal in ihrem Leben, dass sich jemand für sie interessiert ... Dennoch beschließt sie, den für ihren Geschmack zu katholischen Verehrer abzulehnen und ihre Reisepläne zu verwirklichen, um so Abstand zwischen sich und der alten Welt zu gewinnen, in der sie erstickt. Im International House, in dem sie während ihres Aufenthalts in den USA wohnte, lernte sie André Trocmé (1901-1971) kennen, einen Theologiestudenten, der bereits durch solide Überzeugungen zur Gewaltlosigkeit gereift war. André Trocmé befürwortet beispielsweise die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen, obwohl er selbst den Militärdienst geleistet hatte. Sie beschließen, nach ihrer Rückkehr nach Europa zu heiraten. Der erste Band der Erinnerungen von Magda Trocmé endete mit ihrer Hochzeitsreise in die Schweiz und nach Italien im Jahr 1926. Der letzte Satz lautet: „Je länger ich mit André zusammen war, je mehr ich ein normales Leben führte, desto mehr verblassten diese Erinnerungen“. Wirklich resilient geworden, kann sich Magda Trocmé nun in den Dienst der vom Leben Verwundeten stellen.

EIN LEBEN VOLLER VERPFLICHTUNGEN

Dieser zweite Band ist dem Erwachsenenleben von Magda Trocmé gewidmet: ein Leben voller Verpflichtungen. Er beginnt mit dem Eintritt von André Trocmé in das Pfarramt und damit für Magda mit dem Erlernen einer neuen Existenz, d. h. der Lebensweise einer Pfarrfrau. Der bewusst gewählte Kontext der Engagements des Ehepaars Trocmé ist jedoch sehr spezifisch: Es handelt sich um eine christliche Präsenz inmitten des Elends.

1927 wurde André Trocmé zum Assistenzpfarrer (Pfarrvikar) in Maubeuge (Nordfrankreich) ernannt und das Ehepaar ließ sich in Sous-le-Bois, einem Vorort der Arbeiterstadt, nieder. Das Pfarrerehepaar war von Anfang an auf der Linie des „sozialen Christentums“, das auf die Situation der Ärmsten achtet und sich gegen die „sozialen Geißeln“ engagiert, die die Industrialisierung mit sich bringt: furchtbare Arbeitsbedingungen, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnverhältnisse, Alkoholismus, Analphabetismus, häusliche Gewalt, Prostitution usw. André und Magda organisieren verschiedene soziale und pädagogische Aktivitäten: Unterstützung für geschlagene Frauen, Hilfe für ehemalige Trinker, Tageszentrum für Kinder, Unterstützung für ältere Menschen, usw. Im September 1928 zogen sie nach Sin-le-Noble (Nord), das die neue Gemeinde von André Trocmé wurde, der zum leitenden Pastor ernannt worden war. Sie blieben dort bis 1934 und vervielfachten ihre sozialen Werke und evangelistischen Aktionen. Das Zeugnis von Magda Trocmé, das dem Leser hier vorliegt, ist kaum bekannt: Es handelt sich um eine Art „Feuertaufe“, den Beginn einer langen, nicht enden wollenden Reise der Empörung über Ungerechtigkeit und der Risikobereitschaft. Es ging darum, die Würde von Menschen wiederherzustellen, die mit Füßen getreten wurden.

Im April 1934 bewarb sich André Trocmé um die Pfarrstelle Montrouge-Malakoff-Clamart; diese Bewerbung wurde von der Gemeinde einstimmig angenommen, von den Behörden der reformierten Kirche jedoch aufgrund seiner gewaltfreien Überzeugungen und seiner Zustimmung zur Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen abgelehnt. Eine Bewerbung in Thonon-les-Bains wird aus denselben Gründen abgelehnt. Das Paar kam schließlich nach Le

Chambon-sur-Lignon (Haute-Loire), wo es sich im September 1934 niederließ. 1938 gründete André Trocmé die École Nouvelle Cévenole, die später zum Collège Cévenol wurde. Erster Schulleiter war der Pfarrer Édouard Theis (1889-1984), sein Jugendfreund und jetziger Kollege, der seit langem seinen Pazifismus teilte. Dieses Schulwerk ist in Wirklichkeit die Konkretisierung eines Projekts, das Magda ausgehend von ihrer Entdeckung des Waldenser-Gymnasiums in Torre Pellice entwickelt hatte, wie sie in ihren im ersten Band festgehaltenen Erinnerungen berichtet. Diese ersten sechs Jahre, die sie in Chambon-sur-Lignon verbrachte, bezeichnete sie als die glücklichste Zeit ihres Lebens.

Die dritte hier erwähnte Sequenz, die den Zweiten Weltkrieg und die Rettung von mehreren hundert jüdischen Kindern, aber auch von Flüchtlingen unterschiedlicher Herkunft umfasst, ist besser bekannt, insbesondere durch die Erzählungen von André Trocmé selbst, aber auch dank der Forschungen zahlreicher Historiker. Die von Magda Trocmé vorgetragene Version behält dennoch ihre Relevanz und Originalität. Der Höhepunkt ist zweifellos die farbenfrohe, ergreifend authentische, aber auch humorvolle Schilderung der Razzia im Maison des Roches am 29. Juni 1943. In Andrés Abwesenheit hörte Magda nur auf ihren Mut und rettete einem spanischen (nichtjüdischen) Studenten das Leben. Neunzehn weitere Personen wurden dennoch deportiert, von denen zehn nicht zurückkehrten, darunter Andrés Cousin zweiten Grades: Daniel Trocmé. Es wird auch eine unauffällige Person erwähnt, die jedoch eine entscheidende Rolle im Leben und Engagement des Ehepaars Trocmé spielte: Alice Reynier (1893-1989), genannt Jispa (entspricht den Anfangsbuchstaben von: Joie du service dans la paix et l'amour: Freude am Dienst in Frieden und Liebe). Alice Reynier kam aus der Retraite de Pomeyrol – einer kleinen, kontemplativen und gastfreundlichen Gemeinschaft in Saint-Étienne-du-Grès in der Nähe von Tarascon, die nach dem Krieg unter der Leitung ihrer Priorin Antoinette Butte (1898-1986) zu einer regulären Gemeinschaft protestantischer Schwestern wurde. Zunächst bot sie sich an, den Trocmés drei Monate lang zu helfen, vor allem bei den Kindern. Sodann wurde sie regelrecht adoptiert von der Familie, die sie bis zu ihrem Tod nicht mehr verließ – also 46 Jahre lang. Ab 1950 diente sie im Haus der Versöhnung in Versailles, blieb bei André und Magda,

nachdem die Kinder weggezogen waren, und bei Magda, nachdem André gestorben war.⁵

Die vierte und letzte Periode, die Magda Trocmés Erinnerungstexte beleuchten, betrifft die Nachkriegszeit. Dabei handelt es sich jedoch nicht mehr um eine lineare Erzählung, sondern um Reiseberichte. Nach der Liberation, der Befreiung von Frankreich, blieb André Trocmé bis 1950 Pfarrer in Chambon-sur-Lignon, während er sich halbtags als europäischer Sekretär der IFOR (International Fellowship of Reconciliation), einer internationalen Bewegung, die die Prinzipien der evangelischen Gewaltfreiheit fördert, engagierte. Diese Aufgabe, die er sich nun mit Magda teilte, nahm ihn ab 1950 voll in Anspruch: Das Paar zog nach Versailles, wo es das „Haus der Versöhnung“ eröffnete, ein internationales Begegnungszentrum für den Frieden. André und Magda Trocmé unternahmen zahlreiche Reisen in die ganze Welt,⁶ hielten Vorträge, organisierten internationale Kongresse usw. Sie setzten sich auch für die Beschaffung von Mitteln zur Unterstützung des Collège Cévenol ein und verteidigten

⁵ Auf den ersten Seiten der Familienbibel von André und Magda Trocmé, in der die Hochzeit des Paares und die Geburt der Kinder festgehalten sind, stehen unter der Rubrik „Andere Familienereignisse“ folgende Sätze: „Am 8. Januar 1943 trat Alice Reynier alias Jispa (Joie du Service dans la Paix et l'Amour) durch die Tür des Pfarrhauses in Chambon-sur-Lignon (Haute-Loire), um dem Pfarrer André Trocmé und seiner Frau Magda, die vier Kinder hatten, zu helfen. Sehr schnell fanden André und Magda, die ihre Mütter verloren hatten, als sie noch sehr klein waren, in Jispa eine Mama, die Gott ihnen gesandt hatte. Die Adoption einer Mutter war ein ungewohntes Ereignis, das nicht in die Standesamtsregister eingetragen werden konnte. Dennoch wurden André und Magda sowie Nelly, Jean-Pierre, Jacques und Daniel von Jispa als ihre Kinder und Enkelkinder adoptiert. Ihre Liebe und ihr Gebet, ihr innerer Frieden und ihr Glaube haben die Menschen, denen sie ihr Leben gewidmet hat, nie im Stich gelassen, egal ob sie tot oder lebendig waren. Diese Bibel ist also tatsächlich die Familienbibel der Familie Reynier-Trocmé. 22. Oktober 1967, André und Magda Trocmé.“ In ihrem Gästebuch schrieb Jispa gegenüber der Fotografie des Pfarrhauses von Le Chambon-sur-Lignon: „Am Abend des 8. Januar 1943 klopfte ich bei Wind und Schnee an diese Tür. ‚Guten Abend, Freundin‘. Ich war für drei Monate gekommen. Diese drei Monate dauern immer noch an! ...“. (Dank an Pastor Paul Loupiac, Neffe von Alice Reynier, für die Erlaubnis, diese Dokumente einzusehen).

⁶ In Italien, Spanien, der Schweiz, England, Deutschland, Österreich, Polen, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion, Tunesien, Algerien, Marokko, Israel, dem Libanon, Indien, Pakistan, Indochina, Japan, den USA (wo sie Martin Luther King trafen und unterstützten).

die Arbeit für Frieden und Gewaltlosigkeit durch die Veröffentlichung zahlreicher Schriften. Neben all den Artikeln, die er für die *Cahiers de la Réconciliation* (Organ des MIR, des französischen Zweigs von IFOR) und die *Revue du Christianisme social* verfasste, fasste André Trocmé seine Gedanken zur Gewaltfreiheit in einem Meisterwerk zusammen: *Jésus-Christ et la révolution non violente*⁷. Dieses Buch ordnet die Person Jesu in all die gewalttätigen und gewaltfreien Widerstandsströmungen ein, die das jüdische Volk im ersten Jahrhundert durchzogen, und erläutert die tiefe Einzigartigkeit Christi durch seine Proklamation und Eröffnung des Großen „Jubiljahres“⁸ und all' seiner konkreten Konsequenzen. Der Autor schließt sein Buch mit einem programmatischen Kapitel mit dem Titel: „Jesus und Gandhi oder : Kann man die Bergpredigt praktizieren?“ Die Schlussfolgerung lautet wie folgt:

„Wenn, wie das Evangelium offenbart, die Geschichte in der Zeit verläuft und von zwei Ereignissen beherrscht wird: der Erlösung, die Christus am Kreuz vollbracht hat, und dem endgültigen Kommen des Reiches Gottes, dann erscheint das Werk Gandhis, diese unvollkommene gewaltlose Befreiung Indiens, als einer der Vorboten des Reiches Gottes. Auch durch sie werden die Menschen zur

⁷ André Trocmé, *Jésus-Christ et la Révolution non-violente*, Genf, Labor et Fides, 1961 (in mehrere Sprachen übersetzt). André Trocmé ist auch Autor zweier Serien von Erzählungen: *L'Église de neige*. Contes de Noël, Illustrationen von Naho (Pierre Brès), Anmerkungen von Roger Darcissac, Paris / Genf / Le-Chambon-sur-Lignon, Éditions Je sers / Labor / Messageries évangéliques, 1943, neu aufgelegt mit einem Vorwort von Patrick Cabanel: Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2012; und *Des anges et des ânes*. Contes de Noël et d'autres temps, Genf: Labor et Fides, 1965 (ins Englische übersetzt unter dem Titel: Angels and Donkeys, Inter-course, Good Books, 1998), neu aufgelegt mit einem Vorwort von Martin Hirsch unter dem Titel: *The Night in the Fields*. Contes de Noël et d'autres jours, Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2013; auf Deutsch erschienen: *Von Engeln und Eseln*. Geschichten nicht nur zu Weihnachten. Übersetzt von Heidi Schimpf. Neudorf bei Luhe 2007; *Engel singen nicht für Geld* und andere Geschichten zu Weihnachten. Übersetzt und eingeleitet von Hanna Schott. Schwarzenfeld 2010. Zu nennen sind auch zwei weitere theologische Texte: *Oser croire*, 1944, nicht veröffentlicht; und *The Politics of Repentance*, The Robert Treat Payne Lecture for 1951, New York, Fellowship Publications, 1953 (aus dem Französischen übersetzt von John Clark, aber nicht auf Französisch und nicht auf Deutsch veröffentlicht). (d.Ü.)

⁸ Lukas 4, 16-32.

Buße, zum Glauben an den Gott der Erlösung und zur Hoffnung auf den endgültigen Triumph Christi aufgerufen.“⁹

Magda Trocmé hielt sich von Spekulationen und dogmatischen Behauptungen fern, unterstützte ihren Mann aber entschlossen, indem sie das Sekretariat, das Dolmetschen, die Programmgestaltung und den Empfang im Zentrum in Versailles organisierte, aber auch, indem sie ihn auf zahlreichen Reisen und Tourneen begleitete, um die Ideale der Gewaltlosigkeit zu fördern. Sie wird auch oft allein Vortragsreisen unternehmen.¹⁰ Magda und André setzen sich so viele Jahre lang als internationale Botschafter für den Frieden und die Gewaltlosigkeit ein. Zweimal, 1950 und 1955, schlugen die amerikanischen Quäker den Namen André Trocmé für den Friedensnobelpreis vor.

Magda Trocmés Erinnerungsbericht geht nicht weiter: Ihr letzter Text stammt aus dem Jahr 1957. 1960 musste das Begegnungszentrum aufgrund einer brutalen Erhöhung der Miete für das Haus in Versailles geschlossen werden. Das Ehepaar Trocmé zog nach Genf, wo André, nachdem er in Frankreich keine Gemeinde gefunden hatte, die ihn als Pfarrer akzeptieren wollte, in die Kirchengemeinde Saint-Gervais berufen wurde. Dort versah er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1970 ein letztes Gemeindepfarramt. Er starb am 5. Juni 1971 in Genf an den Folgen einer dritten Operation an der Lendenwirbelsäule. Magda und Jispa zogen daraufhin nach Paris und 1987 zu Jacques und Leslyn Trocmé nach Vernouillet (Yvelines), wo Jispa am 29. April 1989 starb. Magda stirbt am 10. Oktober 1996 in Poissy. Magda und André Trocmé sowie Jispa sind in Le Chambon-sur-Lignon beerdigt.

DIE MEMOIREN VON MAGDA TROCMÉ, AB 1927

Die folgenden Seiten beschreiben das Erwachsenenleben von Magda Trocmé von 1927 bis 1957. Ebenso wie die Texte, die dem Leser im ersten Band angeboten wurden, waren auch diese Texte nicht für uns bestimmt: Sie wurden für die Lektüre in der Familie

⁹ André Trocmé, *Jésus-Christ et la révolution non violente*, aaO., S. 200.

¹⁰ Die in den *Cahiers de la Réconciliation* von Magda Trocmé verfassten Artikel finden sich im Anhang dieses Buches, S. 294.

verfasst. Streng genommen handelt es sich trotz des von Magda für ihr Manuskript vorgeschlagenen Titels (Autobiographische Erinnerungen¹¹) nicht um eine Autobiographie, die für eine breite Veröffentlichung bestimmt ist, und schon gar nicht um ein Tagebuch. Zunächst aus eigener Initiative und dann auf Drängen ihrer beiden überlebenden Kinder, Nelly Hewett (geb. 1927)¹² und Jacques Trocmé (1931-2017)¹³, schreibt Magda, um ihr Lebenszeugnis an ihre Enkelkinder weiterzugeben.

Die Erzählung ist natürlich eine Nacherzählung des Lebens. Magda wirft einen Blick zurück auf ihre bereits weit zurückliegende Vergangenheit, der durch ihre Gegenwart mitbestimmt ist. Im ersten Band hatte der allererste Text, der nur vier Seiten lang war¹⁴, einen Sonderstatus: Es handelte sich um die allerersten Erinnerungen, die Magda im Jahr 1942 während des Zweiten Weltkriegs im Alter von 41 Jahren aufschrieb, und er war in literarischer Form geschrieben, beginnend in der dritten und endend in der ersten Person. Magda nahm 1962, im Alter von 61 Jahren, die Feder wieder in die Hand, als sie bereits zehnfache Großmutter war und gerade ihr zweites Kind verloren hatte. Die umfangreicheren Texte, die von Anfang an chronologisch geordnet sind, erstrecken sich über einen Zeitraum von etwa 30 Jahren, wobei die Abstände zwischen den einzelnen Texten unterschiedlich lang sind, sich aber deutlich verkürzen: 1964, 1971 (kurz nach Andrés Tod), Mai 1975, Juli 1975, September 1975, Mai 1976, September 1976, Oktober 1976, etc. ... Ab diesem Zeitpunkt schrieb die 75-jährige Magda nicht mehr, sondern nahm ihr Zeugnis auf Kassetten auf, die von ihrer Tochter Nelly Hewett transkribiert wurden.¹⁵ Magda Trocmé weist mehrmals auf die Dringlichkeit hin, die sie aufgrund ihres Alters und des sukzessiven Verschwindens ihrer Angehörigen für die Fortführung ihres Unter-

¹¹ Der Titel wurde geändert, um dem Titel des ersten Bandes zu entsprechen und den Begriff der Autobiographie zu entfernen, der zu sehr an eine verlegerische Absicht gebunden ist.

¹² Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors normes*, aaO., S. 37, 65.

¹³ Magda und André Trocmé hatten vier Kinder. Jean-Pierre wurde 1930 geboren und starb 1944, und Daniel wurde 1933 geboren und starb 1961.

¹⁴ Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors normes*, aaO., S. 33-37.

¹⁵ Ebd., S. 163.

nehmens sieht.¹⁶ Im ersten Band ist als letztes Aufnahmedatum Januar 1979 angegeben.¹⁷ Im vorliegenden Band ist kein Datum mehr angegeben, außer einem Zusatz, in dem es heißt: „Erinnerungen diktiert 1982“; es handelt sich um einige Seiten, die der Begegnung mit Jispa gewidmet sind. Die Aufnahmen stammen also höchstwahrscheinlich aus den achtziger und frühen neunziger Jahren.

Die Erzählung ist unvollendet, wie es bei Selbsterzählungen üblich ist. Es scheint, dass Magda Trocmé sie gerne bis zum Tod ihres Mannes im Jahr 1971 fortgesetzt hätte.¹⁸ Doch die eigentliche Erzählung bricht ab, als sie 1949 Le Chambon-sur-Lignon verlassen. Sie wird durch Reiseberichte ergänzt (1947 nach Italien, 1954 in die USA, 1956 an Bord eines Schiffes, das italienische Migranten von Neapel nach New York bringt, und 1956 und 1957 erneut in die USA).¹⁹ Es sind diese Texte, die einen Teil von Magdas Aktivitäten und Engagements in den 1940er und 1950er Jahren bezeugen werden. Wir haben zwei Zeugnisse hinzugefügt: das von Olivier Hatzfeld, das 1996 bei der Bestattung von Magda Trocmé vorgetragen wurde, und das von Pierre Boismorand aus dem Jahr 2008.

Das Erwachsenenleben von Magda Trocmé ist bereits durch mehrere Veröffentlichungen bekannt. Die ausführlichste auf Französisch ist der von Pierre Boismorand herausgegebene Band mit dem Titel: *Magda et André Trocmé. Figures de résistances*²⁰: Er besteht aus zahlreichen autobiographischen Texten der beiden Eheleute Trocmé, die abwechselnd präsentiert und von Zusammenfassungen unterbrochen werden, die Pierre Boismorand verfasst hat.²¹ Ein für

¹⁶ Ebd., S. 37, 99, 174.

¹⁷ Ebd., S. 174.

¹⁸ Dies zeigt sich in: ebd., S. 174.

¹⁹ Magda Trocmés Bericht über ihre Reise nach Indien zu den Anhängern Gandhis von Oktober 1949 bis Februar 1950 wurde bereits veröffentlicht: Magda Trocmé, *Parmi les disciples de Gandhi: journal d'une pacifiste aux Indes* (octobre 1949 - février 1950). In: Sources(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe, 2016 - Nr. 8-9, S. 185-267. Dem Text ist ein ausführlicher Kommentar vorangestellt: Nicolas Bourguinat, *Une enquête dans l'Inde indépendante. Magda Trocmé, une pacifiste parmi les disciples de Gandhi en 1849-1850*. In: ebd., S. 157-183.

²⁰ Pierre Boismorand (Hrsg.), *Magda und André Trocmé. Figures de résistances. Textes choisis et présentés par Pierre Boismorand*, aaO.

²¹ In Anbetracht dieses reichen Werkes bietet das vorliegende Buch, das sich auf die Person Magdas konzentriert, dem Leser fast die gesamten Erinnerungen.

das breite Publikum bestimmtes Werk auf Deutsch ist ausführlicher: *Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé*²², das in der dritten Person verfasst ist und nicht auf autobiographischen Zitaten basiert. Schließlich gibt es auf Englisch eine Biografie mit dem Titel: *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust, and the Lives of André & Magda Trocmé*²³. Die von Biografen gelegentlich zitierten Memoiren von André Trocmé, datiert auf das Jahr 1953, wurden 2020 veröffentlicht.²⁴ Das vorliegende Dokument ist daher größtenteils unveröffentlicht und bietet den Vorteil, dass es nahezu vollständig ist.²⁵ In Absprache mit Nelly Hewett wurden einige leichte Kürzungen vorgenommen. Die Fußnoten stammen von Magda oder, wo angegeben, entweder von ihren Kindern (NdNH: Anmerkung von Nelly Hewett) oder den französischen Herausgebern (NdÉ). Wenige Anmerkungen hat der Übersetzer und Herausgeber der deutschen Ausgabe hinzugefügt (d. Ü.). Der Text wurde auf Französisch mit einigen italienischen Ausdrücken geschrieben, dann auf Französisch mit einer etwas rauen Stimme, aber mit dieser deutlichen italienischen Musikalität, die Magda beibehalten hatte, in ein Tonbandgerät diktiert und von ihren Kindern transkribiert.

²² Hanna Schott, *Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé*, Schwarzenfeld, Neufeld Verlag, 2011.

²³ Richard P. Unsworth, *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust and the Lives of André & Magda Trocmé*, Syracuse - New York: Syracuse University Press, 2012. Der Autor, ein Theologieprofessor, war ein enger Vertrauter des Ehepaars Trocmé, das er 1950 zum ersten Mal getroffen hatte.

²⁴ André Trocmé, *Mémoires*, édition, introduction et notes de Patrick Cabanel, aaO. Alle persönlichen Dokumente von André und Magda Trocmé sind in der Swarthmore College Peace Collection, 500 College Avenue, Swarthmore, Pennsylvania 19081-1399, USA, hinterlegt, wo sie eingesehen werden können: „The papers of André and Magda Trocmé“, 17 Kisten, die unter der Signatur DG 107 klassifiziert sind. www.swarthmore.edu/library/peace-collection.

²⁵ Zwei akademische Forschungsarbeiten zur Geschichte des Internationalen Versöhnungsbundes (IBV) in Frankreich waren für die Erstellung des Kommentars am Ende dieses Bandes von großem Wert: Majajira Bulangalire, *Le Mouvement International de la Réconciliation et le problème du pacifisme dans le protestantisme français de l'entre-deux-guerres*, Thèse de doctorat sous la direction de Jean Baubérot, Paris, EPHE, V^e section, 1989; Christian Baccuet, *De l'Évangile à la non-violence. Les „Cahiers de la Réconciliation“ 1946-1963*, Magisterarbeit, Montpellier, Faculté de théologie protestante, 1991.

Im Anschluss an den ersten Band, der über die Entstehung von Magda Trocmés Berufung berichtete, zeugt das vorliegende Dokument von der Konkretisierung dieses Geistes des Dienstes an denen, die keine Stimme haben. Es zeigt die Versuche, gewaltlosen Widerstand gegen die Macht der unterdrückenden und spaltenden Kräfte zu leisten. Schließlich bringt er die Kraftlinien und Wechselfälle einer Existenz zum Ausdruck, die nach Kohärenz und Lebenseinheit strebt: ein Leben, das aus Verpflichtungen besteht.

Texte

Magda Grilli di Cortona Trocmé

EIN LEBEN IN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT

Erster Teil

Maubeuge et Sin-le-Noble

Kapitel I

Maubeuge, die erste Gemeinde – Die Geburt von Nelly

So, die Hochzeitsreise war zu ende.

Wir waren nach St. Quentin zurückgekehrt und nach Maubeuge weitergereist, d. h. nach Sous-le-Bois, einem Vorort von Maubeuge: ein Arbeitervorort. André sollte sich um Sous-le-Bois kümmern und Perret, der erste Pfarrer, der die Arbeit leiten sollte, kümmerte sich um Maubeuge und beaufsichtigte alles, was André und die Gemeindeassistentin, Fräulein Jouvét, taten.

Die Adresse „1, rue de l’Hermitage, Sous-le-Bois“ klang wunderschön. Ich erhielt einen Brief von Frau Jalla aus den Waldenser-Tälern, in dem sie mir schrieb: „Ich stelle mir Ihr hübsches Pfarrhaus in der Rue de l’Hermitage unterhalb des Waldes²⁶ vor.“ Nun, dieses Sous-le-bois war lediglich ein verrufener Vorort, aber interessant, sehr interessant wegen seiner Bevölkerung: interessant vor allem, wenn man religiöse oder soziale Arbeit leisten wollte. Es gab dort große Stahlwerke mit großen Fabriken, eine Hölle; die Arbeiter

²⁶ Der Vorort von Maubeuge „Sous-le-Bois“ bedeutet auf deutsch übersetzt „unterhalb des Waldes“. (d. Ü.)

kamen und gingen in einer langen, langen Straße mit Häusern und Geschäften; manchmal kamen Leute, um in diesen Fabriken acht Tage lang zu arbeiten, vierzehn Tage lang, und dann gingen sie wieder; eine sehr mobile Bevölkerung, die oft verschwand, ohne ihre Rechnungen bezahlt zu haben; das führte auch zu finanziellen Komplikationen. Es gab aber auch eine sesshafte Bevölkerung, die in der Kirche oder in der Bruderschaft lebte, vor allem in der Bruderschaft, weil André sich um sie kümmerte. So hatten auch wir mit dem Hin und Her dieser Menschen zu tun, mit dieser bejammernswerten Bevölkerung. Sie waren das traurige Produkt der Menschheit: verzweifelte Leute, Trinker, wirklich die Untersten der Gesellschaft.

Unser Haus in Sous-le-Bois, Rue de l'Hermitage, befand sich in einem alten „Estaminet“. Im Norden Frankreichs bedeutet „Estaminet“ Café oder eher Bistro. Wenn man durch die Vordertür eintrat, befand man sich in einem Saal, der früher der Saal des Cafés war; jetzt war er durch eine Wand in zwei Teile geteilt worden. Der erste Teil, der neben der Tür, war zur Diele geworden. Und der zweite Teil war Andrés Büro, rechts neben der Diele. So war die kleine, sehr armselige Rosette, die sich in der Mitte der Decke des Cafés befand, nun ‚versetzt‘: Sie befand sich nicht mehr in der Mitte des Raumes. Von der Diele gelangte man direkt in eine Küche, die rechts mit einem kleinen Esszimmer verbunden war, das gleichzeitig als Wohnzimmer diente. Dieses Esszimmer war mit Andrés Arbeitszimmer verbunden. Es war feucht und altmodisch; der Boden in Andrés Arbeitszimmer war ziemlich instabil; zum Glück gab es keinen Keller. Es gab nur einen kleinen Zwischenraum zwischen dem Fußboden und dem Lehm Boden darunter. Eines Tages, als André eine Predigt vorbereitete, drehte er sich mit seinem Stuhl etwas energisch um, und siehe da, die Bodenbretter gaben nach und André landete schräg auf einem ganz wackeligen Stuhl, dessen zwei Füße noch im Büro und die anderen beiden in diesem Zwischenraum unter dem Haus steckten. In diesem Büro stand auch ein Bett, eine Art Couch, die wir in eine Ecke gestellt hatten, wo ich mich manchmal ausruhen konnte.

Wir hatten ein paar Fotos, Erinnerungen an Assisi. André hatte bereits mehrere Bücher. Im Esszimmer hatten wir einen Tisch und ein Buffet aus weißem Holz; das hatten wir mit dem Geld gekauft,

das Tante Pauline²⁷ uns zur Hochzeit geschenkt hatte. Wir hatten gedacht, dass es besser wäre, etwas sehr Einfaches zu haben, damit die Arbeiter, die zu uns kommen würden, nicht schockiert wären, damit sie uns nicht für „bourgeois“ hielten; aber da hatten wir uns geirrt, denn sie kauften sich, sobald sie konnten, Möbel wie Louis XV, Louis XVI, und sie verachteten unsere Möbel sehr. Sie sagten uns (sogar eine Haushälterin, die wir eine Zeit lang hatten): „Ich weiß nicht, was ihr seid, ihr sprecht mehrere Sprachen, man weiß nicht, ob ihr Arbeiter seid oder ob ihr Bourgeois seid. Ich verstehe das nicht.“ In der Tat war unsere Situation ziemlich unverständlich.

Als wir anfangen, Leute aus der Bruderschaft zum Essen einzuladen, kamen sie meistens nicht. Oder sie kamen und sagten: „Wir haben schon zu Abend gegessen.“ Sie hatten Angst, mit uns zu essen. Wir gehörten nicht ganz zu ihrem Milieu, sie wussten nicht, auf welchem Fuß sie tanzen sollten'. Ich war Ausländerin, André wirkte sehr würdevoll, ein bisschen streng, nicht wahr?! Sie kannten uns noch nicht.

Von der Küche aus konnte man über eine steile Treppe in den ersten Stock gelangen. Dort gab es zwei kleine Schlafzimmer; eines wurde später zu Nellys Zimmer. Eine zweite kleine Treppe, die noch steiler war als die erste, führte in ein Kabuff, ein kleines Zimmer, das später das Zimmer unseres Au-Pair-Mädchens Lina wurde, von der ich später noch erzählen werde.

Die Küche öffnete sich zum „kleinen Garten“, einem schrecklichen und erbärmlichen Gärtchen; um dorthin zu gelangen, musste man unter einer Art Vordach hindurchgehen, das zu einer Abstellkammer führte, in der man das Fahrrad und das Werkzeug abstellen konnte, und zwischen dieser Abstellkammer und der Küche gab es eine Art kleinen Bach, der aus dem Spülbecken in der Küche kam! Wenn ich also etwas in die Spüle warf oder etwas ausleerte, lief es dort entlang und von dort auf die Straße, so dass André, wenn er nach Hause kam, sehen konnte, ob ich ein Gericht angebrannt hatte, zum Beispiel Milchreis, der in diesem kleinen Bach „lief“. Es gab kein Wasser in der Spüle: Im Garten gab es eine Pumpe, die man ansaugen und dann pumpen und pumpen musste. Also beschloss

²⁷ Tante Pauline: Pauline Viala ist die Schwester von Paul Trocmé, Andrés Vater (NdNH).

André, einen Teil des Geldes, das er bei den Rockefellers verdient hatte (Geld, das er eigentlich für die Weltreise gespart hatte), zu verwenden, und er ließ Trinkwasser in die Küche leiten, was der reinste Luxus war! Ich musste nie mehr endlos pumpen.

Ihr werdet mir jetzt sagen, dass es in diesem Haus keine Toilette gab? Ihr habt Recht, es gab keine. Am Ende des Gartens gab es eine kleine Tür, die in einen kleinen Raum führte, der angeblich die Toilette war. Man musste natürlich Wasser hineinschütten, damit der Schmutz abfloss. Aber wenn man die Tür schließen wollte, konnte vor allem André sie nicht schließen, weil seine Beine zu lang waren. Wenn er die Tür geschlossen hätte, wäre er ganz eingeklemmt gewesen und hätte sich nicht bequem hinsetzen können. Das war die Toilette. Am schlimmsten war es abends: Es gab keinen Strom. Also benutzten wir eine Laterne. Zuerst waren wir mit einer Kerze losgezogen, aber da das Wetter oft schlecht war und es viel regnete, kaufte André eine Sturmlampe. So konnte man auch bei jedem Wetter auf die Toilette gehen.

Dann hatte André beschlossen, dass wir das Geld, das wir noch hatten, dazu verwenden sollten, um irgendetwas Luxuriöses zu machen: einen kleinen Garten. Er ließ Arbeiter kommen, und sie haben einen kleinen Rasen angelegt, der nie wuchs, und einen Baum, einen kleinen Baum, der aussah wie ein Skelett; er versuchte, zu wachsen, aber er schaffte es nicht – doch nach zwei Jahren: Er überlebte und hatte im Frühling sogar ein paar Blätter. André ließ ein paar Blumen setzen, von denen einige wuchsen. Das war immerhin ein Versuch.

Auf der anderen Seite unseres Gartens lagen die Schrebergärten und ein Ballsaal, der genau mit unserem kleinen Garten und unserer Abstellkammer verbunden war. Und genau da, in diesem Saal wurde jeden Samstag und jeden Sonntag, aber vor allem samstags, getanzt! Und es war ein Lärm, ein teuflischer Krach! André war wütend, weil er oft seine Predigt vorbereiten musste und nicht konnte; es war eine sehr anstrengende und ermüdende Musik, überhaupt nicht schön; es gab Geschrei auf der Straße, ein ständiges Kommen und Gehen; ein Verkäufer von Pommes frites vor der Tür des Balls machte einen schrecklichen Rauch und Gestank. Die „schönen Damen“, die mit den Arbeitern tanzen gingen, trugen oft kleine Seidenkleider, helle Kleider; sie gingen hinaus, aßen Pommes frites, ihre Kavaliere aßen ebenfalls Pommes frites, dann gingen sie alle

zurück zum Ball. Dann legte sich die fettige Hand des Kavaliers auf den Rücken seiner Partnerin und hinterließ Abdrücke. Am Ende des Abends waren diese schönen kleinen rosa, blauen oder gelben Kleider mit fettigen Abdrücken bedeckt – ein zugleich lustiges und trauriges Detail.

Wir kamen in dieses Haus in Sous-le-Bois und kurz darauf folgte unser Umzug. Das war sehr schwierig, weil André schon sehr mit der Gemeindearbeit beschäftigt war: Monsieur Perret, der eher ein strenger Chef war, gab ihm und Fräulein Jovet, der Gemeindeassistentin, jede Woche eine Wahnsinnsarbeit zu erledigen. Er war sich nicht bewusst, dass wir uns trotzdem einrichten mussten. Wir hatten uns also noch nicht eingerichtet und André war nie da. Wir mussten Kisten öffnen, und ich konnte sie nicht alleine öffnen. Ich hatte nicht einmal das Werkzeug dafür. Wir kauften Brot und ein paar Wurstwaren; wir brachen das Brot mit der Hand und es war ziemlich erbärmlich. Schließlich gelang es André nach und nach, die Dinge zu richten.

Ein paar Tage nach unserer Ankunft in Maubeuge (wir hatten alle Kisten geöffnet, wir hatten ein Bett in die Küche gestellt, es war wirklich Camping), also eines Morgens, wachte ich auf und hörte ein komisches Geräusch. Da war eine sehr laute Stimme, die auf der Straße schrie. Es war eine Fischverkäuferin. Sie pries ihre Fische an. Es war vielleicht ein Freitagmorgen. Ich hörte, wie die Tür geöffnet wurde, und dann eine Frau, die schrie. Wer war das? Die Fischverkäuferin, die verrückt wurde? Aber nein! Es war Marie, die Haushälterin meines Schwiegervaters, die netterweise für ein paar Tage gekommen war, ohne mir Bescheid zu sagen, um mir beim Einrichten zu helfen. Das war wirklich sehr nett und charmant und es war diese liebe Marie, die uns geholfen hat, unser Haus ein wenig auf Vordermann zu bringen.

Schließlich hatten wir uns niedergelassen und taten unser Bestes – trotz der Schwierigkeiten mit Herrn Perret. Er war ein Mann mit einem großen Herzen, der uns auch später noch aus der Ferne begleitete. Während unseres ganzen Lebens sahen wir ihn oft wieder; aber damals war er so streng und anspruchsvoll, dass die arme Gemeindeassistentin, die kein ‚Ventil‘ hatte (wir waren zu zweit und sie war allein), weinend in unsere Mitte kam. Sie wünschte sich sehr, von André zu Hause besucht zu werden. Sie wohnte in der Bruder-

schaft. André konnte nicht sehr oft dorthin gehen, weil das die Leute zum Tratschen gebracht hätte, vor allem, weil Fräulein Jouvét immer begeistert und aufgeregt wirkte und ‚alle Segel setzte‘. Sie hatte, wie sie sagte, bereits elf Heiratsanträge erhalten; davon erzählte sie den jungen Mädchen in der Gemeinde. Ihr versteht also, dass die Situation ziemlich delikat war ...

In Amerika hatte André versprochen, dass wir wenigstens eine Dusche haben würden. Er hatte mir gesagt, dass wir sehr arm sein würden, dass ich nicht einmal in die Geschäfte gehen könnte und lediglich auf den Markt gehen solle, um ein paar Pfennige zu sparen, aber dass wir trotzdem einen Luxus haben würden, und dieser Luxus würde eine Dusche sein. Aber es gab keine Dusche, es gab ja nicht einmal fließendes Wasser, bis André veranlasst hatte, fließendes Wasser in der Küche zu installieren. Wir wuschen uns nur mit großer Mühe. Wir hatten ein klappbares Bidet gekauft, das wir in der Küche benutzten und nach Gebrauch die Beine einklappten und das Bidet im Esszimmer im untersten Teil des Schrankes aufbewahrten, wo man normalerweise eher Dinge aufbewahrt, die ins Esszimmer gehören. Wenn man das Bidet dann brauchte, holte man es wieder hervor. Ihr seht, wie praktisch das Ganze war!

Eines schönen Tages musste André nach Paris fahren, wahrscheinlich um seine Dissertation zu verteidigen. Er hatte seine amerikanische Dissertation bereits abgeschlossen, die französische aber noch nicht verteidigt. An diesem Abend kam er mit einem Paket zurück, einem wunderschönen Paket, das zwar nicht sehr groß war, aber dennoch eine Überraschung darstellte. Und er sagte zu mir:

– „Hier ist ein Geschenk für dich.“

– „Nun, was ist das?“

– „Nun, es ist eine Dusche.“

– „Eine Dusche!!! Aber wie, eine Dusche in diesem kleinen Paket?“

Wir öffneten das Paket, in dem sich eine Art kleine Metallschlange befand. Diese Schlange sollte auf einen Gasbrenner gesteckt werden (wir hatten einen Kocher mit zwei Platten). Ein Ende der Schlange konnte man mit einem kleinen Gummischlauch mit dem Wasserhahn an der Spüle verbinden; auf der anderen Seite gab es einen weiteren Gummischlauch, der zu einer Art kleinem Gießkannenkopf führte, einem sehr kleinen Gießkannenkopf. Wir kauf-

ten also eine Zinkwanne, die wir vor dem Gaskocher auf den Boden stellten; wir zündeten das Gas unter der kleinen Schlange an; das Wasser aus dem Wasserhahn floss durch das erste Rohr, durch die kleine Schlange, wo es sich erwärmte, und dann durch das zweite Rohr, das in dem kleinen Gießkannenkopf endete, wieder heraus. Einer von uns stand in der Wanne und der andere machte ihn ganz nass; das dauerte eine Weile, weil der Gießkannenkopf so klein war, dass er nur wenige Quadratzentimeter des nackten Körpers benetzte! Dann seifte man sich ein und danach musste man sich abspülen, wobei auch das Abspülen eine sehr lange Prozedur war. Aber wir waren mit unserem Kauf zufrieden. André hatte mir eine Dusche versprochen, und siehe da, ich hatte eine!

Und was ist passiert? Eines schönen Tages kam ein wütender Herr Perret. Er war wirklich außer sich und sagte, dass wir abends die Fensterläden in unserer Küche nicht schließen würden.

– „Aber warum wollen Sie, dass ich sie schließe“, sagte ich, „wenn es doch einen Garten gibt und dann danach noch einen Garten?“

– „Unvorstellbar: Man sagt, dass man Sie nackt in Ihrer Küche sieht, dass Sie eine seltsame Art haben, sich zu waschen, dass Sie ein ganz außergewöhnliches Gerät haben, und die Arbeiter, die in dem großen Haus dort hinten nach den Gärten wohnen, machen sich einen Spaß daraus, Sie zu beobachten. Sie haben sich sogar ein Fernglas gekauft und interessieren sich sehr für alles, was Sie tun! Verstehen Sie, ein Pfarrer sollte sich nicht so zeigen, ganz nackt, und seine Frau auch nicht.“

Er war sehr wütend. Was mich betrifft, ich war nicht einmal erschrocken.

– „Hören Sie, Herr Perret, da sich die Menschen in diesem Land in jedem Fall wenig waschen, sollen sie wenigstens sehen, wie man sich waschen kann! Ich halte das für pädagogisch wertvoll und sehr wichtig, aber ich glaube nicht, dass es etwas sehr Ernstes ist.“

Nun, Herr Perret dachte nicht so ... Wir schlossen trotzdem die Fensterläden.

Am Sonntag war es Madame Perret, die mir beibringen sollte, wie man als Pfarrfrau zu sein hat: in religiöser Hinsicht, in Bezug auf den Haushalt und darauf, wie man Leute empfängt. Sie war eine hübsche Frau, sehr schlank, mit großen schwarzen Augen, schwar-

zem Haar, und ihre Rehaugen waren immer mehr oder weniger erschrocken; ich glaube, sie hatte ein bisschen Angst vor ihrem Mann, einem Schweizer aus La Chaux-de-Fonds, dort oben in den Bergen, wo man ziemlich grob und ungeschliffen ist; von Zeit zu Zeit hatte sie Phasen der Depression. Sie war es, die mich lehrte, eine gute Pfarrfrau zu sein. Ich dachte mir, wenn man ‚durchdrehen‘ oder depressiv sein muss, um eine gute Pfarrfrau zu sein, ist es das dann wert?

Am Sonntag nach dem Gottesdienst waren wir immer zum Mittagessen bei den Perrets eingeladen. Es gab immer Eintopf, weil der Eintopf köchelte, während wir im Gottesdienst waren. Es gab Fleisch und Gemüse und noch etwas, das ich noch nie gesehen hatte, eine Aluminiumkugel. Sie hatte viele kleine Löcher und war mit Reis gefüllt. Man hängte sie an einer Kette mit einem kleinen Haken an den Rand des Topfes. Also garte der Reis im Topf, ohne sich mit dem Rest zu vermischen. In einem Schmortopf garten so das Gemüsesegericht, die Brühe und gleichzeitig der Reis und das Fleisch. Alles war in einem Topf, und das fand ich sehr schlau. Frau Perret gab uns all diese Informationen und zusätzlich sagte sie mir, wie ich einkaufen sollte. Im Norden war es üblich, oft Suppe zu essen, sogar zweimal am Tag, mittags und abends, Gemüsesuppe mit vielen verschiedenen Gemüsesorten und kleinen Kräutern; also musste man das alles einkaufen. Ich geriet in Panik, weil ich zwar literarisches Französisch gelernt hatte, aber ich wusste nicht, wie die Gemüse, vor allem die speziellen Gemüse hießen; ich kannte nicht einmal die Namen der Küchengeräte. Bei uns zu Hause, vor allem in der russischen Umgebung meiner Großmutter, wurde nie über solche Dinge gesprochen; das waren Dinge, die völlig außerhalb meines Lebens lagen. Also lernte ich diese Wörter mit der Hilfe von Simone, einem zunächst nicht sehr tüchtigen 13-jährigen Mädchen, das kam, um mir ein wenig zu helfen; aber sie war nett und ich lernte dank ihr kulinarisches Französisch und die Namen der Küchengeräte. Ich sagte zum Beispiel „le lévier“ statt „l'évier“ – ich hatte noch nie zuvor von einer ‚Spüle‘ (l'évier) gehört.²⁸

²⁸ Aus Simone Pévenage wurde Simone Mairesse, eine unserer effizientesten und engagiertesten Mitarbeiterinnen in Chambon, die während des Krieges Juden versteckt hat. Sie ruft mich immer noch regelmäßig an, und ich bin schon über 90 Jahre alt ...!

Frau Perret sagte zu mir: „Sie werden auf den Markt gehen, Sie werden Händler sehen, die Gemüse verkaufen und ein offenes Taschentuch auf den Boden legen; auf diesem Taschentuch befindet sich eine Menge kleiner Gemüse; das ist für die Suppe. Jedes Taschentuch enthält genug verschiedenes Gemüse, um eine Suppe zu kochen. Dazu kommen noch ein paar Kartoffeln. Sie geben das alles in kochendes Wasser und wenn es gar ist, passieren sie das Ganze und es wird eine Suppe daraus.“ Ich ging also zum Markt, sah die Händler mit ihren Taschentüchern auf dem Boden liegen, kaufte den gesamten Inhalt eines Taschentuchs, legte den Inhalt des Taschentuchs in das kochende Wasser und wartete dann. Das Wasser begann zu kochen, und wenn das Wasser kocht, geht das Gemüse darin auf und ab. Es war sehr interessant zu sehen, wie das Gemüse einen Tanz aufführte.

Da klingelt es auch schon an der Tür. Ich mache auf und es war Herr Perret. Bei ihm zu Hause kontrollierte er Andrés Arbeit, bei mir hingegen kontrollierte er den Haushalt, einfach so, von Zeit zu Zeit, ohne Vorwarnung. Er ging in die Küche:

- „Was tun Sie?“
- „Nun, ich koche Suppe.“
- „Wie wird die Suppe gekocht?“
- „Ich koche die Suppe so, wie Ihre Frau gesagt hat.“
- „Was hat sie gesagt, meine Frau?“
- „Ihre Frau hat mir gesagt, ich solle den Inhalt eines Taschentuchs nehmen und das ins Wasser legen usw.“
- „Dann lassen Sie mich sehen.“

Er öffnet den Deckel des Topfes und sieht, dass das Gemüse nicht geschnitten war. Vielleicht war es ein wenig, aber auf jeden Fall sehr wenig geschnitten.

– „Wie, Sie haben das Gemüse nicht geschnitten? Wie sollen wir das Gemüse denn im Ganzen passieren? Ich zeige Ihnen, wie man das macht.“

Monsieur Perret war eher klein. Er hatte eine große Brille für Kurzsichtige und einen fulminanten Blick hinter diesen großen Doppel- oder Dreifachgläsern. Da mein Gaskocher sehr hoch stand, stellte er sich auf die Zehenspitzen und schaute in den Topf (von oben nach

unten, sehr wenig von oben und eher von unten); er sagte mir, ich solle ihm eine Schere bringen. Ich holte eine und jedes Mal, wenn ein Gemüse nach oben kam, z. B. ein Lauchstängel oder ein Kohlblatt, klemmte er dieses Gemüse mit der Schere ein und schnitt es durch! Aber es war nicht genug und es dauerte sehr lange. Er wartete, bis jedes Gemüse wieder nach oben kam, und jedes Mal: tack, ein Scherenschnitt, tack, ein Scherenschnitt! Es amüsierte mich sehr, ihn in dieser seltsamen Situation zu sehen. Auf jeden Fall war es sehr nett von ihm und: Es war Herr Perret, der mir beibrachte, wie man Suppe kocht.

Ein anderes Mal klingelte er einfach so, aus heiterem Himmel; ich hatte mich gerade übergeben, ich erbrach etwas Entsetzliches. Er hat mir freundlich geholfen und mir erste Hilfe geleistet. Ich hatte viele kleine Ängste. André kam nachts sehr, sehr spät nach Hause. Ich war allein. Es gab seltsame Geräusche. Mehrmals klopfte man an die Tür, weil man dachte, es sei noch ein Café. Es gab jede Menge Betrunkene und Leute von zweifelhaftem Ruf, die herumliefen. Es war kein Ort der Ruhe, obwohl es vor dem Haus eine Wiese mit Kühen gab. Aber hinter dem Haus und an der Seite, das waren wirklich Slums. Neben den abendlichen Schrecken hatte ich auch Angst, weil ich schwanger war, ich, die ich so viel geweint hatte, weil ich dachte, dass ich nie ein Kind haben würde! André hatte mir ein bisschen erklärt, wie das alles abläuft. Ich hatte fast Angst vor allem, was in meinem Inneren vor sich ging, vor allem, weil meine Mutter bei der Geburt gestorben war, und ich sagte mir, dass es mir vielleicht auch schlecht gehen und dass ich bei der Geburt sterben würde.

Und dann war da noch die Geschichte von einem Teppich, den André in Marokko gekauft hatte; dieser Teppich war in St-Quentin sehr schlecht verstaubt worden. Man hatte ihn in irgendeinen Schuppen gelegt, während André in Amerika war. Als wir ihn in unserem Zimmer ausbreiteten, wussten wir nicht, dass sich darin kleine Eier befanden. Als wir das Haus ein wenig aufheizten, kamen viele kleine Würmer aus dem Teppich und bevölkerten das Zimmer. Und ich ekelte mich, ich hatte Angst! Wir mussten den Teppich in die Reinigung geben, dann musste er in einen speziellen Ofen, um ihn zu desinfizieren, was mich noch mehr ekelte.

Ein anderes Mal bat mich André um meinen Koffer, damit er seinen Talar darin verstauen konnte. Im Norden zog man keinen Talar

an; der Pfarrer predigte einfach so, gekleidet wie immer, möglichst in Schwarz. Aber bei Beerdigungen musste man einen Talar haben, weil man sonst gedacht hätte, dass die Beerdigung eine zivile Beerdigung war. Die Leute, die ein kirchliches Begräbnis wollten, wollten diese Formalität, damit man wusste, dass es sich um ein ordentliches Begräbnis handelte. Also lieh sich André meinen schönen Koffer, den ich von einer amerikanischen Schülerin bekommen hatte. Er benutzte ihn, um seinen Talar hineinzulegen, und da er nicht wusste, wohin mit dem Koffer vor und nach der Beerdigungszeremonie, legte er ihn einfach auf den Leichenwagen. Ich, die ich mich schon vor den Würmern ekelte, die ich Angst hatte, weil ich schwanger war, die ich Angst hatte, nachts allein in diesem Haus zu sein, musste feststellen, dass mein Koffer auch noch auf dem Leichenwagen Ausflüge machte!!! Tote und Leichenwagen ängstigten mich immer noch sehr. Seit meiner Kindheit machte mir das wirklich Angst. Und André hat mich ausgelacht!!!

Und noch etwas machte mich sehr einsam: Leider misstraute man mir, man misstraute mir wegen meiner Religion, die in der reformierten Kirche Frankreichs und in der Gemeinde von Maubeuge nicht zu 100 % protestantisch war; man misstraute mir, weil ich bürgerlich war; man misstraute mir, weil ich Italienerin war und weil ich von André in Amerika „aufgelesen“ worden war, weil ich nicht formell ausgebildet worden war, gut ausgebildet in einem Umfeld von zukünftigen Pfarrfrauen. So lud mich Frau Perret, die die Gruppe der Mütter der Bruderschaft leitete nicht zu dieser Gruppe ein. Ich blieb also zu Hause.

Eines Tages, als Frau Perret in ein Pflegeheim ging, weil sie gerade eine ihrer Angst- und Traurigkeitskrisen durchmachte, wurde ich gebeten, ihren Platz einzunehmen und den Frauen der Gruppe einige Gespräche und Vorträge anzubieten. Es gab nur eine einzige Bürgerliche, Frau Pinay, die ich später in Versailles wieder traf. In dieser Gruppe begann ich, Gespräche zu gestalten. Ich wusste nicht, dass ich eine gewisse Veranlagung hatte, vor Publikum zu sprechen. Ich wusste, dass ich bei Prüfungen sehr gut abschnitt. Ich wusste, dass ich Vorträge gehalten hatte, z. B. über französische Literatur, aber das war immer in einem schulischen und intellektuellen Kontext. Es ging nicht darum, zu Leuten zu sprechen, die nur gekommen waren, um mich zu hören. Ich nahm ein sehr interessantes Buch

zur Hand, die Biografie von Mathilda Wrede²⁹, die sich um Gefangene gekümmert hatte. Ich habe es in Abschnitte eingeteilt. Ich bereitete mich ziemlich ernsthaft darauf vor, versuchte es vorzutragen, ohne abzulesen, sprach spontan mit einem Ausdruck in der Stimme, ein bisschen italienisch, denke ich, mit begeisterten Gesten, da mich das Thema interessierte. Die Frauen waren erfreut, es gefiel ihnen sehr gut. Als Frau Perret zurückkam, war es vorbei, und erst viel später erfuhr ich von Frau Pinay, dass man mich sehr bedauert hatte. Sie, vor allem, bedauerte, dass ich keine Gespräche mehr in dieser Gruppe von Damen gestaltete. Das war ein kleiner Lernprozess für mich.

Ein anderes Mal bekamen wir einen seltsamen Besuch. Es war Monsieur Heuzé, ein Pfarrer der reformierten Kirche Frankreichs, der zu dieser Zeit Mitglied der Société Chrétienne du Nord war. Mein Schwiegervater, Paul Trocmé, war Vorsitzender der Société Chrétienne du Nord. Monsieur Heuzé kam im Gehrock, um mit André zu sprechen. Es war ein Montag, der Tag, an dem die Pfarrer frei hatten, aber unser freier Montag wurde leider immer verkürzt: Bei Perret fand die Mitarbeiterbesprechung statt, und es gab immer Arbeit zu erledigen. Da kommt Heuzé im Gehrock daher! Warum im Gehrock? Wegen der Pfarrersgarderobe! Da die Pfarrer so schlecht bezahlt wurden (es gab damals keine Sozialversicherung und kein Kindergeld), gaben die reichen Protestanten ihre alten Kleider in die Pfarrkleiderkammer. Und die alten Kleider, die am neuwertigsten waren, waren die Gelegenheitskleider, wie die Schwalbenschwänze oder die Festkleider. Die sehr reichen und sehr guten Leute dachten, dass dies den Pfarrern entgegenkommen würde, weil es besser war, wenn der Pfarrer anders als die anderen gekleidet war. Das wirkte seriös, nicht wahr?! So sah also die Pfarrersgarderobe aus. Zum Glück zog André nie etwas in dieser Art an.

²⁹ Mathilda Wrede (1864-1928) war eine finnische Aristokratin und Evangelistin, die dafür bekannt ist, dass sie sich sehr für die Verbesserung der Haftbedingungen in den finnischen Gefängnissen und für die Wiedereingliederung von Häftlingen eingesetzt hat. Ihre erste Biografie (wahrscheinlich die, die Magda Trocmé verwendet) ist die von Ingeborg Maria Sick: *Mathilda Wrede*. Fangernes Ven (Kopenhagen), Gyldendalske Boghandel-Norkisk Forlag, 1921), ins Französische übersetzt unter dem Titel: *Mathilda Wrede, L'amie des prisonniers finlandais* (Neuchâtel, Attinger, 1925) (Anm. d. franz. Editoren).

Aber Heuzé war so gekleidet. Ich sah ihn kommen. Er sah ein bisschen bäuerlich aus, ziemlich stark, ziemlich dick, mit einer sehr lauten Stimme, flammenden Augen; er war ein sehr sympathischer Typ, der wunderbar sang. Leider starb er während des Zweiten Weltkriegs, kurz vor der Befreiung des Konzentrationslagers, in dem er interniert war. Heuzé war gekommen, um mit André ein sehr ernstes Gespräch im Namen der Nordgruppe zu führen. Er wollte André erklären, dass er unbedingt Jesus Christus und nichts anderes zu predigen habe. André, sehr erstaunt, sagte: „Aber das ist doch meine Berufung, ich bin Pfarrer geworden, um Jesus Christus zu predigen. Warum kommst du und redest so mit mir?“ Wahrscheinlich hat es Gerede gegeben. Was hatte man wohl gesagt? War es Perret, waren es andere wohlmeinende Leute, sehr zurückgebliebene oder sehr vorschriftsmäßige Leute, die dachten, dass André als Wehrdienstverweigerer ein schlechter Prediger war? Spielte Andrés Pazifismus eine Rolle? War es, weil André darum gebeten hatte, ein Jahr lang als Arbeiter zu arbeiten?

An dieser Stelle muss gesagt werden, dass man André es unmöglich gemacht hatte, Maubeuge abzulehnen. Man hatte ihn glauben lassen, dass er unbedingt nach Maubeuge gehen müsse. Dabei hatte er andere Angebote bekommen. Rockefeller hatte ihn gebeten, in Amerika zu bleiben; die amerikanische theologische Fakultät wollte, dass er noch ein Jahr dort bleibt und seine Doktorarbeit abschließt; André hatte den Plan gehabt, eine Weltreise zu machen, zu Tagore und Gandhi zu gehen; er hätte an die Elfenbeinküste gehen können, wo es eine religiöse Erweckung gab, die von einem Schwarzen ausgelöst worden war. All das war spannend. André hatte all das aufgeben müssen und Maubeuge akzeptiert. Erst danach wurde ihm klar, dass es sich im Grunde um eine Art Hinterhalt handelte: Connord, der sich nicht mit Perret verstand, wollte unbedingt gehen, konnte dies aber nicht tun, bevor er einen Ersatz gefunden hatte. Und der Ersatz war dieses ‚kleine Unschuldslamm‘ aus Amerika, der jüngste Sohn von Monsieur Paul Trocmé, ein Kleinbürger voller Berufung, dem es an menschlicher Erfahrung fehlte und der diesen kleinen Hinterhalt nicht verstehen würde: Man hatte ihn nach Maubeuge geholt und ihm gesagt, dass dies unerlässlich sei, dass es seine Pflicht sei. Als wir das merkten, waren wir wirklich sauer. Aber wir waren zusammen, wir liebten uns sehr. Wir dachten, es sei

ein Lernprozess, dieses schwierige Leben mit Perret, nach zwei oder drei Jahren würden wir gehen, denn im Grunde war ein Lernprozess nichts, was zu lange dauerte. Schade, dass wir betrogen worden waren ... André erklärte Heuzé, dass er versuchen würde, Jesus Christus zu predigen.

Ein anderes Mal bekamen wir von neuem außergewöhnlichen Besuch. Ein Herr kam herein, der ebenfalls einen Gehrock trug. Er trug einen komischen Hut und der Gehrock passte nicht zu seiner Größe. Er hatte einen sehr starken russischen Akzent. Er sagte, sein Name sei Herr Batchev, er habe von uns gehört, von diesem Pfarrer, der halbwegs nett war, und er wisse nicht, wohin er gehen solle; er habe weder Geld noch Arbeit. All diese Schwierigkeiten kommen leicht auf einen alten russischen Herrn zu, der in Wahrheit nicht arbeiten will.

Er erzählte uns sein ganzes Leben. Er war ein ziemlich einfacher Mann, ein Büroangestellter in Russland, sogar in Sibirien. Eines Tages hatte er Seelenschmerz, er war traurig und saß auf einer Bank, als sich eine Frau auf die gleiche Bank setzte. Die Frau hatte ebenfalls einen schlechten Tag. Also beschlossen sie zu heiraten. Als sie verheiratet waren, bekamen sie zwei Kinder, einen Jungen namens Pierre und ein Mädchen namens Sonia. Pierre war Filmschauspieler in Paris geworden. Sonia war ebenfalls in Paris Ballerina. Beide hatten wenig Geld und konnten ihrem Vater nicht viel helfen. Die Ballerina hatte große Ausgaben, weil sie ihre Ballettschuhe aus Italien kommen lassen musste, damit sie auf Spitze tanzen kann. Mir schmolz das Herz, weil er Russe, Emigrant und arm war. Wir luden ihn zum Abendessen ein und versuchten dann, ihn ab und zu einzuladen und ein bisschen wie eine Familie für ihn zu sein. Das war ein Irrtum, denn später, in der zweiten Gemeinde, tauchte er wieder auf! Ich werde euch diese Geschichten erzählen, wenn ich über Single-Noble spreche.

Ein weiterer seltsamer Besuch war der des Hausmeisters der Bruderschaft. André kümmerte sich sehr um diesen Hausmeister, der früher ein Trinker gewesen war, dann lange Zeit Mitglied des Blauen Kreuzes³⁰ und plötzlich wieder ein Trinker war: Abends

³⁰ Das Blaue Kreuz ist eine internationale Bewegung protestantischen Ursprungs, die 1877 von dem Schweizer Pfarrer Louis-Lucien Rochat (1849-1917) gegründet

nach der Arbeit ging er in alle Kneipen, er betrank sich total. Also nahm André sein Fahrrad und wann immer er die Möglichkeit hatte, jagte er ihm von einem Café zum anderen hinterher, immer in der Hoffnung, ihn einzuholen und ihn wenigstens aus dieser Höllentour herauszuholen. Denkt mal: Dieser Mann gab oft seinen gesamten Lohn für zwei Wochen aus, nur weil er ihn in einem Café liegen ließ! Anstatt den vereinbarten Betrag zu zahlen, ließ er jeden beliebigen Geldbetrag liegen und spielte den großen Herrn. Er sagte, dass er den Rest nicht brauche. Also nahm André den Rest, schnappte sich die Wirtin und sagte ihr, dass es gesetzlich verboten sei, betrunkenen Männern Alkohol zu servieren; und dann setzte er seine Tour fort. Und so kam es, dass André und dieser Mann eines Tages bei mir landeten. Es war am Abend. Der Mann war in einem so schlechten Zustand, dass es unmöglich war, ihn nach Hause zu schicken. Er konnte sich nicht mehr auf seinem Fahrrad halten; es war wirklich schrecklich. André, der die beiden Fahrräder schob und den Mann zog, kam und sagte: „Hör zu, wir müssen ihn bei uns behalten, es gibt nichts Anderes zu tun.“ Wir versuchten, ihn ein wenig zu säubern; er hatte sich übergeben und erbrach sich weiter in unserer Küche. Wir legten ihn auf das Bett im Gästezimmer, und auch dort übergab er sich. Stellt euch das vor: Fügt dieser Geschichte den Koffer auf dem Leichenwagen hinzu, die Würmer im Teppich aus Marokko ... Am nächsten Morgen verbrannte ich alles, was kontaminiert worden war. Es war wirklich ein seltsamer Besuch. So habe ich begonnen, die Alkoholiker kennenzulernen. Und das hat mir im Leben geholfen, denn ich habe sie getroffen, die Alkoholiker, ich habe sie an anderen Orten gesehen. Und man hat weniger Angst vor ihnen, wenn man an sie gewöhnt ist ...

Ein anderes Mal war André zu einem Besuch bei Gemeindemitgliedern. Es war etwa kurz vor dem Frühling, sagen wir Februar; es war noch kalt. André kam ganz triumphierend mit einem kleinen Strauß Anemonen zurück, ganz einfache Anemonen. Ich nahm sie, bedankte mich und stellte sie in eine Vase, dann dachte ich nicht mehr daran. André sah ziemlich verdrossen aus und ich verstand

wurde, um alkoholabhängigen Menschen zu helfen. Der Verein beruht auf brüderlicher und spiritueller Hilfe zwischen Nicht-Alkoholikern, die sich zur völligen Abstinenz verpflichten, und Alkoholikern und bietet individuelle Patenschaften an (Anm. d. franz. Editoren).

nicht, warum. Ein paar Tage später erzählte er mir wieder von den Anemonen. Sie waren da, ein bisschen bedauernswert anzusehen, weil sie sehr schnell verwelkt waren, und er sagte zu mir:

„Du hast dich nicht gefreut über die Anemonen.“

„Oh ja, danke, das war sehr nett. Hast du sie am Straßenrand gepflückt?“

Komische Situation ... Ich wusste nicht, dass Anemonen im Februar in Nordfrankreich, fast an der Grenze zu Belgien, nicht wachsen!

„Sieh Magda“, sagte André, „du hast keine Ahnung! Das ist eine sehr wertvolle Sache: Sie kommen aus dem Süden. Ich war bei einem Gemeindemitglied, das eine Diakonisse zu Besuch hatte, die gerade von der Küste zurückkehrte; sie hatte Anemonen mitgebracht. Um nett zu dir zu sein, die du aus dem Süden kommst, hat man mir diese paar Anemonen gegeben, und ich war so glücklich, dir eine Freude zu machen!“

„Oh, ich dachte, die sind vom Straßenrand! Du weißt doch, hier zwischen Maubeuge und Sous-le-Bois gibt es diese kleine Nebenstraße, die von kleinen Hecken, kleinen Wiesen mit Kühen gesäumt ist, und es gibt ein bisschen Gras am Straßenrand: Ich war überzeugt, dass du diese Anemonen gepflückt hast!“

So kann es zu Missverständnissen kommen, weil die Menschen aus dem Süden und die Menschen aus dem Norden nicht immer die gleichen Erfahrungen gemacht haben ... Diese Geschichte ist interessant, weil man sie in verschiedene Kontexte übertragen kann: nationale, religiöse, politische etc. Zum Beispiel wollte André unsere Geburtstage feiern. Wir hatten so wenig Urlaub, und die Montage waren so zerfleddert von der Mitarbeiterversammlung bei Herrn Perret! An unserem Verlobungs- und unserem Hochzeitstag, im Mai und im November, machten wir also einen kleinen Spaziergang. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, welcher Spaziergang der erste war. Aber ich erinnere mich noch sehr gut an den Besuch der Grotten von Han in Belgien, nahe der Grenze. Es sind tolle Höhlen und ich hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Als wir zurückkehrten, war Monsieur Perret verärgert. Er sagte: „Wie?! Immer sind es die Jahrestage! Wie oft habt Ihr Hochzeitstage: einen im Frühling, einen anderen im Herbst?“ Es war nicht einfach, das Leben mit Herrn Perret ... Er verstand nicht, dass Verlobung und Hochzeit

zwei verschiedene Dinge waren und dass wir ab und zu trotzdem einen Urlaubstag brauchten. Schließlich waren wir frisch verheiratet!

Es gab noch eine andere Sache, die uns sehr quälte, abgesehen von Herrn Perrets etwas hemdsärmlicher Art. Wir waren entmutigt, weil ein Versprechen nicht eingehalten worden war. Ich habe euch erzählt, dass man André nach Maubeuge geholt und ihm gesagt hatte, dass es sehr dringend sei, was nicht stimmte. Aber darüber hinaus hatte man André versprochen, ihm einen längeren Urlaub zu geben, um Erfahrungen als „Arbeiterpfarrer“ zu sammeln, bevor er eine Pfarrei übernimmt. André wäre sehr gerne eine Zeit lang Arbeiter gewesen, kein Pfarrer, sondern ein echter Arbeiter. Man hatte ihm gesagt, dass das möglich wäre. „Natürlich, ja, ja“, es war in Ordnung. Als die Ferienzeit kam, bat André erneut darum, das Praktikum in einer Fabrik machen zu dürfen. Herr Perret sagte zu ihm: „Nun, da es versprochen ist ... aber es würde mich sehr erstaunen, wenn man Sie nehmen würde; Sie können es ja mal versuchen.“ Daraufhin ging André, der sehr naiv war, zu einem der Chefs einer großen Fabrik. Die Antwort war kategorisch: „Ich würde eher Marcel Cachin (damals der große kommunistische Chef) einstellen als einen protestantischen Pfarrer, der hier herkommt und die Revolution und das Chaos in meiner Fabrik anzettelt.“ Hatte Herr Perret mit dem Direktor der Fabrik gesprochen? Hatte dieser Direktor zudem gewusst, dass André ein zukünftiger Wehrdienstverweigerer war? Wusste er, dass André Ideen hatte, die nicht ganz regelkonform waren? Wie auch immer, aber die Erfahrung als Arbeiter war nie möglich. Und das war eine große Enttäuschung.

Zu dieser Zeit gab es eine Pfarrei im Norden, in Sin-le-Noble in der Nähe von Douai, die vakant werden sollte, weil Fabre, André's Freund, der unsere Trauung gehalten hatte, dort weggehen sollte. André schrieb sofort und wurde sehr leicht in Sin-le-Noble ernannt. So endete die Geschichte von Maubeuge und Sous-le-Bois. Aber wenn ich schon von Fabre spreche, muss ich euch etwas sehr Lustiges erzählen, das während unserer Hochzeit passierte und das ich vergessen habe, euch zu sagen. Ihr wisst, dass an diesem Tag nur Fabre zum Essen eingeladen war, da er die Trauung gehalten hatte. Es hatte eine Szene zwischen André und seinem Vater gegeben, der sehr wichtige Personen und nicht ‚die kleinen Fische‘, die Pfarrer

und Freunde von André einladen wollte. Da im letzten Moment einige dieser wichtigen Personen nicht kommen konnten, blieben einige Plätze am Tisch frei; André versuchte daher, einige Freunde aufzusammeln, die zur Hochzeit gekommen waren, obwohl sie nicht zum Essen eingeladen waren. Unter anderem Cornier und Babut. Diese eilten zunächst in die Stadt und kamen dann wieder zurück. Wir wussten nicht, was sie in der Stadt gemacht hatten. Während der ganzen Zeit, die sie in dem großen Haus in St. Quentin blieben, bewegten sie sich immer mit dem Rücken zur Wand, anstatt durch die Räume zu gehen wie alle anderen. Das kam uns etwas seltsam vor, aber wir hatten an diesem Tag andere Dinge zu tun. Erst später fragte André Cornier und Babut, aus welchem Grund sie während des Hochzeitsempfangs die Wände entlang geschlichen waren. Daraufhin fingen sie an zu lachen. Babut sagte: „Ich, ich hatte ein schmutziges Hemd, ich musste schnell in ein Geschäft rennen, um einen sauberen Kragen zu kaufen.“ Und Cornier hatte Löcher in seiner Hose! Besonders eines, ein großes. Und deshalb schlich er die Wände entlang! Babut, der bei ihm war, schlich mit Cornier die Wände entlang, um ihn nicht alleine zu lassen. Das ist eine seltsame Erklärung.

Ich will euch von Nellys Geburt erzählen. Natürlich war ich in der Klinik Ambroise Paré in Lille angemeldet, wo die meisten Kinder von Pfarrern aus dem Norden geboren wurden. All das war von vornherein festgelegt. Aber woher sollte man wissen, wann ein Kind geboren wird? Man müsste schon in den Plänen der Götter stecken, um den Tag der Geburt genau zu kennen! Auf jeden Fall wurde Nelly für das Datum X erwartet; ich begann bereits, sehr müde zu werden, so müde, dass ein reizendes kleines Mädchen, Simone Pévenage³¹, ab und zu kam, um mir zur Hand zu gehen; sie amüsierte sich sehr. Sie war so klug! Wie soll ich es ausdrücken? Sie half mir und wollte gleichzeitig etwas lernen; sie stellte mir Fragen über Amerika, über Wolkenkratzer, über die Reisen, die ich unternommen hatte; sie wollte alles wissen. Wir öffneten gemeinsam die Schublade, in der ich Nellys gesamte Babyausstattung hatte, und ich

³¹ Simone Mairesse Pévenage, die bereits oben erwähnt wurde.

zeigte ihr hübsche kleine Dinge: Ich hatte nicht viel davon, weil wir ziemlich arm waren. Ich hatte Bettlaken zerschnitten, um Hemden zu nähen, und ich konnte nicht mit der Maschine nähen. Also hatte André die kleinen Hemden mit der Maschine genäht, und ich hatte sie bestickt. Ich hatte Fäden entfernt, denkt mal, Fäden aus alten Bettlaken gezogen, um einen kleinen Hohlraum, kleine Muster mit Lochstickereien und andere kleine Stickereien zu machen!³² Alles war sehr hübsch, und Simone mochte diese Babyausstattung sehr. Später wurde Simone zu Frau Mairesse. Ich werde euch ihre Geschichte erzählen, wenn ich über Le Chambon spreche, denn sie ist immer noch eine unserer großen Freundinnen; sie hatte einen großen Einfluss auf unser Leben in Le Chambon. Und auch wir hatten später einen großen Einfluss auf ihr eigenes Leben.

Ich wartete also auf die Geburt. Zu diesem Zeitpunkt bekam ich Besuch, über den ich mich sehr freute: meine Freundin Gardiol, meine Mitschülerin aus dem Magistero in Italien. Sie kam aus den italienischen Waldensertälern, war Protestantin, und wir dachten, dass sie vielleicht Nellys Patin werden könnte. Wie sollte sie Nellys Patin sein, da wir beschlossen hatten, unsere Kinder nicht zu taufen? Aber sie konnte auf diese Weise eine Freundin, eine ‚moralische‘ Patin sein. Sie kam nach Sin-le-Noble³³ und fand, dass unser Haus wirklich ein bisschen arm, ein bisschen einfach war, aber sie war sehr froh, bei uns zu sein. Eines Abends kam André mit Melonen nach Hause, wunderschönen Melonen. Da ich schlecht aß – ich hatte Schwierigkeiten, musste mich ab und zu übergeben – aß ich viele Melonen, weil das etwas war, das mir sehr schmeckte. André sagte zu mir:

„Aber hör zu, sei vorsichtig, du könntest eine Magenverstimmung bekommen, vielleicht sind diese Melonen schwer verdaulich!“

„Oh ja, du wirst sehen, ich werde sie gut verdauen.“

Aber am nächsten Morgen gegen fünf Uhr war ich müde, mir war schlecht, ich hatte schreckliche Schmerzen, und André sagte zu mir: „Siehst du, ich habe dir gesagt, dass du diese Melonen nicht

³² Denkt daran, dass ich all das bei den Diakonissen gelernt hatte!

³³ Magda macht hier einen Fehler: Gardiol kam nicht nach Sin-le-Noble, sondern nach Maubeuge, wo Nelly geboren wurde (NdNH).

essen sollst, sie würden dir schaden.“ Aber es ging weiter, immer schlimmer, mit einigen kleinen Stopps; was sollte ich tun? Dann rief André die Hebamme an. Sie kam und sagte: „Aber es geht nicht um die Melonen. Das ist eine Entbindung!“ Wir sollten für die Entbindung nach Lille fahren, aber das war nicht mehr möglich, es war zu spät. Das konnte gefährlich sein. Die Entbindung musste also zu Hause stattfinden. Simone kam sofort, um bei mir zu bleiben. Meine Schmerzen wurden immer stärker. André konnte sich nicht wirklich einen Tag Urlaub nehmen. Er kam ab und zu vorbei, um zu sehen, was los war, und mit seinem Fahrrad fuhr er von hier nach da ... Und ich wartete, weil ich nicht genau wusste, was passieren würde. Die Dinge wurden immer schlimmer.

André war so besorgt, dass er in St. Gobain³⁴ anrief, wo Francis³⁵ Ende August Urlaub machte. Als Francis die Geschichte hörte, sprang er in sein Auto und kam mit seiner Frau Rose unverzüglich nach Maubeuge. Er untersuchte mich und beschloss, nicht zu gehen. „Ich bleibe die ganze Nacht“, sagte er. André bereitete ihnen beiden das Gästezimmer mit zwei Betten vor; Francis kam die ganze Zeit nach mir sehen und gab mir zu trinken, weil ich so viel Blut verloren hatte. Zu diesem Zeitpunkt wurden nicht viele Transfusionen vorgenommen. Plötzlich stoppte die Blutung dank des Ergotamins. Trotzdem wollte Francis nicht, dass ich einschlief. Er weckte mich ständig und sagte mir: „Du darfst nicht schlafen, du musst wach bleiben.“ Und ich fühlte mich wie weggetreten, so müde, immer müder. Irgendwann rief man Francis, weil ich wirklich spürte, dass ich wegging. Es war eine höllische Nacht. Erst am nächsten Tag konnte Francis André sagen, dass er hoffe, dass ich außer Gefahr war, und er ging, als er beruhigt war. Ich war wirklich in einem traurigen Zustand.

Aber da war Nelly. Wir hatten das kleine Zimmer neben unserem Zimmer mit einem kleinen, weißen, charmanten Bett hergerichtet. Wir hatten auch einen kleinen Klapptisch gekauft, der halb aus Stoff und halb aus Holz bestand. Nelly hatte ihr hübsches kleines Babybettchen. Es gab hübsche kleine Vorhänge, hübsche kleine Bettlaken und hübsche kleine Decken. Sie hatte Locken und Locken und

³⁴ St. Gobain: Zweitwohnsitz von Paul Trocmé (NdNH).

³⁵ Francis: Dr. Francis Trocmé, Andrés älterer Bruder (NdNH).

Locken ... Sie war wirklich bezaubernd, ganz pummelig, ganz hübsch. Ihr könnt euch die Fotos aus ihrer Kindheit anschauen; das hat mich wirklich getröstet, obwohl ich mich sehr krank gefühlt habe.

André rief bei Ambroise Paré an und man schickte mir sofort eine Krankenschwester. Man war der Meinung, da ich nicht dorthin gehen konnte, müsse ich trotzdem behandelt werden. Ich konnte nicht allein in diesem Haus mit Gardiol bleiben, die übrigens wieder abgereist ist. Sie wusste weder ein noch aus, die Arme. Die Krankenschwester kam: Es war ein Fräulein Michaud, die ihr Examen vorbereitete; mein Gesundheitszustand war nicht besonders gut, und Fräulein Michaud konnte nicht weggehen, weil man mich nicht allein lassen konnte. Sie war wütend, weil sie Prüfungen ablegen musste. Sie schimpfte mit mir, und war auch wütend, weil sie in einem Pfarrhaus war, in dem es an allem fehlte: Es gab kein Waschbecken und alles, was man braucht, um eine Kranke zu pflegen. Sie war wirklich sehr genervt.

Man schickte mir eine andere Krankenschwester, die viel weniger fähig, aber viel netter war. Das Fieber war gestiegen. Es ist ein hartnäckiges Fieber und ich erreichte 39° C, fast 40° C. Ich dachte an meine Mutter, die 27 Tage nach ihrer Entbindung gestorben war. Sie hatte Kindbettfieber gehabt. Ich sah mich in der gleichen Situation, schaute auf meine reizende kleine Tochter und ging in meinem Kopf alle Erinnerungen meines Lebens durch, all das Leid, das ich erlebt hatte, weil ich keine Mutter hatte. Ich sagte mir: „Vielleicht wird die arme Kleine auch durch die gleichen Schwierigkeiten gehen!“ Dabei wusste ich, dass André sich immerhin mehr um sie kümmern würde als mein Vater, der sich nicht um mich kümmern konnte. André versuchte sogar, mich auf den Tod vorzubereiten; er sprach von Mut und Akzeptanz, und ich hatte noch mehr Angst.

Eines Tages kam Perret und legte mir eine riesige Bibel auf den Bauch, aus der er etwas vorlesen wollte. „Nehmen Sie das weg, denn es tut mir weh“, sagte ich zu ihm. Der arme Perret! Er nahm die Bibel weg, hielt trotzdem seinen kleinen Gottesdienst, was sehr nett und charmant von ihm war, aber ich war zu diesem Zeitpunkt in einem schlechten Zustand, und ich verstand nicht ganz, dass er nicht daran dachte, dass mein Bauch kein Lesepult war.

Die Krankenschwester konnte nicht mehr bleiben, aber sie blieb,

solange ich Fieber hatte. Nach und nach ging das Fieber zurück und schließlich verschwand es ganz. Trotzdem brauchte ich jemanden, der mir half. Niemand im Haus, niemand in der Nähe, keine Eltern, keine Schwester, keine Mutter, niemand ... Was sollte ich tun? Also ging André zum Arbeitsamt in Maubeuge und fragte nach einem Dienstmädchen. Man schickte ihm ein kleines Dienstmädchen, sozusagen: Es war ein Dienstmädchen, das nicht viel half, eine gewisse Gilberte. Sie war vielleicht, ich weiß nicht, siebzehn Jahre alt? Sie konnte nichts tun. Sie war schmutzig und ekelhaft. Das Haus war in einem schrecklichen Zustand. Ihre Hände waren ganz klebrig, schrecklich. Morgens kam sie an mein Bett, stützte ihre Hände gegen die Wand und ich sagte ihr, was sie tun sollte, was sie kochen sollte, was sie kaufen sollte. Wenn sie von dort wegging, blieben alle Abdrücke ihrer Hände auf der Tapete zurück, die neu war. Wir mussten sie loswerden. Das war nicht mehr möglich. Wir schrieben überall hin und erwarteten ein Au-Pair-Mädchen, das später kam; es war eine ziemlich schwierige Zeit, aber wir mussten Gilberte trotzdem sagen, dass sie gehen sollte.

Es war kurz nach Gilbertes Weggang, als wir hörten, dass man das Wasser in den Häusern abkochen sollte, weil es einen Fall von Typhus gegeben hatte, und wie überrascht waren wir, als wir erfuhren, dass die Gilberte, die wir zurückgeschickt hatten, mit Typhus im Krankenhaus lag. Der Typhus war also tatsächlich bei uns. Trotzdem haben wir uns nicht angesteckt. Was für eine Zeit!!!

Wir fragten uns, ob ich die Kleine überhaupt ernähren könnte, so müde war ich. Herr Pécot, der meine Verbissenheit sah, mit der ich fütterte und wie außergewöhnlich viel Milch ich hatte, sagte: „Nun, man muss das Kind wiegen, um zu sehen, ob es dicker wird. (Es wurde zusehends dicker.) Man muss sehen, ob die Mutter nicht abmagert. (Ich war sehr, sehr dünn und sehr müde.) Aber wenn die Mutter es schafft, nicht abzunehmen, erlaube ich, einen Versuch zu machen und zu sehen, wie lange sie es aushalten kann, dieses Kind zu füttern.“ Ich habe nicht abgenommen und Nelly vollständig gefüttert.

Nelly war unheimlich lebendig. Sie aß und trank fleißig. Und ich verlor nicht an Gewicht und machte immer mehr Milch. Es gab so viel davon und sie war so gut, dass diese Nelly nichts anderes mehr essen wollte. Nichts zu machen! Wir versuchten, ihr kleine Breie zu

geben, wir versuchten, ihr andere kleine Dinge zu geben, die wir zu dieser Zeit hatten, aber ohne Erfolg ... Das Einzige, was sie akzeptierte, waren Vitamine, Orangen-, Tomaten- oder Traubensaft, je nach Jahreszeit. Alles andere lehnte sie ab. Wir versuchten, sie ein paar Stunden lang hungern zu lassen, aber es half nichts. Sie weinte und verzweifelte ... Und so ernährte ich sie ein Jahr lang. Mit ein bisschen Nachdruck versuchte ich, ihr ein bisschen was anderes in den Mund zu schieben. Als sie ein Jahr alt war, ließen wir sie so viel schreien, wie sie wollte, und schließlich begann sie, die „Papettes“³⁶ zu mögen. Ich hingegen mag sie nicht. Nelly war also am Leben und ich auch, dank Francis. Wenn Francis nicht da gewesen wäre, weiß ich nicht, welche Katastrophe eingetreten wäre. Ich bin Francis immer noch sehr dankbar für diese schreckliche Nacht, die er bei mir zu Hause verbracht hat.

In der Pause zwischen Gilbertes Abreise und der Ankunft eines Au-pair-Mädchens kam Marie, die nette Marie, die Haushälterin von Paul Trocmé, für einige Tage zurück, um mir zur Hand zu gehen. Dann kam schließlich eine junge Elsässerin, die erst fünfzehn Jahre alt war, gerade ihren Schulabschluss gemacht hatte und die Tochter reicher Hausbesitzer war. Sie hatte mir angekündigt, dass sie kommen würde und dass man sie daran erkennen würde, dass sie einen Knirps haben würde. Lina³⁷ kam, sie war klug und aktiv; sie wollte eine Menge Dinge tun, aber ich wollte nicht, dass sie das Kind anfasst. Eines Tages ging ich hinaus, und als ich nach Hause kam, sah ich, dass sie das Kind gewickelt hatte! Dabei hatte ich doch verboten, dass sie das Baby anfasst ... Noch heute sehe ich Lina ab und zu. Auch jetzt erinnert sie sich noch an den Tag, an dem sie triumphierend das Baby gewickelt hatte. Das Baby hatte eine schöne Garderobe, aber ich musste trotzdem einige Dinge wegwerfen. Sie stammten aus der „pastoralen Babygarderobe“ (ein „Fräulein“ kümmerte sich in der Schweiz um diese Garderobe). Da die Pfarrer arm waren und die Pfarrfrauen keine große Möglichkeit hatten, die Wäsche zu waschen, war die Babykleidung ziemlich unansehnlich. Unter dem, was ich erhielt, befand sich ein braunes Babyjäckchen.

³⁶ Papettes: eine Art von Brei (NdNH).

³⁷ Das war 1927. Im Jahr 1990 kam Lina nach Le Chambon, um sich im Hotel Clair-Matin um mich zu kümmern, bevor Nelly diese Aufgabe übernommen hat.

Stellt euch vor, ich habe Nelly dieses braune Babyjäckchen nicht angezogen!³⁸

In Maubeuge hatten wir viel Kohle in den Keller gebracht, weil wir nicht wussten, dass wir wegziehen würden, und davon ausgingen, dass wir noch einen Winter dort verbringen. Im Sommer haben wir uns dann mit Kohle eingedeckt. Leider haben wir, als wir abreisten, Herrn Perret gesagt, dass wir diese Kohle hätten und dass wir gerne möchten, dass sie uns jemand abkauft. Man hat die Sache nicht ernst genommen, weder in der Bruderschaft noch in der Gemeinde, weder Herr Perret noch sonst jemand. André Trocmé war der Sohn des Großindustriellen Monsieur Paul Trocmé, der sehr großzügig gegenüber den Kirchen war, und so war es nicht nötig, seinem Sohn die Kohle zu bezahlen! Das riss ein großes Loch in unser Budget. Mein Schwiegervater war ziemlich gerecht: Er machte uns kleine zusätzliche Geschenke, weil wir eine Pfarrfamilie waren, aber er zeigte trotzdem große Gerechtigkeit gegenüber all seinen Kindern. Er hatte elf gehabt, von denen sieben noch lebten; zwei Kinder waren im Kindesalter gestorben. Seine Töchter Louise und Madeleine waren im Erwachsenenalter verstorben. Er wollte seine Kinder also gerecht behandeln und machte uns keine großen Geschenke. Diese Kohle verursachte daher ein ernsthaftes finanzielles Loch. André war aber trotzdem zu respektvoll, zu naiv, um sich zu ärgern und zu verlangen, dass man ihm diese Kohle bezahlt. Nach uns hat ein Hausierer, ein armer Mann, unser Haus besetzt. Ich hoffe, dass zumindest er von unserer Kohle profitiert hat. Und so machten wir uns auf den Weg nach Sin-le-Noble.

³⁸ Siehe ‚Die Werke von Magda und Lalli‘, in Magda Trocmé, *Erinnerungen einer Jugend außerhalb der Normen*, von Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon kommentierte Ausgabe, aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Gottfried Orth. Edition pace. Ausgabe 2026, 85-87 (Anmerkung der französischen Editoren, d. Ü.).

Kapitel II

Sin-le-noble, zweite Gemeinde – die Geburten von Jean-Pierre, Jacques, Daniel

Ich habe diese Kassette laufen lassen, und ich bin sehr erschrocken. Natürlich ist es etwas ganz anderes, in der Öffentlichkeit vor Leuten zu sprechen, die einen anschauen, die einem zuhören, die zustimmende oder ablehnende Signale senden, als vor einer Maschine zu sprechen. Vor allem eine Maschine, die sich dreht und dreht! Je mehr sie sich dreht, desto mehr habe ich das Gefühl, dass ich mich beeilen muss, dass ich mich genauso schnell drehe wie sie. Also verschlucke ich Wörter, sage ein Wort für ein anderes und mache Fehler am laufenden Band. Ich war kurz davor, die Kassette zumindest teilweise zu überarbeiten, und dann sagte ich: „Niemals!“. Ich werde es nie zu Ende bringen, und Nelly will unbedingt, dass ich den Besuch in Minneapolis nutze, um die Arbeit voranzubringen. Sie hat Angst, dass ich sterbe, bevor ich meine Erinnerungen zu Ende geschrieben habe. Also will sie, dass ich die Kassetten so gut wie möglich fülle. Auch das geht mir auf die Nerven, und ich rede dummes Zeug.

Die Ankunft in Sin-le-Noble war ziemlich kompliziert. Das Haus, das Frau Conord in Maubeuge zurückgelassen hatte, war schmutzig gewesen – was für eine Unordnung!!! Ich hatte überall Müll aufsammeln müssen. Ich erinnere mich noch an eine Babyhose aus Gummi, abgenutzt und schmutzig. Ich erinnere mich auch an eine Trauermanschette, die oben im letzten Zimmer herumlag. Ich kann nicht alles beschreiben, was es gab. Ich dachte, das sei eine Ausnahme.

Als ich in Sin-le-Noble ankam, war das Pfarrhaus fast noch schlimmer. Das Haus war größer und noch ekelhafter. Ich erinnere mich, dass im obersten Stockwerk eine aufgeschlitzte Babymatratze, die mit kleinen Samen und Blättern gefüllt war, ihr ganzes Inneres im Flur und auf der Treppe verteilt hatte. Es sah aus wie die Spur des kleinen Däumlings. Was für ein Müll! Wie viel Müdigkeit! Ich sehe mich noch auf dem Boden liegen (müde, wie ich war), auf dem Boden liegend, um das Esszimmer zu polieren, nachdem ich es mit einer Bürste gereinigt hatte. Es war etwas wirklich Entsetzliches. Ich

dachte mir: „Wie können diese Pfarrfrauen an solchen Orten leben? Ist es wirklich notwendig, so schmutzig zu sein, um Christ zu sein? Haben sie keine Zeit? Haben sie nicht die Kraft?“ Ich hatte große Angst davor, auf diese Weise zur Frau eines Pfarrers zu werden. Aber für den Moment wollte ich, dass das Haus sauber und ordentlich war. Oh! Das war kein Luxus: Unser Haus sah sehr, sehr ärmlich aus. Tante Zölly³⁹, die uns besuchte, hielt uns eine Predigt deutscher Art, in der sie sagte, dass das Haus schön eingerichtet werden sollte, dass man Vorhänge an den Fenstern anbringen und eine kleine, gemütliche Einrichtung schaffen sollte. Wir dachten im Gegenteil sehr einfach; wir haben auf das Wohnzimmer verzichtet, um ein sehr schönes Zimmer, das schönste, als Spielzimmer für die Kinder zu haben. Die Kinder, das heißt Nelly und die Kinder, die nach ihr kommen würden. Und dieses Spielzimmer war in der Tat wunderschön.

Wie sah dieses Haus aus? Es war ein Abenteuer! Wie Ihr wisst, war Pierre der einzige leibliche Bruder von André. Die anderen waren die Kinder einer ersten Frau meines Schwiegervaters. Sie stammte aus einer sehr vornehmen Familie, aus einer Familie Walbaum, die in der Champagnerindustrie in Reims tätig war. Eine dieser Walbaum-Töchter, die später alle Tante Mercédès nennen würden, war mit den Trocmés verwandt und mit Herrn Barde, dem ersten Pfarrer von Sin-le-Noble, verheiratet. Herr Barde hatte kein Pfarrhaus: Damals bewohnte der Pfarrer zwei Zimmer, die an die evangelische Kirche angebaut waren. Also wollte Herr Walbaum der Kirche ein Geschenk machen und hatte ein sehr schönes Haus bauen lassen, das zum Pfarrhaus wurde. Leider war dieses Pfarrhaus als ein Haus für reiche Leute gebaut worden! Wir haben ausgerechnet, dass, als Tante Mercédès dort wohnte, etwa sieben Leute mithalfen, Vollzeit- und Teilzeitangestellte und ein Gärtner: eine richtige Entourage. Man betrat das Haus im Erdgeschoss. Es gab zwei schöne Zimmer auf beiden Seiten, dann zwei schöne Zimmer auf der Gartenseite, dann eine Waschküche und einen weiteren Raum, der als Abstellraum oder Lagerraum diente. Dann gab es ein Pumpensystem, um das Wasser im Haus hochzupumpen, ein sehr

³⁹ Aus Deutschland – Schwester von Paula Trocmé Schwedtmann, Andrés Mutter.

raffiniertes System mit einem großen Tank im obersten Stockwerk. Man ging eine ziemlich steile Treppe hinauf und gelangte in den ersten Stock, wo es drei Zimmer gab und ein weiteres Zimmer, das als Küche diente. Im zweiten Stock gab es ein Zimmer, in dem sich der Wassertank befand, und drei Schlafzimmer sowie einen sehr großen Dachboden. Es war also ein sehr schönes Haus. Leider hatten die nachfolgenden Pfarrer diesen Lebensstil nicht fortsetzen können, und das Haus war ziemlich heruntergekommen. Während des Krieges hatten die Deutschen alles mitgenommen. Sie hatten die Fensterläden entfernt, um sie zu verbrennen. Sie hatten die Badewanne eingeschmolzen. Alles war mehr oder weniger zerstört worden. Da die Pfarrer nicht so viel Platz gebraucht hatten und die Gemeinde wuchs, war das gesamte Erdgeschoss für die Gemeinderäume umgebaut worden. Unten befanden sich Andrés Büro, zwei Versammlungsräume und ein Lagerraum. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen der Gemeindemitglieder. Unsere Wohnung begann also im ersten Stock. Wir mussten die Küche im Erdgeschoss ausbauen und in den ersten Stock bringen. Ein großes Schlafzimmer, das in eine Küche umgewandelt wurde, war nicht wie eine richtige Küche organisiert. Wir hatten einen Wasserhahn eingebaut, eine kleine, wackelige Metallspüle, die nicht tief genug war. Eine Schnur neben einem Fenster ermöglichte es, die Tür darunter zu öffnen, wenn es klingelte, damit man nicht jedes Mal die Treppe hinuntergehen musste.

Dahinter war der Garten sehr schön gewesen, mit schönen Bäumen, Resten von Pracht und einem Gemüsegarten ganz hinten. Aber dieser Garten war sehr vernachlässigt worden. Vor dem Haus war der Hof des Tempels staubig und in so schlechtem Zustand, dass man „Escarbilles“, also Kohleasche, aufgebracht hatte, die den holprigen Boden ausgleichen sollten. Am Sonntag spielten die Gemeindemitglieder dort „billon“⁴⁰. Dabei handelte es sich um große Holzflaschen, die geworfen wurden. Ich weiß nicht mehr genau, wie man das machte, aber es war auf jeden Fall ein sehr interessantes Spiel und das Gelände musste einigermaßen eben sein.

Unsere große Enttäuschung war, dass wir, nachdem wir in dieses Haus gezogen waren, feststellen mussten, dass die Wasserpum-

⁴⁰ Eine Art Kegel.

pe nicht mehr funktionierte! Eines schönen Tages blieb sie nicht nur stehen, sondern es gab auch einen Riss im Wassertank im zweiten Stock und das Haus wurde überschwemmt! André hatte zwei Büros: eines oben, wo er eher neben seiner Familie arbeitete, und dann ein anderes großes Büro, wo er im Erdgeschoss Leute empfangte. Im Erdgeschoss war es so kalt, dass er den Ofen oben brauchte. Also war er in das kleine Büro im ersten Stock ausgewandert. Und dort schwammen alle seine Papiere und alle seine Bücher, als der Tank leckte!!! Es war furchtbar. Wir mussten das Wasser abstellen. Wir ließen Arbeiter kommen. Nichts zu machen: Von Zeit zu Zeit war der Defekt wieder da, und es gab kein Wasser. In den sechs Jahren, die wir dort blieben, hatte ich die meiste Zeit kein Wasser. Um Wasser zu bekommen, musste man alle Treppen hinuntergehen. (Ah! Ich habe vergessen zu erwähnen, dass der Architekt vergessen hatte, eine Toilette zu bauen. Im letzten Moment hat er die Toilette auf den Treppenabsatz gesetzt!) Also musste man all diese Treppen hinuntergehen, den Kirchhof überqueren, an der Kirche entlanggehen, aus der Gittertür des Kirchengeländes auf die Straße treten und dann musste man in das Nachbargrundstück der Wurstfabrik gehen, die eine Pumpe hatte. Dort musste man alle Kannen füllen, um dann den Weg wieder rückwärts zu gehen und bis zum ersten Stock hochzusteigen.

Stellt euch vor, es war dieses Haus, in das ich meine drei Jungen⁴¹ gebracht habe. Die drei Jungen wurden innerhalb von drei Jahren geboren, und Nelly war erst fünf Jahre alt! Also war das mit dem Baden und Waschen etwas Schreckliches, so sehr, dass ich jede Menge Kannen gekauft und am unteren Ende der Treppe aufgestellt hatte. Wenn es klingelte, schaute ich aus dem Küchenfenster im ersten Stock, um ein wenig zu sehen, wer es war; wenn es Pfarrer oder Freunde waren, schrie ich wie ein Pfau und sagte: „Würden Sie bitte nach nebenan gehen und Kannen füllen (und ich erklärte den Weg) und ein paar Kannen mit Wasser hinaufbringen, mindestens zwei?“ Ich galt bereits als eine Frau, die ständig Hilfe brauchte. Aber was konnte ich in der Situation, in der ich mich befand, schon tun?

Glücklicherweise bat Lina, unser erstes Au-pair-Mädchen, das in Maubeuge so freundlich und hilfreich war und uns so sehr ins Herz

⁴¹ Jean-Pierre, Jacques, Daniel.

geschlossen hatte, darum, ein weiteres Jahr bei uns zu verbringen, „damit ihr diese Gemeinde kennenlernt, damit ihr euch gut einlebt. Es kommt nicht in Frage, dass ich euch in der Situation alleine lasse“. Und schon ist unsere Lina da. Glücklicherweise hatte sich einer der Pfadfinderführer, den sie übrigens nicht heiratete, in sie verliebt. Er kam sehr oft, um Wasser zu holen, damit Lina und ich nicht die ganze Arbeit machen mussten, vor allem, weil ich fast immer schwanger war. Dieser Junge, der schlauer war als wir, hatte ein Loch in die Hecke im Kirchhof geschnitten. Er ging durch dieses Loch, ging zur Pumpe oder zum Wasserhahn auf der anderen Seite und ging dann wieder durch das gleiche Loch zurück, was Zeit auf dem Weg sparte.

In Sin-le-Noble wurde ich wirklich zur Frau des Pfarrers. Man muss dazu sagen, dass ich bereits in Maubeuge viel gelernt hatte. Ich war trotzdem unabhängig und in Sin-le-Noble konnte ich so ziemlich alles tun, was ich wollte. André war sehr zufrieden, dass ich die Initiative ergriff. Ich machte viele Besuche, ich lief einfach so zu den Leuten, ohne Hut, ohne Mantel, nur mit meiner Hauschürze. Das gefiel ihnen sehr, weil es etwas Einfaches war. Vielleicht waren die Fabres vor uns ein wenig distanzierter? Sie waren sehr künstlerisch, sehr musikalisch und fuhren an ihren freien Tagen oder Abenden immer nach Douai. Sie trafen sich mit Freunden aus der Gemeinde in Douai, die viel gebildeter und bürgerlicher waren. Die Freunde von uns waren alle Bergarbeiter. Die Fabres gingen dorthin, um Musik zu machen, zu lesen und zu diskutieren. Als wir ankamen, sagte man uns: „Wir hoffen sehr, dass ihr hier bleibt und nicht die ganze Zeit nach Douai geht.“ Daraufhin hielten wir an Sin-le-Noble fest. Das führte dazu, dass wir kleine Kritiken aus Douai bekamen, ob wir wirklich zu stolz wären, um in eine reichere Gemeinde zu gehen, zu stolz, um in die gehobene Welt hinauszugehen. Aber was soll's: Wir haben an der Pfarrei Sin-le-Noble festgehalten und das war recht so

André hat in seinen Erinnerungen das Leben in der Pfarrei Sin-le-Noble sehr gut beschrieben, daher werde ich nicht weiter darauf eingehen. Ich werde euch stattdessen die kleinen Nebengeschichten erzählen, die kleinen Dinge, die mich näher betrafen. Ich kann euch zum Beispiel sagen, dass in dem Saal links, wenn man hineingeht, eine Kaffeemaschine und Kaffeetassen aufbewahrt wurden; man

hatte alles, was man für den Sonntag brauchte. Denn der Sonntag war ein ganz voller Tag. Am Vormittag ging André hier und da predigen, am frühen Nachmittag fand der Gottesdienst in der evangelischen Kirche von Sin-le-Noble statt und dann blieben die Leute bis etwa zehn oder elf Uhr abends. Es war wirklich ein außergewöhnliches gesellschaftliches Treffen. Man trank und aß, die Leute brachten Vorräte mit; man kochte Kaffee mit dieser Kaffeemaschine; eines der Gemeindemitglieder hatte die Angewohnheit, einen Korb mit Brötchen, Brioches und Croissants für diejenigen zu füllen, die keine Vorräte mitgebracht hatten und etwas kaufen wollten. Dann gab es am Abend schließlich gegen 22 Uhr die letzte Versammlung und die Leute gingen, denn am nächsten Morgen war Arbeit angesagt. Wir waren also den ganzen Tag beschäftigt. Ich war von 1 Uhr nachmittags bis zum Abend beschäftigt, und ab und zu ging ich nach oben, um zu sehen, was bei uns los war. Wenn ich morgens zur Kirche ging, ließ ich Nelly im Haus zurück, immer mit klopfendem Herzen, weil ich dachte, dass etwas passieren könnte, weil das Au-pair-Mädchen auch zur Kirche ging. Manchmal blieb ich bei ihr, oder wir setzten Nelly in den kleinen Kinderwagen, der mit dem Geschenk von Frau Rockefeller gekauft worden war; wir zogen ihr Wollhandschuhe an, eher Strümpfchen, damit sie ihre Hände besser bewegen konnte; sie war gut zugedeckt und lag sehr brav da und schlief; manchmal schrie sie ein bisschen, aber was soll man machen? Am Nachmittag durfte sie dann schlafen. Sie schlief oft sehr lange. Das war wirklich ein Glück und ich ging ab und zu nach oben, um sie zu wickeln oder ihr etwas zu essen zu geben, und dann ging ich wieder nach unten. Nelly war wirklich ‚maßgeschneidert‘. Sie war ein sehr liebes Kind. Sie war bereits musikalisch, bevor sie ein Jahr alt war. Sie hatte angefangen, ein kleines Lied zu singen, ich glaube, es war „Toi qui disposes“ (Du, der verfügt). Als sie zu sprechen begann, sang sie das letzte Wort „Liebe“, und wir waren sehr froh, dass Nelly richtig summt. Es ärgerte mich ziemlich, Nelly den ganzen Tag so alleine zu lassen, aber es musste sein: Pflicht verpflichtet, „noblesse oblige“.

Diesmal war ich also wirklich die Frau des Pfarrers. Eines Tages bemerkte ich, dass die Kaffeekanne, mit der man Kaffee gekocht hatte, fehlte und ich konnte sie nicht finden. Man hatte sie unter dem Leichentuch versteckt, das ebenfalls in diesem Raum auf Gestellen

lag. Ich war sehr verunsichert und wollte keinen Kaffee mehr trinken, der in dieser Kaffeekanne gekocht worden war. Das klingt ein bisschen wie die Geschichte mit meinem Koffer auf dem Leichenwagen in Maubeuge, mit den Würmern auf dem Teppich aus Marokko und mit dem Erbrochenen des Gemeindemitglieds in Maubeuge.

Das ist noch nicht alles. Es gab auch noch eine andere Geschichte. Ich musste mich um die Vorbereitung der Kirche kümmern; es gab zwar eine Art Hausmeister, aber sehr oft war ich diejenige, die sich um alles kümmern musste. Eines Tages war alles für eine Beerdigung vorbereitet. Ich hatte alles organisiert. Als der Sarg mit dem Toten in die Kirche gebracht wurde, saß ich auf einer der ersten Bänke. Was sah ich da?!!! Es war August, es war furchtbar heiß. Der Tote verweste bereits und es bildete sich eine dickliche Flüssigkeit, die langsam herunterlief und eine Pfütze bildete. André predigte weiter; er konnte nichts sehen, da er sich auf der Kanzel befand. Die Pfütze auf dem Boden wurde immer größer, und ich war entsetzt! Schließlich wurde der Tote abtransportiert; die Beerdigung war vorbei. Ich rannte nach Hause und holte eine Flasche Javelwasser, schüttete den Inhalt der Flasche auf die Pfütze, die dann anfang zu blubbern und noch größer zu werden. Ich musste die Hausmeisterin anrufen und sie darum bitten, zu putzen, gründlich zu putzen. Aber monatelang, monatelang blieb ein Fleck zurück. Ich würde gerne einmal nach Sin-le-Noble zurückkehren, um zu sehen, ob es ihn noch gibt. Diese Erfahrung war ziemlich traurig. All diese Abenteuer weckten in mir meine kindlichen Ängste.

Es gab auch noch anderes, lustigeres. Einmal gab es zum Beispiel eine Taufe und ich hatte alles vorbereitet, was man für die Taufe brauchte, plus Blumen. André erklärte den Leuten immer, was die Taufe ist, dass es eine Verpflichtung der Eltern ist, dass es nichts direkt mit dem Kind zu tun hat und dass wir selbst unsere Kinder nicht taufen, sondern sie bei ihrer Geburt Gott anzuvertrauen, sie aber selbst entscheiden würden, ob sie später getauft werden wollen. André taufte dennoch Kinder, weil viele Leute das wollten. An diesem Tag vergaß ich, das Wasser in den kleinen Topf zu füllen! Es gab zwar den kleinen Topf, aber kein Wasser. Ich setzte mich wie immer in die erste Reihe. André begann mit dem Taufgottesdienst und nahm dann den kleinen Topf. Es waren drei Kinder zu taufen. André drehte den kleinen Topf ein paar Mal um, und ich merkte,

dass ich vergessen hatte, das Wasser einzufüllen! Auch André bemerkte, dass kein Wasser darin war. Dann hatte er eine sehr interessante Reaktion: Anstatt ein Drama zu veranstalten, mich zu packen, mich zum Wasserholen zu schicken, verzweifelt zu tun oder nicht zu wissen, was er tun sollte, sagte er zu seinen Gemeindemitgliedern: „Hier, schaut euch an, was es mit der Taufe auf sich hat. Ist sie ein Symbol oder muss wirklich Wasser über den Kopf der Kinder gegossen werden? Wenn Ihr wirklich wollt, dass diese Kinder mit Wasser getauft werden, dann werde ich sofort Wasser holen. Wenn Ihr glaubt, dass dies Eure Geste ist, Eure spirituelle Weihe der Kinder, nun, dann werden wir diese Taufe ohne Wasser durchführen.“ Die Gemeindemitglieder waren ziemlich weit entwickelt, bekehrte Menschen, und sie entschieden, dass man die Kinder sehr wohl ohne Wasser taufen könne. André sagte mir, dass es besser sei, das Wasser in Zukunft nicht mehr zu vergessen.

Hier sind noch weitere Abenteuer.

Da war das Weihnachtsfest der Alten: In Amerika hatten wir gesehen, wie die Mitglieder der Heilsarmee als Weihnachtsmänner verkleidet vor großen Töpfen standen und Spenden sammelten. Sie stellten sich vor den Geschäften auf, hatten eine kleine Glocke und riefen die Leute auf diese Weise auf, ihre Geldbörsen zu öffnen; wir fanden das sehr gescheit. Für Weihnachten wollte André etwas Ähnliches machen. Aber statt etwas lediglich für die Protestanten zu tun, dachte er, dass wir die Arbeit in der Kirche machen würden; die Geschenke, die Süßigkeiten und die Freuden, die wir anbieten würden, wären für die gesamte Bevölkerung. Er war zum Rathaus gegangen und hatte sich eine Liste mit all denjenigen geben lassen, die alt waren, die behindert waren, die vom Rathaus unterstützt wurden, die bedürftig waren. Nun hatte er beschlossen, dass man ein großes Fest in einem großen öffentlichen Saal in Sin-le-Noble veranstalten würde, nicht in der Kirche. Um dies zu tun, brauchte man viel Geld. Es brauchte auch jemanden, der sich engagierte. Also trafen sich mehrere Wochen vor Weihnachten mehrere freiwillige Gemeindemitglieder samstags im Pfarrhaus; man nahm Wäschekörbe und ging so durch die Straßen. Eine Woche vorher wurde ein Zettel an alle Türen gehängt, um darauf hinzuweisen, dass in der nächsten Woche gesammelt werden sollte. Auf diesem Zettel stand, dass man alte Kleidung, Gegenstände aller Art und alles, was man für Bedürf-

tige gebrauchen konnte, spenden konnte. Außerdem hieß es, dass diejenigen, die Wurst- oder Lebensmittelgeschäfte besaßen, einen „Gutschein“ abgeben konnten, damit wir am Tag vor dem Weihnachtsfest diese Lebensmittel abholen und am Festtag verteilen konnten. Das war ein Erfolg: Wir bekamen wirklich viele Spenden; unsere Wäschekörbe füllten sich sehr schnell. Das Au-pair-Mädchen und ich liefen mit einem Wäschekorb zwischen uns; Nelly trottete noch ganz klein hinter uns her; manchmal wollte sie sich auch an den Korb hängen: ‚sie wolle uns helfen‘. André hatte sich überlegt, dass, um es folkloristischer und interessanter zu machen, ein Weihnachtsmann den Marsch anführen sollte, der wie in Amerika rot gekleidet sein sollte. Wir hatten im Pfarrhaus ein Kostüm gebastelt. Das Au-pair-Mädchen hatte es genäht und mit weißen Aufschlägen versehen; es gab einen Bart, eine Kapuze und alles, was dazu gehörte. Ein junger Mann aus der Pfarrei, Beauquillon, sollte den Weihnachtsmann spielen. Aber an dem Tag, an dem er dieses Kleidungsstück anziehen sollte, bekam er Angst, schämte sich und hat gekniffen! So verkleidete sich André als Weihnachtsmann. Und nun lief André jeden Samstag als Weihnachtsmann verkleidet vor der ‚Truppe‘ her! In seiner Tasche hatte er kleine Süßigkeiten, die er an die Kinder verteilte oder in die Luft warf, und wir hatten eine Menge Kinder, die uns folgten; das machte einen großen Eindruck auf die gesamte Bevölkerung. Eines Tages kam eines der Kinder, das etwas flinker war als die anderen, auf André zu, beobachtete ihn genau und schrie dann: „Eh, das ist nicht der Weihnachtsmann, das ist der Hauptmann der Protestanten!“

Dann endlich war der Tag des Festes gekommen. Zuvor mussten jedoch noch alle Spenden sortiert werden. Der große Saal des Pfarrhauses war dafür mit großen Tischen hergerichtet worden; die Frauen der Gemeinde halfen mir dabei. Es gab sehr gute Sachen, aber es gab auch Schreckliches: zusammengewürfelte Socken, zusammengewürfelte Schuhe und sogar ein altes Korsett! Wir wussten nicht, was wir damit machen sollten! Wir verbrannten viele Dinge und schafften es trotzdem, schöne Pakete zu schnüren: ein Paket für jede Person, die Unterstützung bekam, ein Paket mit Süßigkeiten und ein Paket mit Kleidung. Der Tag des Festes war gekommen. Der Saal war voll und all diese Pakete waren auf einem Tisch angehäuft. André hielt eine schöne Rede, einfach die Erzählung des Gleichnis-

ses vom barmherzigen Samariter. Aber anstatt es in einem klagenden und langweiligen Ton zu erzählen, wie es Pfarrer in den Kirchen manchmal tun, anstatt die Sache 2000 Jahre in die Vergangenheit zu verlegen, erzählte er sie auf eine moderne, lebendige Art und Weise. Die Menschen konnten sich vorstellen, dass sich die Tat vor kurzem in einem Tal nicht weit von Sin-le-Noble ereignet hatte. Die Leute lauschten mit offenem Mund und in Totenstille. Das war wirklich ein großer Erfolg. Als André seine Geschichte erzählt hatte, klatschten die Leute: Sie dachten, André hätte sich die Geschichte ausgedacht! Dann erklärte André, dass es eine Geschichte aus dem Evangeliums sei, und alle waren sehr überrascht, denn im Grunde waren es entweder Katholiken, die an die lateinische Messe gewöhnt waren und einen eher vereinfachten Katechismus gelernt hatten, oder Kommunisten oder Ungläubige, die sich nicht für das Evangelium interessierten. Also lernten sie, dass es im Evangelium doch einige Dinge gab, die nicht schlecht waren.

Nach dem Fest der Alten gab es bei uns ein ziemliches Remmiedemmi. André hatte angekündigt, dass alle, die einen Umtausch brauchten (die z. B. zu kleine oder zu große Schuhe bekommen hatten), am Samstag kommen und ihr Geschenk umtauschen konnten. Und an mehreren Samstagen waren mehrere Frauen aus der Gemeinde und ich da und nahmen alle Beschwerden entgegen. Anstatt zufrieden zu sein, waren viele Leute unzufrieden: Man hätte lieber einen Pullover statt eines Hemdes oder ein Hemd statt einer Hose haben wollen; auf jeden Fall führte dies zu ungewöhnlichen Komplikationen.

Dank des Weihnachtsfestes der Alten lernten wir viele Leute in Sin-le-Noble kennen, nicht nur Leute aus der Gemeinde, die sich für die Evangelisation interessierten, sondern auch Leute aus unserer Straße, aus der Straße nebenan, Leute vom Ort und von anderswo, Leute vom anderen Ende der Stadt, und das war wunderbar für uns. Wir durften uns also nicht zu sehr über die Müdigkeit und die schmutzigen und ekligen Gegenstände beschweren, die wir sortieren und wegwerfen mussten.

Übrigens: André gingen die Ideen nie aus. Er hatte die Idee einer Ferienschule, einer Art Ferienlager über den ganzen Tag, bei uns, mehrere Wochen lang im Sommer. Tatsächlich gab es im Sommer Unmengen von Kindern, die in den Straßen von Sin-le-Noble her-

umlungerten. Die Dinge waren nicht so organisiert wie jetzt, es gab alle diese Aktivitäten für die Jugend nicht. Da es André leid tat, diese herumlungernenden Kinder zu sehen, stieg er mit drei oder vier Kameraden in sein altes Auto. Er hatte eine Art Trichter aus Pappe gebastelt, um hineinrufen und um Durchsagen machen zu können. Sie fuhren durch alle Straßen und riefen: „Hallo, hallo! Nächste Woche, ab soundso, eröffnen wir im Kirchhof, ein Ferienlager, damit alle Kinder etwas lernen, Spiele machen, Spaß haben und bessere Ferien haben können!“ An dem Tag, an dem das Camp beginnen sollte, setzten wir uns mit einem großen Korb an das Tor der Kirche, um die Anmeldungen entgegenzunehmen; natürlich war es kostenlos. Der Hof war voll. André hatte bereits viel versucht, um Betreuer zu bekommen. Aber das war nicht einfach. Damals waren es die jungen Leute nicht gewohnt, ihre Ferien den Benachteiligten zu widmen. Wir waren zusammen in die Schule von Les Roches bei Henri Trocmés und Familie in Les Sablons gegangen. André hatte dort einige Vorträge gehalten und die Jugendlichen, die begünstigt waren und Geld hatten, aufgefordert, sich freiwillig zu melden, um sich um die Kinder von Sin-le-Noble zu kümmern. Es gab nur einen Kandidaten, einen jungen Schüler, der versprach, zu kommen. Er kam: Er war freundlich, ernst, elegant; er wirkte ein wenig zart; man sah, dass er ein Junge war, der noch nie im Leben einen harten Tag zu überstehen hatte. Sein erster Schock war, dass er Kinder einer Art sah, die er noch nie zuvor aus der Nähe gesehen hatte. Sein zweiter Schock war eine Fahrt in die Tiefe eines Bergwerkes. Ingenieure aus unserem Freundeskreis hatten uns erlaubt, die Mine zu besichtigen und unter Tage zu gehen. Ich war auch eingeladen. Wir fuhren sehr tief hinunter (natürlich als Bergleute gekleidet und mit einem Bergmannshelm). Zum Glück war ich damals sehr dünn und hatte keine Rückenschmerzen; wir mussten uns durch Stollen quetschen, die die Bergleute gegraben hatten, sehr enge Durchgänge, um immer tiefer und tiefer zu kommen. Schließlich kamen wir an der letzten Stelle an, wo gerade ein noch tieferer Schacht gegraben wurde. Man musste dort in einen Korb steigen, der durch eine Kette und einen Flaschenzug aktiviert wurde! Ich habe die Sache sehr gut überstanden. Ich ging begeistert nach Hause, weil ich das alles gesehen hatte und die Bergleute, ihre Familien und ihren Wunsch, dass ihre Kinder nicht mehr Bergleute sein sollten, besser verstehen konnte. Aber

unser junger Mann aus Les Roches fühlte sich nicht nur total überfordert, sondern er wurde regelrecht krank! Er hatte über 38 Grad Fieber, legte sich ins Bett, doch es war nichts zu machen: Er musste nach Hause gehen! Das war der Todesstoß: Wir waren ohne Hilfe! Wir wandten uns ein wenig nach allen Richtungen und das Glück war uns hold: Wir erhielten einen Brief, der mit L. Eguimann unterzeichnet war. Diese Person schrieb uns aus der Schweiz und teilte uns mit, dass sie gerne kommen würde, um uns während der gesamten Zeit des Ferienlagers zu helfen. Natürlich war es egal, ob es der junge Mann aus Les Roches oder ein anderer Kandidat war: Diejenigen, die uns helfen wollten, wohnten bei uns und aßen auf unsere Kosten bei uns. Ich war diejenige, die die Arbeit machte. Wir hatten ein bisschen Angst. Wer war diese Person namens Eguimann? Sie hatte uns keinerlei Auskunft über sich gegeben. Man muss dazu sagen, dass damals die Pfarrhäuser, vor allem im Norden, oft die Beute von Bittstellern oder Leuten wurden, die sich als ‚sehr protestantisch‘ bezeichneten und sagten, sie seien in Schwierigkeiten. Wir hatten einen gehabt, der Pfarrer Heuzé Geld abgeknöpft hatte. Er hatte gesagt, sein Auto sei liegen geblieben und er habe kein Geld, um seine Reise zu beenden; er brauche eine Fahrkarte nach Belgien oder Deutschland, und er kannte die Namen vieler Pfarrer auswendig. Er kannte Herrn Boegner und Herrn „So-und-so“; natürlich hatte er auch das kleine Pfarrverzeichnis studiert. Heuzé hatte Geld verliehen und weder das Geld noch den Herrn jemals wiedergesehen. Es gab noch andere Dinge dieser Art. Man war also immer ein wenig misstrauisch.

Als wir mit André zum Bahnhof gingen, um diese Person, die mit L. Eguimann unterschrieben hatte, zu empfangen, baten wir Monsieur Lauverjat, einen großen protestantischen Freund aus Douai, einen Buchhändler, der immer im Dienst aller Protestanten stand, mit uns zu kommen, um zu sehen, wer diese Person war. Einige Tage zuvor hatten wir nämlich Besuch von einem Deutschen bekommen, den ich gepflegt hatte und der einen Abend bei uns geblieben war. Ich war ausgegangen und hatte ihn eine Weile bei dem Au Pair-Mädchen gelassen. Als ich zurückkam, sagte das Au Pair: „Hüten Sie sich, wissen Sie, er hat eine Menge Fragen über Sie gestellt, er wollte wissen, warum Sie ein so ärmliches Haus haben, keine Vorhänge usw.“ Wir stellten fest, dass er wieder einer von de-

nen war, die bei den Pfarrern herumschwirrten, um sie zu betrügen. Am Bahnhof kam dann ein Mädchen in einem grauen Kostüm an. Die Person hatte gesagt, dass ihr Anzug grau sein würde. Aber ein Anzug für einen Mann oder eine Frau? Es war ein Fräulein, es war Loïse Eguimann, die später heiratete und zu Loïse Bouteiller wurde. In der Pariser Gegend kennt sie jeder. Sie hat in ihrem Leben eine Menge interessanter Dinge getan; sie hat sich um viele Menschen gekümmert, vor allem um Algerier.

Ihr erstes großes Projekt war es, uns zu helfen. Nur – sie war nicht an Kinder gewöhnt ... Eines Tages hatten wir sie mit dieser Kinderschar allein gelassen, während wir nach Douai fuhren. Als wir zurückkamen (es war gerade eine Zeit, in der es Wasser gab), wollte sie uns eine Überraschung bereiten. Sie hatte den Kindern gesagt: „Ihr werdet den Flur und die unteren Räume des Pfarrhauses putzen.“ Die Kinder waren begeistert. Sie planschten, weil die Pumpe verrückt spielte und nicht mehr abgestellt werden konnte! Als wir zurückkamen, kam ein Bach aus der Eingangstür. Und diese arme Loïse, die etwas Gutes hatte tun wollen ...!

Ein anderes Mal ließen wir sie wieder eine Weile allein; aber als wir zurückkamen, fanden wir sie in einem schrecklichen Zustand vor. Die Kinder waren unbeaufsichtigt im Hof und tollten herum. Loïse war mit einem Stock bewaffnet und angelte in den Toiletten hinter der Kirche. Diese Toiletten waren eine Art Abstellkammer mit einem Loch und ohne Sitzgelegenheit.

Die Sandaletten eines der kleinen Jungen waren in das Loch gefallen! Die arme Loïse wollte sie wiederfinden. Sie hatte eine Sandalette herausgefischt, aber die zweite konnte sie nicht finden. Das Kind weinte und sagte: „Was wird meine Mama sagen! Papa wird mich schlagen, ich habe meine Sandalen verloren!“ Die arme Loïse dachte nicht daran, dass es ja Schuhhändler gibt und dass es einfacher ist, ein Paar Sandaletten zu kaufen, als in der Jauchegrube zu fischen. Wir unterbrachen ihr Tun und sagten ihr, dass wir Sandaletten kaufen würden.

Ja, das sind die Abenteuer von Loïse.

Diese Kinderferientage wurden noch mehrere Jahre lang fortgesetzt. Auch kam es hierbei zu einem bemerkenswerten Kontakt mit der Bevölkerung. Die Bevölkerung war sesshafter als die von Maubeuge, aber dennoch ziemlich außergewöhnlich und ziemlich

zurückgeblieben. Es gab einen Ort namens Pescron, an dem in der Nähe einer Fabrik fünf Pumpen ununterbrochen liefen. Manchmal liefen alle Pumpen auf einmal, manchmal nur vier oder drei; das war sehr unhygienisch. Die Pumpen pumpeten Wasser, weil es um Single-Noble herum Sumpfgebiete gab und das Wasser aus der Fabrik abgepumpt werden musste, um die Umgebung ein wenig zu sanieren. Dieses Pescron war von Bäumen umgeben; es war wie ein Teich, der immer „rauchte“, weil das Wasser, das aus der Fabrik kam, heiß war. Er war von einem Erdwall umgeben, damit das Wasser nicht überlaufen konnte. Es gab auch einige Bäume. Die Straße verlief unterhalb und war von den ärmlichsten Häusern der Gegend gesäumt. In einem dieser Häuser wohnte eine Familie mit sechs oder sieben Kindern. Ich hatte versucht, ihnen zu erklären, was Sauberkeit bedeutet und wie man versucht, die Läuse aus den Haaren der Kinder zu entfernen, aber die Mutter sagte: „Nein, nein, jedes Mal, wenn ein Kind gesund ist, ist der Kopf voller Läuse. Wenn die Kinder keine Läuse haben, sind sie krank. Es lohnt sich nicht, die Läuse zu entfernen, außerdem kommen sie wieder.“ Aber nein, sie vermehren sich nicht, ohne dass es Eier gibt!

Es gab dort auch eine alte, sehr alte Frau. Wir nannten sie „die Großmutter“. Wir brachten ihr das Essen, weil sie ihr Essen nicht mehr selbst zubereiten konnte; sie war jemand, um den man sich wirklich kümmern musste. Dort lebten ein paar seltsame Leute, und es war ein unsicheres Gelände.

An einem anderen Tag bekamen wir Besuch von einem älteren Herrn und einer älteren Dame, die im Ruhestand waren. Sie waren manchmal zu unseren Versammlungen gekommen, weil André in den verschiedenen Stadtteilen Versammlungen abhielt. Er machte auch welche in Le Pescron, wo er in einer Baracke sprach. Diese Leute wohnten in einer benachbarten Baracke. Sie waren gekommen und hatten André ihre Situation geschildert: Als sie jung waren, hatten sie geheiratet. Und dann hatten sie wie alle anderen auch kleine Missverständnisse gehabt, kleine Dinge, die nicht stimmten. Die Frau beschwerte sich bei ihren Nachbarinnen, und der Mann beschwerte sich bei seinen Nachbarn. Die Nachbarn interessierten sich für den Fall und machten die Sache noch schlimmer. Die Frauen versammelten sich und sagten: „Du musst ihn verlassen, diesen Mann, siehst du nicht, dass er dich unglücklich macht?“ Sie erregten das

Paar so sehr, dass sie sich schließlich eines Tages darauf einigten, sich zu trennen. Sie beantragten die Scheidung. Daraufhin gab es mehrere Gespräche mit den Anwälten, aber diese verstanden nie, warum sie sich trennen wollten. Es gab das letzte Schlichtungstreffen und sie gingen beide getrennt hin, da sie sich ja scheiden lassen wollten. Beim letzten Treffen, am Tag der Scheidung, waren beide anwesend. Nach der Sitzung musste jeder getrennt gehen, sie zu ihrer Familie und er wer weiß wohin ... zu Freunden oder sonst wohin, in ein Dorf in der Nähe. Der Frau taten die Füße weh, weil ihre Schuhe drückten (sie hatte besonders schicke Schuhe angezogen, um zur Scheidung zu gehen). Da sagte ihr Ex-Mann zu ihr: „Wir können trotzdem zusammen zum Bahnhof gehen, da wir denselben Zug nehmen, und unterwegs kaufe ich dir ein Paar Pantoffeln, weil deine Füße zu sehr schmerzen.“ Da sagte sie ja und „Danke, du bist sehr nett“. Sie kauften das Paar Hausschuhe, sie packte die Schuhe in ein Paket unter ihren Arm und dann kamen sie am Bahnhof an und sagten: „Jetzt, wo wir geschieden sind, ist es besser, wenn wir nicht in dasselbe Abteil steigen, sondern jeder in einem anderen Abteil ankommt.“

Und die Jahre vergingen. Viele Jahre ... Die Frau fand einen Mann, den sie heiratete, der Mann fand eine Frau, die er heiratete, aber beide erkannten, dass es eine große Dummheit gewesen war, sich scheiden zu lassen, dass die zweite Ehe im Grunde viel schlechter war als die erste. Eine erneute Scheidung kam nicht in Frage. Also warteten sie ab. Eines schönen Tages starb die Frau des Mannes. Der Mann der Frau starb eines schönen Tages ebenfalls. Und dann fanden sie sich frei. Sie trafen sich wieder und erzählten einander ihre Geschichte. „Da wir die Dummheit begangen haben, uns zu trennen, müssen wir nun wieder zusammenkommen.“ Sie waren also wieder zusammengekommen und hatten die Baracke nebenan gemietet; sie waren zu unseren Versammlungen gegangen und hatten festgestellt, dass André sehr nett war, dass er viel besser war als der Priester, der sie verurteilt hatte. Andererseits wollten sie Christen werden, aber wie sollten sie Christen werden, wenn sie nicht verheiratet waren? Sie mussten also darum bitten, dass sie wieder verheiratet werden, und sie konnten nicht zum Priester gehen und ihn darum bitten, da die Priester gegen die Scheidung waren. Sie waren gekommen, um André zu fragen, wie sie wieder heiraten

könnten, und um zu sehen, ob André nicht eine Trauung in der evangelischen Kirche durchführen könnte. André rief mich an und fragte: „Was hältst du von dieser Geschichte?“ Und ich, die ich in der katholischen Kirche gewesen war und das alles auswendig kannte, sagte ihnen: „Aber nein, ihr Armen, ihr braucht nicht wieder zu heiraten, denn für die katholische Kirche seid ihr immer noch miteinander verheiratet, die zweite Ehe zählt nicht! Sie, Herr, hatten eine Konkubine, und Sie, Frau, hatten einen Konkubinatspartner; für die katholische Kirche waren Sie nicht verheiratet: Jetzt sind Sie also wieder zusammen und Sie sind wirklich mit Ihrem wahren Ehemann und Ihrer wahren Ehefrau zusammen.“ André fand das sehr gut, ich fand es sehr gut und sie fanden es auch sehr gut. Sie sagten uns, dass sie nicht an den Priester glauben, dass sie ihn nicht mögen und dass sie trotzdem ein kleines Fest in der Baracke feiern wollten. Man würde zusammen trinken, „und wir wollen protestantisch werden“. Und so wurden sie zu guten Gemeindemitgliedern. Diese Geschichte ist sehr amüsant und sehr hübsch.

Ein anderes Mal gab es eine Dame, die „Bibelforscherin“ war (der Name ist mir entfallen, das ist ärgerlich ...), Mitglied einer Sekte, die sich einige Jahre vor unserer Ankunft in Sin-le-Noble gebildet hatte. Ich brauche euch nicht zu sagen, was die Bibelforscher sind, ihr müsst euch nur direkt erkundigen.⁴² Auf jeden Fall waren sie gegen die Lehre des Pfarrers und gegen die Frau des Pfarrers. Sie waren der Meinung, dass nur Bibelforscher gerettet würden, und trotzdem kam diese Frau zu uns und erzählte uns, dass ihre Tochter verrückt sei und in Prémontré interniert sei. Prémontré war eine Abtei gewesen, die in der Nähe von St.Gobain in eine Irrenanstalt umgewandelt worden war. André kannte sie sehr gut und ich ein wenig.

⁴² Dabei handelt es sich um die Vorläuferbewegung der Zeugen Jehovas. Die Bewegung der „Bibelforscher“ wurde 1870 von Charles Russell (1852-1916) gegründet. Sein Nachfolger Joseph Franklin Rutherford (1869-1942) änderte 1931 den Namen in „Zeugen Jehovas“ und verschärfte die organisatorischen und lehramtlichen Dimensionen. Der Exklusivität in Bezug auf die Heilsvorstellung (die als den Mitgliedern der Versammlung vorbehalten betrachtet wurde) war jedoch bereits 1928-1930 vorhanden, in den Jahren, in denen die hier berichteten Ereignisse stattfanden. Siehe: Massimo Introvigne, *Les Témoins de Jehovah*. Traduit de l'italien par Philippe Baillet. Paris. Les Éditions du Cerf (coll. Bref). 1990. S. 50-51; Bernard Blandre, *Les Témoins de Jehovah*. Paris. Éditions Brépols (coll. Fils d'Abraham). 1996 (Anm. d. franz. Editoren).

Im Grunde war es die Irrenanstalt des Departements. Das Mädchen war so unglücklich, dass sie nicht mehr dort bleiben konnte; sie war so krank, dass man sie auf ihr Bett gebunden hatte, auf ein Bettgestell. Sie hatte eine Matratze mit einem Loch, weil sie ihre gesamte Notdurft unter sich verrichtete, und unter das Loch hatte man einen Eimer gestellt. Um ihre Tochter nicht im Stich zu lassen, wurde die arme Frau Dienstmädchen bei einem der Ärzte, die das Irrenhaus betreuten. Auf diese Weise konnte sie ihre Tochter sehen, die Dorette oder so ähnlich hieß. Und sie weinte und verzweifelte. „Können Sie es nicht irgendwie einrichten, Sie, die Sie so viele Leute kennen, können Sie es nicht irgendwie arrangieren, damit sie rauskommt? Sie ist doch nicht gefährlich! Ich habe ein bisschen Geld verdient, ich kann mich um sie kümmern, würden Sie sie bitte rausholen?“

André besuchte die Kranke. Er ging zu den Ärzten, die ihm sagten, dass sie unheilbar krank, aber offensichtlich nicht gefährlich sei. André musste bis zur Zentralverwaltung in Paris gehen. Er hat auch Dr. Mary gesehen, einen damals bekannten Psychiater, der die Patientin ebenfalls gesehen hatte. Schließlich wurde beschlossen, zu versuchen, sie zu entlassen. Als sie entlassen wurde, wusste die Mutter nicht, wo sie sie unterbringen sollte: Sie hatte noch keine Wohnung. Es war ein endloses Verwirrspiel. Fazit: Wie üblich landete alles, was nicht passte, bei uns. Sie wollte mit Nelly spazieren gehen, und ich wollte das nicht. Ihr versteht sicher, dass ich Nelly nicht einer Verrückten anvertrauen konnte. Sie machte Ärger ... Und dann fing sie an, am Tisch seltsame Dinge zu tun. Sie nahm ihren Serviettenring, setzte ihn auf ihren Kopf und redete Unsinn. Sie brachte sich in einen solchen Zustand, dass wir merkten, dass wir sie nicht behalten konnten. Ihre Mutter konnte sie schließlich mitnehmen. Sie behielt sie ein paar Wochen, aber dann war es nicht mehr möglich und wir mussten sie wieder nach Prémontré bringen. Da kam die Mutter eines Tages zu uns und sagte zu André: „Ich danke Ihnen, Sie beide haben wirklich alles getan, was Sie konnten, mit einer solchen Hingabe, einer solchen Weisheit! Wie schade, dass ihr so gut seid und nicht gerettet werden könnt!“ Wir waren nun dazu verurteilt, nicht gerettet zu werden!

So endet die Geschichte der Verrückten, Studentin der Bibel.

Ich möchte euch noch eine weitere Geschichte erzählen, nämlich

die von Herrn Batchev. Ich habe euch schon ein wenig von Herrn Batchev erzählt, als wir in Maubeuge waren. Er war der Russe, der sehr trübsinnig zu uns gekommen war, der einen Sohn hatte, der Filmschauspieler war, und eine Tochter, die Tänzerin war. Es war so: eines Tages kam Herr Batchev weinend zu uns! Er hatte eine Art kleinen Knubbel an der Lippe, der blutete. Er erzählte uns, dass er nicht wisse, wohin er gehen solle, dass er in großem Elend lebe und dass er nur uns kenne. Er hatte in Maubeuge nachgefragt, wo wir waren, er hatte unsere Adresse bekommen und kam zu uns, um um Gastfreundschaft zu bitten. Er bat uns, eine Möglichkeit zu finden, damit er leben könne. Wir machten wieder ein Bett, richteten ein Zimmer ein und nahmen Herrn Batchev auf. Herr Batchev verbrachte lange Zeit damit, seine Lippe zu betrachten und sie vor einem Spiegel hin und her zu drehen.

– „Was ist denn los, Herr Batchev?“

– „Oh, wissen Sie, ich habe hier eine Wunde, ich habe große Angst, dass es Syphilis ist.“

– „Mein Gott, aber dann hätten Sie uns doch sagen müssen, dass Sie krank sind!“

Er aß mit uns. Wir benutzten die gleichen Gläser, wir achteten nicht darauf. Und ich hatte große Angst. „Wir müssen schnell zum Arzt gehen.“ Wir brachten Herrn Batchev zu einem Arzt, der uns sagte, dass es sich um irgendeine Schürfwunde handelte, ganz und gar nicht syphilitisch.

Er ging mit Nelly spazieren; man konnte sie ihm anvertrauen und schon trabte er los, ging hierhin und dorthin, zog das kleine Mädchen hinter sich her und redete ab und zu. Nelly mochte diesen Herrn Batchev ziemlich gern. Wenn sie nach Hause kam, erzählte sie alles. Sie hatte große Angst vor den Schafen. „Oh, Herr Batschew hat mich zu den bösen Schafen gebracht, bösen Schafen!“ Auf der Straße beobachtete sie die Leute, sie sah Frauen mit Schleiern. Eines Tages fing sie an zu zeichnen, sie malte eine lange, lange Person, und dann einen Kopf und Arme, und dann hatte sie am Kopf eine Art Gitter gemacht. Da, das war der Schleier dieser Frau. Ein anderes Mal sah sie einen Priester: Sie hatte noch nie einen Priester gesehen. Sie sagte: „Oh, der Herr wie eine Bidame“ (schöne Dame). Sie hatte sehr lustige Ausdrücke, und ich habe ein kleines Buch, in dem ich die kleinen Dinge, die Nelly sagte, aufgeschrieben habe. Sie war

klug und als sie etwa vier Jahre alt war, nahmen wir ein altes Fräulein, das frei war. Gegen eine kleine Gebühr kam sie, um Nelly Bilder zu zeigen und ihr Geschichten zu erzählen, um sie ein wenig zu interessieren. Das Fräulein begann, ihr die Buchstaben zu zeigen, und sehr schnell lernte Nelly, so jung wie sie war, die Buchstaben. Aber sie erklärte, dass sie das Fräulein nicht mehr sehen wolle, dass das Fräulein sehr lästig sei und ihr nicht gefalle, und damit das Fräulein darauf verzichtete, zu kommen (das Fräulein bestand darauf, es war ihr kleiner Lebensunterhalt), machte sich Nelly einen Spaß daraus, Fehler zu machen. Das Fräulein zeigte ihr ein „i“ und Nelly sagte, dass es ein „u“ sei.

„Aber siehst du, da ist ein kleiner Hut, weißt du, das i, es hat immer einen kleinen Hut.“

„Nein, es ist u.“

Schließlich wurde das Fräulein müde und kam nicht mehr. Also haben wir Nelly ein bisschen in den Kindergarten gesteckt, aber nicht lange, weil sie oft Fieber hatte. Es ging ihr nicht besonders gut, und wir wollten sie nicht allen möglichen Bazillen aussetzen. Denn in Sin-le-Noble gab es viele Krankheiten, viel Tuberkulose. Wir hatten ausgerechnet, dass es in unserer gesamten Gemeinde nur eine Familie gab, und dabei waren es Belgier, die nicht an Tuberkulose erkrankt waren. Wir waren sehr besorgt, so besorgt, dass wir Nelly später in die Schweiz schickten. Als sie fünf Jahre alt war, ging sie in das Chalet de l'enfance in Villard. Dort war sie fast ein Jahr lang sehr glücklich. Danach wurde sie von Dr. Rollier nach Les Diablerets eingeladen. Während dieses Aufenthalts erfreute sich Nelly einer wunderbaren Gesundheit. Das sind nur Details, also zurück zu unserem Sin-le-Noble und zu Herrn Batchev, denn von ihm haben wir gesprochen.

Es war unmöglich, für ihn eine Arbeit zu finden. Er war Russe, er war alt, er hatte keine Arbeitserlaubnis, was sollte er tun? Wir suchten überall. Ich ging zu den Kleinen Schwestern der Armen. Sie sagten nein, weil er dort bereits gewesen war und „wenn einer unserer Klienten weg ist, nehmen wir ihn nicht zurück“, sagten sie. Was sollten wir tun? Wir konnten ihn nicht zu uns nach Hause nehmen. Wie sollten wir ihn in ein Hotel schicken, wenn wir kein Geld hatten, um das Hotel zu bezahlen? Wir waren fast verzweifelt. Eines Tages ging ich zur Polizei und schilderte den Fall. Sie schauten mich

schief an. „Ah, Sie haben diesen Herrn zu sich genommen? Nun, Sie wissen doch, dass es mit Russland keinen Austausch gibt. Es gibt Länder, wo man sich um ihre Unglücklichen kümmern kann, und sie kümmern sich um die unseren, wenn sie in ihrem Land sind, aber mit Russland gibt es keine Gegenseitigkeit. Wenn Sie diesen Herrn bei sich aufgenommen haben, bedeutet das, dass Sie eine Verbindung zu ihm hatten ... Man nimmt niemanden bei sich auf, den man nicht kennt!“ Vielleicht dachten sie, dass er mein Vater war, dass ich eine leibliche Tochter dieses Herrn war oder wer weiß was? Inzwischen war unser minimales Geld weg. Wir wussten nicht, was wir mit dem gequälten Herrn Batchev anfangen sollten. Er redete die ganze Zeit mit uns und war sehr nervös. Es war ein entsetzliches Leben geworden.

Mit viel Mühe erreichte André, dass man ihn in das protestantische Asyl in Nîmes aufnahm. Dort fungierte er als Buchhalter, erledigte ein paar Dinge, war aber immer etwas zappelig. Er blieb nicht dort, und einige Zeit später kam er wieder zu uns zurück! Was sollten wir mit ihm machen? Diesmal fuhren wir nach Douai, wo wir mit unseren Freunden sprachen, die uns sagten: „Nehmt ihn nicht bei euch auf, bringt ihn in ein Hotel“. Es war ein seltsames Hotel, „Au lion d’Or“ oder so ähnlich. Wir gaben etwas Geld, unsere Freunde auch, und wir brachten ihn in einem Hotel unter. Herr Nick, Pfarrer in Lille, war sehr gut mit Kardinal Lienard befreundet. Wir konnten Herrn Batchev doch bei den Kleinen Schwestern der Armen unterbringen. Aber Monsieur Batchev war immer noch nicht zufrieden! Er sagte uns, dass es nicht möglich sei, er kam zu uns. Er beschwerte sich, sagte, dass das Essen schlecht sei, dass seine Nachbarn schlecht riechen würden, dass es einen großen Schlafsaal mit Männern gebe, die spuckten und alles machten, was man nicht tun sollte. Inspektionen waren selten. Wenn es welche gab, wurden ihnen die Hemden gewechselt, alles wurde gewaschen und alles sah wunderbar aus, um die Inspektion zu bestehen. Aber wenn es keine Inspektionen gab, war er sehr unglücklich. Schließlich gelang es, ihn in ein Haus zu bringen, in dem Russen untergebracht waren, ein Haus, das von einer Art russischer Gesellschaft gespendet wurde. Auch das funktionierte nicht. Und eines Tages verschwand Herr Batschew und ging in den Orient.

Einige Jahre später kam er erneut zurück und sagte uns, dass er

uns angelogen und nie verraten habe, dass er Jude sei. Wir versicherten ihm unsere Freundschaft, ob er nun Jude sei oder nicht, aber wir machten ihm klar, dass wir uns nicht mehr um ihn kümmern konnten. Wir mussten etwas anderes finden. André nahm den Zug und fuhr nach Paris, um Sonia und Pierre, seine Kinder, zu besuchen. Sonia lebte wirklich fast im Elend, aber Pierre war immerhin ein nicht schlechter Filmkünstler. André wurde bei ihm zu Hause empfangen. Pierre war nicht da; also wurde er in ein Zimmer geführt, das leer war, es gab nur einen Spiegel. Dort probte der junge Batchev für seine Auftritte für das Kino. André drohte ihm, ihn bei der Polizei anzuzeigen, wenn er ihm nicht die Summe geben würde, die sein Vater brauchte, um irgendwohin zu gehen und wenigstens seine Lebensmittel zu bekommen. Das wurde dann auch getan. Dann verging die Zeit und wir lasen in der Zeitung, dass Pierre Batchev gestorben war, und wir hörten nie wieder etwas von Herrn Batchev. Ist er gestorben? Wir wissen es nicht. Auf jeden Fall ist er nicht mehr aufgetaucht. Aber jahrelang war er eine Qual, und wir konnten ihn trotz allen guten Willens nicht unterbringen. Es ist wirklich nicht immer einfach, seinen Nächsten zu helfen ...

Eine weitere außergewöhnliche Geschichte ist uns in Sin-le-Noble passiert. An der Tür der Kirche war ein Vers angebracht, der lautete: „Der Herr ist hier und wartet auf dich ...“ oder so ähnlich. Als André eines Tages den Kirchhof verließ, sah er eine menschliche Gestalt in einem Busch. Er zog die Person aus dem Busch: Es war eine alte Frau mit einem komischen Hut, einem komischen Kostüm mit Spitzen, einer kleinen Jacke, jemand, der es früher einmal bequem gehabt haben muss; und sie trug abgetragene Baumwollhandschuhe; ihre Finger schauten aus Löchern heraus. André sagte zu ihr:

„Aber Madame, was machen Sie denn hier?“

„Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, ich bin verzweifelt, und ich bin hier auf dieser Straße vorbeigekommen und habe diese Kirche mit ihrer geschriebenen Botschaft gesehen ... Ich dachte, wenn ich mich hier in diese Hecke stelle, kommt jemand heraus und mir wird geholfen.“

„Aber ja, kommen Sie, Madame, erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

André nahm sie mit ins Haus, ohne sich bewusst zu sein, dass wir wieder endlose Abenteuer erleben würden.

Und hier ist die Geschichte von Frau Denain.

Frau Denain war verwitwet. Sie hatte einen Onkel in Brüssel, der ein Anwesen auf Sardinien besaß. Eines Tages hatte der Onkel bei einem Spaziergang durch sein Anwesen festgestellt, dass es in den Steinen seiner Steinbrüche Onyx gab. Er hatte Freunde kommen lassen, man hatte die Sache untersucht und gesagt, dass es sich um etwas Wertvolles handelte. Die Frau wurde daraufhin von dem Onkel aufgenommen, der ihr finanziell half und ihr sagte, dass sie den Steinbruch erben würde. Doch an dem Tag, als der Onkel mit seiner Nichte in Brüssel ankam, fiel er mitten im Bahnhof auf den Boden und starb an einem Schlaganfall. Die arme Madame Denain blieb allein zurück mit einem Erbe, das sie nicht zu verwalten wusste, ohne die nötigen Hinweise und ohne das Geld, um die Mine mit den Halbedelsteinen auf Sardinien auszubeuten.

Da sie Französin war, kehrte sie nach Frankreich zurück und im Departement Nord, in der Nähe von Douai, suchte sie einen Edelsteinspezialisten auf. Dieser Mann sagte ihr, dass es auf ihrem Grundstück tatsächlich eine kleine Menge Onyx gäbe. Aber es gab so wenig davon und Sardinien war so weit weg, dass die Ausgaben für den Abbau extrem hoch wären: Es wäre also viel teurer, den Stein abzubauen, als ihn dort zu lassen, wo er war, und sie könne ihr Grundstück auch anders nutzen. Die arme Frau, die sich einbildete, sehr reich zu sein, wollte dem Mann nicht glauben; sie versuchte, einen Anwalt zu kontaktieren, sie probierte verschiedene Dinge aus, die aber nie zu einem Ergebnis führten. Eines schönen Tages strandete sie in ihrer Verzweiflung bei uns.

Daraufhin ging André mit ihr zu einem anderen Steinspezialisten. Er untersuchte eine Probe des Grundstücks, in der sich der berühmte Stein befand, den Frau Denain suchte. Er fand heraus, dass der andere Spezialist Recht hatte, und wollte Frau Denain davon überzeugen. Man erklärte ihr, dass sie sich Arbeit suchen und versuchen sollte, das Grundstück so gut wie möglich zu nutzen, aber dass es sich um eine Freifläche handelte, die im Grunde genommen im Moment nicht viel wert war. Sie selbst wollte jedoch nicht arbeiten. Sie wollte reich sein und ihre Mine ausbeuten. Als sie sah, dass das nicht möglich war, wollte sie uns in ihrem Testament als Erben

einsetzen, damit wir uns für die Sache interessierten und versuchten, dieses Land auszubeuten! André erklärte ihr, dass das nicht möglich sei, weil ein Pfarrer nicht das Recht habe, ein Gemeindemitglied oder eine Freundin zu beerben, die ihn als Pfarrer aufgesucht habe, und dass dies auch gegen das Gesetz und die Kirchenordnung verstoße. Wir konnten also überhaupt nicht Eigentümer einer Mine sein, finanzielle Vorteile hin oder her.

Frau Denain wollte immer noch nicht arbeiten. Sie schrieb Briefe an den Präsidenten der Republik, sie schrieb an Abgeordnete, sie schrieb an unzählige Leute und forderte immer wieder Gerechtigkeit. Man antwortete ihr nicht oder man beantwortete ihre Briefe, ohne dass dies hilfreich war. Schließlich fand André eine Stelle für Madame Denain. Es war in Paris. Zwei ältere verwitwete Damen suchten eine Gesellschaftsdame, jemand Anständiges, die ihnen im Haushalt helfen würde. Wir nahmen Madame Denain an Bord und schickten sie nach Paris zu den Damen. Ein paar Tage später schrieben die Damen, dass es unmöglich sei, dass sie Madame Denain nicht weiter bei sich haben könnten, weil sie nichts im Haushalt mache: Sie verbrachte ihre Zeit damit, Briefe an den Präsidenten der Republik und an französische Behörden zu schreiben, sie sprach immer von dieser Minenfrage und treibe sie damit in den Wahnsinn. Außerdem schrieb sie ihre Briefe im Büro des verstorbenen Ehemanns! Es war ein heiliges Büro, ein heiliger Tisch, der nun dazu diente, Briefe zu schreiben, die keinen Sinn ergaben. Was sollte man mit Frau Denain tun? Wir versuchten erneut, sie zu vermitteln, aber es waren endlose Geschichten. Schließlich zogen wir einige Zeit später nach Le Chambon um. Und zum ersten Mal in unserem Leben taten wir etwas, das sich wirklich, wirklich falsch anfühlte. Wir sind ein bisschen wie Diebe abgehauen, ohne Madame Denain unsere Adresse zu geben, die nicht schlau genug war, sie zu finden! So kam es, dass Madame Denain aus unserem Blickfeld verschwand. Sie war Französin, also war es für sie leichter als für Herrn Batchev, in Frankreich eine Arbeit zu finden.

Ich muss euch auch meine Geschichten mit Italienern erzählen.

Ich beginne mit den Italienerinnen. Wir hatten viele Italiener in der Gegend um Sin-le-Noble. In dem Dorf Dechy gab es nur Toskaner, Unmengen von Toskanern. Sie kamen aus allen Ecken und Enden. Als sie erfuhren, dass es eine Italienerin gab, die sich für Italie-

ner interessierte, als sie merkten, dass ich sogar zum Konsulat gehen und für sie Formalitäten erledigen konnte, erlebten wir eine endlose Reihe von Italienern bei uns. Sogar noch später, viele Jahre später, als ich nach Sin-le-Noble zurückkehrte, überquerte ich eine Straße und ein Mann überquerte den Boulevard, um mir entgegenzukommen und mich um Hilfe zu bitten! Er hatte nicht einmal bemerkt, dass ich umgezogen war und mich nicht mehr vor Ort befand.

Also organisierte ich ein Treffen für italienische Frauen. Ich hatte bereits die Treffen mit den Frauen aus der Gemeinde eingeladen. Ich betreute auch den Christlichen Bund Junger Mädchen⁴³, und ich hatte beschlossen, ein zusätzliches Treffen unter der Woche für die italienischen Frauen hinzuzufügen. Wie ich es schon für andere Frauen getan hatte, nahm ich eine große Puppe von Nelly und gab kleine Kurse in Säuglingspflege, wie man Kinder wickelt, wie man sie badet usw. Das interessierte diese Frauen sehr. Zusätzlich machte ich sie mit kleinen Biografien über interessante Persönlichkeiten bekannt, erzählte ihnen Geschichten und berichtete von meinen Reisen. Das funktionierte sehr gut und so gut, dass es sich bis nach Saint-Quentin herumgesprochen hatte. Mein Schwiegervater war sehr, sehr stolz darauf, eine Schwiegertochter zu haben, die anfang, die Frau eines Pfarrers auf der Höhe der Zeit zu werden. Aber es war nicht so einfach, wie es sich anhört. Ich werde euch erzählen, wie die Geschichte tragisch endete.

Ich erfuhr, dass in der Grundschule von Sin-le-Noble, wo es sehr viele Italiener gab, eine Lehrerin gesucht wurde, eine Italienerin, die

⁴³ Die Union Chrétienne de Jeunes Filles (UCJF) ist der weibliche Zweig der Union Chrétienne de Jeunes Gens (UCJG), die wiederum eine Übersetzung der englischen Abkürzung YMCA (Young Men's Christian Association) ist. Der YMCA ist ein protestantischer Volksbundsverband, der 1844 von George Williams (1821-1905) in London gegründet wurde. Sie bietet ihren Mitgliedern sportliche, kulturelle und spirituelle Aktivitäten an, gemäß der Trilogie „Body, Mind, Spirit“, die durch die drei Seiten des roten Dreiecks in ihrem Logo symbolisiert wird. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wuchs der YMCA vor allem in angelsächsischen und protestantischen Ländern, aber auch in Italien, wo Magda ihn in ihrer Jugend kennengelernt hatte, und in Frankreich; siehe: Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors norme*. AaO. Siehe auch: Bernard Charles, *Les Unions Chrésiennes de Jeunes Gens*. UCJG-YMCA, 1855-2005. Un mouvement de jeunesse d'inspiration protestante, de pratique laïque et de visée œcuménique. Lyon. Éditions Olivétan. 2009. (Anm. d. franz. Editoren).

den Kindern der Emigranten einmal pro Woche, donnerstags, Italienischunterricht und Unterricht in italienischer Geschichte und Geografie erteilen würde. Das wurde in fast allen Schulen im Département Nord organisiert. Es gab auch Polnischunterricht. Ich dachte sogar daran, so etwas wie eine „Alliance Française“ zu organisieren, um die italienische Sprache in diesem Land voller italienischer Emigranten zu erhalten. Die Sache interessierte mich sehr. Ich schrieb also an den Konsul, erzählte ihm von meinen Titeln und schickte ihm Papiere, die zeigten, welche Studien ich absolviert hatte. Er antwortete, dass ich natürlich mehr auf die Sekundarstufe vorbereitet sei, dass es aber im Gegenteil ein Vorteil für diese Kinder sein würde. Wir ließen Papiere aus Italien kommen; der Konsul war sehr charmant zu mir. Ich ging mit André zu ihm; er fragte mich, wer mein Vater sei: „Er war ein Oberst ... Ingenieur in Florenz“, und für den Konsul lief alles wie am Schnürchen. Ich bekam die Nominierung für das nächste Jahr, für September. Einige Zeit später wurde mir ein großes Paket mit all den Büchern geschickt, alles, was ich verwenden sollte, wunderschöne Bücher mit herrlichen Illustrationen. Man schickte mir sogar Papiere, die mir erklärten, wie der Unterricht ablaufen sollte. Man erklärte mir, wie der Jahresabschluss ablaufen würde, wie die Preise verteilt werden sollten und welche Preise das Konsulat schicken würde; das sah alles sehr gut aus.

Sobald ich einen Moment Zeit hatte, öffnete ich diese Bücher und was sah ich? Ich sah, dass es wunderschöne Bilder gab, dass die Druckbuchstaben wunderschön waren, dass das Papier wunderschön war, aber dass alles – „wie Salz und Pfeffer“ – gewürzt war: 100 % faschistisch! Das war für mich nicht möglich, ich konnte den Faschismus nicht unterrichten. Man sprach von Mussolini als dem Retter des Vaterlandes. Es gab Geschichten über die Heilige Jungfrau: Alles wurde durcheinander geworfen, Gott, die Heilige Jungfrau, Jesus, Mussolini, der Papst ... das war ein unakzeptabler Mischmasch. Im Grunde war es faschistische Gehirnwäsche. Der Konsul war schon ein- oder zweimal bei mir gewesen; seine Limousine mit Chauffeur wartete vor dem Tor, das in den Kirchhof führte, also war es etwas Offizielles. Ich beschloss zusammen mit André, den Konsul aufzusuchen. Ich hatte ihm aber vorher einen Brief geschrieben und gesagt, dass ich meinen Rücktritt einreichen würde,

bevor ich anfang. Ich erklärte, dass ich überhaupt keine Faschistin sei, dass ich die Regierung missbillige und dass ich absolut nicht in diesem Stil unterrichten könne; ich entschuldigte mich dafür, dass ich mich geirrt hatte, als ich dachte, dass dies einfach etwas Kulturelles sein würde, wenn es in Wirklichkeit etwas Politisches ist. Zur gleichen Zeit, als mein Brief zum Konsulat ging, erschien ein Artikel in einer italienischen Zeitung, die in Belgien von italienischen Emigranten, die aus politischen Gründen auf Arbeitssuche gekommen waren, heimlich herausgegeben wurde. In diesem Artikel stand, dass die italienische Frau des Pfarrers von Sin-le-Noble Verbindungen zur faschistischen Regierung und zum faschistischen Konsul in Lille hatte: Man hatte seine Limousine vor ihrer Tür gesehen! Andererseits versammelte diese Frau italienische Frauen in ihrem Haus und der Pfarrer ging zu den italienischen Frauen, um sie zu besuchen, während die Ehemänner bei der Arbeit waren. Stellt euch das vor! André machte aber nie Besuche bei italienischen Frauen. Ich erhielt eine Vorladung des Konsuls in einer Art, dass André sagte: „Nun gut, ich werde dich begleiten, weil er dir vielleicht Ärger machen wird.“

Der Konsul war in der Tat wütend. Er hat mich beschimpft: Wie konnte ich, die Tochter eines Obersten und und und, gegen den Faschismus sein? Also sagte ich ihm: „Mein Vater ist wahrscheinlich ein Faschist, aber ich bin es nicht, nicht jeder hat die gleichen Ansichten wie sein Vater. Natürlich war es falsch, dass ich mich nicht vorher informiert habe, es war falsch, dass ich mir nicht vorgestellt habe, dass es so sein würde. Aber ich versichere Ihnen, dass ich wirklich und aufrichtig geglaubt habe, dass es sich um eine kulturelle Aktivität handelt.“ Ich verteidigte mich, so gut ich konnte. André, der neben mir saß, sagte fast nichts; er war da, um mich gegen die Angriffe des Konsuls zu verteidigen. Und so scheiterte mein Italienischunterricht in Sin-le-Noble und ich wurde den Faschismus los, der mich bis dorthin verfolgt hatte.

Die Tatsache, dass ich Italienerin war, bedeutete für mich viel Arbeit. Nicht nur die Geschichte, die ich Euch erzählt habe, und für den Unterricht, den ich italienischen Frauen gab, sondern auch für die persönlichen Beziehungen von Frau zu Frau. Es gab eine Italienerin, die keine Kinder hatte. Sie hatte einen Polen geheiratet. Sie war verzweifelt. Ich brachte sie zu einem Arzt, der nichts verstand.

Ich brachte sie in eine Spezialklinik, wo man sie sehr gründlich untersuchen musste; man versuchte, ihre Eileiter zu öffnen, was aber nicht gelang. Eines schönen Tages kam ihr Mann zu uns und sagte, dass er keine Arbeit mehr habe; er fragte, was man tun müsse, um Pfarrer zu werden. Er fand, dass wir ein schönes Haus und ein Auto hatten. Er stellte sich vor, dass wir reich seien, und er hätte auch gerne Pfarrer werden wollen. Wir mussten erklären, dass das nicht möglich war. Ihr seht, wie verwirrend die Dinge waren, wie schwierig es war, die Arbeit, die wir taten, zu erklären, warum wir sie taten und warum es größtenteils ehrenamtliche Arbeit war?

Es gab auch die italienische Putzfrau. Sie hieß Pia, aber ich nannte sie Pila Mia, weil die Kinder sie Pila nannten. Eine reizende Frau, die ich später in Italien wiedersah, eine Art Mutter, die vielleicht völlig ungebildet, aber eine Beschützerin für mich war. Sie wollte zu mir kommen und bei mir arbeiten. Ihr Mann wollte das nicht. Er sagte, unser Haus sei ein Bordell, etwas Schreckliches, und seine Frau habe nicht die Erlaubnis, zu uns zu kommen. Ich ging zu ihm und wir redeten lange; er kam zu uns nach Hause und schließlich fand ich alles heraus! Weil ich mehrere Sprachen sprach, weil wir Leute aus allen möglichen Ländern bei uns zu Gast hatten und weil wir oft Besuch bekamen, hatte sich der arme Mann vorgestellt, dass unser Haus ein Bordell sei. Er wollte daher nicht, dass seine Frau sich bei uns kompromittierte. Nach seinem Besuch gab er seine Erlaubnis und Pia kam zu uns.

Wir bekamen noch einen weiteren Besuch, wieder von einem seltsamen Menschen. Es war Herr Gerhard Halle, ein Quäker⁴⁴ aus Deutschland. Er hatte André geschrieben, dass er nach Sin-le-Noble und in die Region Nord kommen wollte, um Vorträge zu halten. Als Offizier im Ersten Weltkrieg hatte er den Befehl zur Vernichtung

⁴⁴ Die Quäker sind Christen, die sich der religiösen Gesellschaft der Freunde zurechnen, die 1652 in England von George Fox (1624-1691) gegründet wurde. Sie sind bekannt für ihre schlichte Liturgie, ihr soziales Engagement für Gerechtigkeit und vor allem für ihren Pazifismus. Mit Variationen, je nach den verschiedenen Hinsichten, befürworten sie im Großen und Ganzen die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Ihre Zahl beläuft sich heute auf etwa 350.000. Siehe: Edouard Dommen, *Les Quakers*. Paris. Les Éditions du Cerf (coll. Bref). 1990; Jeanne-Henriette Louis, *La Société religieuse des Amis (Quakers)*. Paris. Éditions Brepols (coll. Fils d'Abraham). 2005 (Anm. d. franz. Editoren).

aller Obstbäume zwischen Bapaume und Amiens geben müssen. Er wollte erklären, was passiert war, und um Vergebung bitten. Warum war er Quäker geworden? In seiner Jugend war er Mitglied der Union Chrétienne de Jeunes Gens gewesen. Als der Krieg erklärt worden war, war er ein sehr pflichtbewusster Offizier geworden, weshalb er die Bäume vernichtet hatte. Er hatte seine Arbeit getan. Doch eines Tages, als er in einem Schützengraben gegenüber einem anderen, von den Franzosen ausgehobenen Schützengraben war, konnte er die Gewehrschüsse und die Stimmen der Franzosen sehr gut hören. Und er hatte sich gesagt: „Was mache ich denn hier? Ich bin doch im Grunde genommen Mitglied im Verein Junger Männer! Sie sind höchstwahrscheinlich auch Christen. Auf jeden Fall sind sie meine Brüder. Ich bin hier, weil ich mein Land verteidige, sie sind dort, weil sie ihr Land verteidigen, also stimmt etwas nicht. Wenn wir beide unser Land verteidigen, dann müssen wir einfach aufhören. Ich habe als Christ nicht das Recht, diesen Krieg zu führen“. Er war zu seinem Offizier gegangen und dieser hatte ihm geantwortet, dass er sich verpflichtet habe und dass es kein Zurück mehr gebe. Da er völlig verzweifelt war, hatte er den Krieg mit so wenig Schüssen wie möglich geführt. Als er nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrte, hatte er die Quäker kennengelernt und verstanden, dass man Christ sein kann, und zwar Christ, ohne zu kämpfen, also Kriegsdienstverweigerer. Aber der Krieg war vorbei.

Also hatte er die Idee gehabt, nach Frankreich zu kommen und zu den Franzosen zu sprechen, um ihnen diese Geschichte zu erzählen und ihnen zu erklären, wie schlimm der Krieg ist. André war begeistert. Er holte ihn nach Sin-le-Noble, er organisierte einige Vorträge für ihn, zum Beispiel einen in Amiens und einen weiteren in Sin-le-Noble natürlich, einen auch in Douai. Gerhard Halle begann, sich im Département Nord bekannt zu machen. Er sprach ein- oder zweimal. Sofort verbreitete sich das Gerücht, dass er ein subversiver Mensch sei. In Amiens war es Pfarrer D.: Ich weiß nicht, ob er Angst hatte oder ob die Behörden ihn daran gehindert haben; auf jeden Fall wurde der Vortrag abgesagt. In Douai fand die Konferenz im großen Saal des Rathauses statt. Nach dem Vortrag gab es Geschrei. Ein Kriegsveteran, ein großer Kriegsversehrter, fing an zu schreien, mit der Absicht, Gerhard Halle zu beleidigen; er begann, schlecht über alle Pazifisten zu reden. Der arme Halle musste nach Deutschland

zurückkehren, nicht ohne zwei unserer Gemeindemitglieder einzuladen, mit ihm nach Deutschland zu gehen. Herr Perrusse hatte einen Arm weniger und Herr Delval hatte im Krieg ein Auge verloren. Sie zögerten, weil ihre Frauen große Angst hatten, dass man ihnen etwas antun würde, dass man Herrn Perrusse den zweiten Arm und Herrn Delval das zweite Auge nehmen würde! Wie auch immer, sie gingen trotzdem und kamen entzückt zurück und sagten: „Aber das sind doch Menschen wie wir, also ist es der Krieg, der sie so böse werden lässt! In Friedenszeiten sind sie charmant, sie sind gegen den Krieg“, und das erleichterte André. Seine Gemeindemitglieder begannen zu verstehen, was seine Arbeit als Pazifist und was dieser Internationale Versöhnungsbund war, dem er angehörte.⁴⁵

Nach der Geschichte von Gerhard Halle wurde André auf die Liste derjenigen gesetzt, die von der Sonderpolizei überwacht werden sollten. Und das hat uns immer, immer verfolgt. André bekam Besuch, als er in Sin-le-Noble war. Er wurde viel später von der Sonderpolizei besucht, als er in Versailles war. Er stand auf einer Art schwarzer Liste. Das alles begann mit den Vorträgen von Gerhard Halle.

Damals beeinflussten verschiedene religiöse Bewegungen Sin-le-Noble. In unserer Gemeinde gab es eine sehr interessante Erweckung, und André hat Euch in seinen Erinnerungen davon erzählt. Aber ich möchte Euch meine Seite der Sache erzählen. Ich habe bei dieser Erweckung der Gemeinde total mitgemacht; sie erschien ganz normal, etwas Gutes, etwas Französisches, etwas Protestantisches. Aber dann kam ein Engländer: Mister Scott. Er war ein Erleuchteter. Er predigte außergewöhnliche Dinge, er predigte also Erweckung, aber eine Erweckung mit Handauflegen, der Heilige Geist sollte auf die Menschen herabsteigen, Menschen, die in Zungen redeten, Menschen, die geheilt wurden. Davor hatte ich große Angst. Von den Pfarrern im Département Nord waren viele ganz in der Spur von Herrn Scott, der mir sogar einen Teil der Babykleidung seiner Familie schickte, weil ich oft Kinder erwartete. Frau Scott war also charmant, und Herr Scott sah aus der Nähe betrachtet ganz normal aus. Aber wenn er predigte, wenn er Versammlungen abhielt, ängstigte

⁴⁵ Siehe unseren Kommentar am Ende der Veröffentlichung. S. 239 f (Anm. der französischen Editoren).

mich das sehr. Ich dachte: „Hoffentlich geht André nicht ins Netz!“ André war zu mehreren dieser Versammlungen gegangen; Herr Scott hatte ihm sogar die Hände aufgelegt und André kam zurück und sagte, er habe nichts gespürt, er habe nicht in Zungen geredet. In unserer Gemeinde hatte Herr Scott auch Kranken die Hände aufgelegt, aber diese Kranken waren nicht geheilt worden. Sie hatten nicht an sein Charisma geglaubt.

Eines Tages fuhr André zu einer Pfarrtagung nach Douai. Diese Tagung war sehr wichtig, weil Monsieur Scott dort war; es waren alle Pfarrer aus dem Nord da, die aus der Gegend um Douai, die, die Monsieur Scott folgten. Es gab auch diejenigen, die ihm misstrauten, diejenigen, die wie André am Rand blieben, diejenigen, die sagten, dass er eben seine Arbeit mache, aber dass es sie nicht übermäßig interessiere. An diesem Tag hatte ich Andrés Fahrt im Auto genutzt, um nach Douai zum Einkaufen zu fahren. Ich trennte mich von ihm und ging einkaufen. Als ich zurückkam und nicht weit vom Gemeindehaus in Douai entfernt war, bemerkte ich eine Menschenansammlung auf dem Bürgersteig. Was war dort los? Ich ging näher heran und sah einen großen Mann mit einem hageren Gesicht, roten Haaren und einem großen gelben Regenmantel; er malte Bilder auf den Boden und machte seltsame Gesten. Ich ging näher und hörte, dass er ein entsetzliches Kauderwelsch sprach, mit ein bisschen Französisch, ein bisschen Deutsch, Russisch, und dieser Mann sagte: „Smotri“⁴⁶ (das bedeutet: „Schau“ auf Russisch). Er machte Hörner mit seinen Zeigefingern auf beiden Seiten seines Kopfes und sagte: „Smotri, smotri“. (Ich verstand, dass er auf den Teufel zeigte.) Dann zeigte er, dass er eine Operation gehabt hatte, dass man ihm den Bauch aufgeschnitten und die Eingeweide herausgezogen hatte. Er machte wieder Zeichnungen auf dem Boden und sagte erneut „Smotri, smotri“. Alle Leute lachten und amüsierten sich. Ich machte mir wirklich Sorgen. Ich versuchte, mit diesem Mann zu sprechen, mit Worten aus all diesen gemischten Sprachen. Ich konnte verstehen, dass er gerade aus dem Gefängnis kam, dass er wegen Landstreicherei ins Gefängnis gesteckt worden war und dass man ihn freigelassen hatte, weil er nichts Falsches getan hatte. Er konnte sich nicht weiter erklären. Ich dachte mir, dass man diesen Mann nicht einfach

⁴⁶ Ausgesprochen mit einem sehr offenen *o*, das sich dem *a* nähert.

so auf der Straße lassen kann, verrückt und krank, umgeben von Leuten, die sich über ihn lustig machen. Da ich ganz in der Nähe des Gemeindehauses war, in dem eine Menge Pfarrer beteten und Herr Scott die Hände auflegte, um die Menschen zu heilen, dachte ich mir, das trifft sich gut ... dass ich diesen Mann bei der Hand nehme und ihn zu der Versammlung führen würde. Ich war sehr naiv ... Ich nahm den Russen an der Hand, er folgte mir wie ein Kind in Momenten der Verzweiflung. Ich führte ihn in seinem großen gelben Regenmantel vor den Gemeindesaal und bat darum, meinen Mann zu sehen. Der Hausmeister lehnte ab und sagte mir, dass die Pfarrer in einer Gebetsversammlung seien. Ich bestand darauf, dass es dringend sei und dass ich André brauche. Der Hausmeister gab endlich nach, und schließlich kam André heraus.

Als André diesen hoffnungslosen Fall sah, interessierte er sich natürlich dafür und sagte, dass man mit Herrn Nick darüber sprechen müsse, der der „große Prophet“ des Nord war, dass man vor allem mit dem Pfarrer von Douai darüber sprechen müsse, der im Grunde für diejenigen zuständig war, die in seiner Stadt aus dem Gefängnis kamen. Wir warteten, bis die Gebetsversammlung vorbei war. Ich dachte, dass alle Pfarrer begeistert sein würden, weil sie etwas Greifbares zu tun hatten. Doch es kam nichts; niemand interessierte sich für den Russen. Auf Andrés Drängen hin rief der Pfarrer im Gefängnis an und fragte, worum es sich handle. Man antwortete ihm, dass es sich um einen Mann handle, der nichts Böses getan hatte und wegen Landstreicherei verhaftet worden war. Da er im Gefängnis etwas Geld verdient hatte, hatte man ihn freigelassen, ohne zu wissen, was mit ihm geschehen würde, dass er ein wenig verrückt war, aber nicht genug, um eingesperrt zu werden. Also riefen wir auch in der Irrenanstalt und im Krankenhaus an. Sie antworteten uns, dass man Menschen, die nichts Gefährliches getan hätten, nicht internieren könne und dass dieser Mann frei sein solle und man nichts tun könne. Wir waren wirklich betrübt. Die Zeit verging, es war schon ziemlich spät am Nachmittag, der Abend brach herein ...

Was sollten wir tun? Nun, wir nahmen den Russen für die Nacht mit zu uns. Als einziges Gepäckstück hatte er eine Tasche und in dieser Tasche hatte er mehrere Gegenstände. Wir erfuhren nie seinen Namen.

Zuvor gab es immerhin den protestantischen Schneider in Douai, der mitfühlte und ihm einen Anzug besorgte, der ihm gut passte, so dass er etwas würdevoller aussah. Aber er hatte trotzdem noch seinen gelben Regenmantel über diesem Anzug an. Als er bei uns ankam, war er so gerührt, so glücklich, in einer Familie zu sein, ein sauberes Bett zu haben, ein gutes Abendessen zu bekommen, dass er seine Tasche auspackte, eine Menge Zeug herausholte, unter anderem eine Uhr, und er wollte André diese Uhr unbedingt aus Dankbarkeit geben. André wollte die Uhr nicht nehmen, aber der andere zwang ihn dazu. Die Uhr blieb liegen.

Aber was sollte man mit diesem Mann tun? André erinnerte sich daran, dass in Belgien die Gesetze für die Internierung von Kranken viel weniger streng waren als in Frankreich. Es war einfacher, jemanden auf Probe einzuweisen, auch wenn er kein Verbrechen begangen hatte. Er ging zu Herrn Evrard, einem Pfarrer aus der Nachbarschaft, der Belgier war. Dieser Pfarrer sagte, dass er Leute jenseits der belgischen Grenze kenne. Dort würde man sehen, wie man ihn unterbringen und pflegen könne. André, der belgische Pfarrer und der Russe machten sich auf den Weg. Aber das Unglück wollte es, dass dieser Mann ohne vorschriftsgemäße Papiere an der Grenze ankam, die Zöllner mit einer Mütze sah und dachte, es sei die Polizei! Wenn er nichts unternommen hätte, wäre er mit Hilfe des belgischen Pfarrers problemlos über die Grenze gekommen. Nun aber dachte er, dass André ihn betrogen hatte und dass André ihn zur Polizei gebracht hatte! In seiner Verzweiflung rannte er mit seinem Rucksack auf dem Rücken davon; er ließ den Rucksack fallen, rannte erschreckend schnell, die Zollbeamten rannten ihm hinterher, und es war eine richtige Menschenjagd. André sagte, es sei schrecklich, denn die belgische Grenze mache einen Zickzackkurs, und dieser arme gejagte Mann lief manchmal durch Belgien und manchmal durch Frankreich. Als er André sah, schrie er: „Du böser Freund, du Verräter, du böser Genosse!“ André kam sehr betrübt nach Hause. Wir bekamen Neuigkeiten: Der Mann wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Das Ziel war also erreicht worden, aber die Freundschaft war zerbrochen. Es war eine wirklich sehr traurige Erfahrung gewesen, obwohl man es gut gemeint hatte.

Ich muss Euch auch ein wenig über meine Kinder erzählen. Ich habe drei Kinder in Sin-le-Noble bekommen. Das erste war Jean-Pierre. Ich hatte eine ziemlich beschwerliche Schwangerschaft. Ich hatte sehr, sehr geschwollene Beine, ich war sehr müde, ich war viel in der Gemeinde unterwegs, zu Fuß und auch mit dem Fahrrad. Ich hatte viele Versammlungen, wie ich Euch schon erzählte. Das Haus war sehr groß. Ich hatte Au-Pair-Mädchen, die sich abwechselten, und es war ein ziemlich hartes Leben. Wir wussten nicht, dass wir Ambroise Paré⁴⁷ lange im Voraus benachrichtigen mussten, wenn wir ein Kind erwarteten. Als wir Ambroise Paré mitteilten, dass ein weiteres Kind geboren werden würde, antworteten sie uns, dass wir neun Monate Zeit hatten, um es anzukündigen, und dass es zu spät sei. In der Zeit der Geburt war alles belegt und wir mussten uns anderweitig umsehen. Wir waren wirklich betrübt. Was sollten wir tun? Wir fanden dann das Diakonissenhaus in Paris, aber Paris war weit weg, während Douai ganz in der Nähe war ... Das war wirklich zu dumm, zumal in Lille die Entbindungen von Pfarrfrauen sehr billig waren. Ab dem dritten Kind war es sogar kostenlos! Wir mussten also nach Paris fahren. Meine Beine schwollen weiter an, Nelly hatte Masern und das Au-pair-Mädchen war nicht geeignet. Eines Tages sagte André, dass ich unbedingt nach Paris müsse, weil ich in diesen Tagen ein Kind bekommen würde, und was würden wir dann tun? Er befürchtete wieder eine Geschichte wie in Maubeuge.

Also schrieb er an Tante Pauline, die Schwester von Paul Trocmé. Tante Pauline liebte alle ihre Neffen sehr. Diese „machten ihr übrigens den Hof“ und besuchten sie sonntags. Tante Pauline war André gegenüber etwas negativ eingestellt, weil sie sehr bürgerlich war und André „subversive“ Ideen hatte, während Tante Pauline eher rechts stand. Als sie aber erfuhr, dass ich „in der Klemme“ steckte, sagte sie sehr freundlich, dass ich bei ihr wohnen könne, bis ich nach Courbevoie gehen müsse. Warum in Courbevoie und nicht bei den Diakonissen? Ich hatte vergessen zu erwähnen, dass wir ihnen geschrieben hatten. Sie hatten geantwortet, dass sie mich aufnehmen könnten, aber dass ich keine Besuche von Nelly empfangen könnte, während ich bei ihnen auf das Baby wartete. Persönlich hatte ich Angst vor den Diakonissen, vor ihren engen Vorstellungen

⁴⁷ Evangelische Klinik zwischen Lille und Douai.

und ihrem engen Milieu. Also meldeten wir uns bei einem anderen Haus an, das größtenteils protestantisch war, in Courbevoie. Es war eine Entbindungsstation, die von einer Cousine von Andrés Brüdern geleitet wurde, einem Fräulein Cornet Auquier. Ich war also dort angemeldet und Tante Pauline nahm mich auf.

Ich war ihr Gast. André war wieder nach Sin-le-Noble gefahren. Wie sollte ich mich beschäftigen? Nun, ich dachte, ich könnte Paris besichtigen. Ich nahm ein Touristenschiff auf der Seine, machte eine große Tour durch Paris und lief viel, obwohl Tante Pauline mir gesagt hatte, ich solle aufpassen, dass ich mich nicht zu sehr anstrengte. Da kam es nicht überraschend, dass ich in der nächsten Nacht gegen vier oder fünf Uhr morgens anfang, Schmerzen zu haben. Diesmal hatte ich keine Melone gegessen, und ich wusste auch, wie Geburtsschmerzen sind. Am Vortag oder noch einen Tag zuvor hatten wir Besuch von Étienne Dumas, Andrés Neffen, und seiner Frau, die eine Buscarlet war (die nach dem Tod ihres Mannes einen Vernier heiratete). Auch sie erwartete ein Baby. Ich fragte:

„Welchen Namen werden Sie Ihrem Kind geben?“

„Ah, wenn es ein Junge ist, dann sage ich es Ihnen nicht ... Ich sage es Ihnen nicht, weil es so viele Trocmé-Jungen gibt, dass man sich gegenseitig die Namen stiehlt. Und wenn ich Ihnen den Namen sage, den wir geben werden, dann werden Sie ihn nehmen.“

Meine Wehen hatten also begonnen. Tante Pauline war eine alte Frau, die noch nie ein Kind gehabt hatte, und ich wollte sie nicht erschrecken. Ich fing an, meinen Koffer zu packen, brachte mein Zimmer in Ordnung, wusch mich, putzte mich heraus und klopfte schließlich um 7 Uhr morgens an Tante Paulines Tür, um ihr zu sagen, dass ich gehen müsse, das Baby sei unterwegs. Tante Pauline erschrak. Sie zog sich ganz schnell an und wollte nicht, dass ich alleine losfuhr; sie nahm ein Taxi und wir fuhren durch den ganzen Bois de Boulogne bis nach Courbevoie. Sie blieb bei mir, während ich mich im Zimmer einrichtete. Sie war bezaubernd, wirklich bezaubernd. Sie ging nach Hause, sie kam am Nachmittag zurück, weil die Geburt nicht sehr weit voranging. Wir riefen sofort André an, damit er kam, und erst um acht Uhr abends kam schließlich Jean-Pierre auf die Welt.

Zu diesem Zeitpunkt hieß er noch nicht Jean-Pierre. André war da, weil er bei der Entbindung dabei sein durfte. Er trug einen gro-

ßen weißen Kittel und war an dieser Geburt viel mehr interessiert als an der von Nelly. Diese ist normal verlaufen. Am nächsten Morgen ging André zum Standesamt; wir hatten beschlossen, dass der kleine Junge Marc heißen sollte. Ich war ganz ruhig, als André plötzlich nach Hause kam und sagte:

„Weißt du, ich habe wirklich gedacht, dass Marc nicht in Ordnung ist. Marc Trocmé, das klang zu hart. Also habe ich ihn Jean-Pierre genannt. Das ist auch ein alter Familienname auf der Seite Argicourt, und dann ist es ein schöner Name.“

Da sagte ich zu ihm: „Aber du bist dir nicht bewusst, was du getan hast, du hast den Namen der Dumas gestohlen!“

„Oh“, sagte André, „was macht das schon? Man ist nicht sicher, ob es ein Junge wird, vielleicht bekommen sie ein Mädchen, und außerdem ist Dumas nicht Trocmé, also quäl dich nicht.“

Wenige Tage später wurde der kleine Dumas geboren. Sie nannten ihn nicht Jean-Pierre, hatten aber auch keine andere Idee und nannten ihn Jean. Heute ist er Pfarrer Jean Dumas.

Ich hatte auch eine Fehlgeburt zwischen Nelly und Jean-Pierre. Ich wusste nicht genau, was es war. Der Arzt des Kohlebergwerks kam und erklärte, dass es eine Fehlgeburt war. Er schickte mich für ein paar Tage ins Bett. Ich hatte nicht viel Hilfe; ich hatte, glaube ich, ein wenig tüchtiges Mädchen oder ich hatte niemanden. Dann war es Frau Deransar aus Douai, die ein paar Tage bei mir zu Hause verbrachte. Sie schlief nicht dort, sondern kam morgens und ging abends wieder. Sie hatte große Schwierigkeiten, Nellys Haare zu entwirren; sie mochte es nicht, wenn man ihr die Haare kämmte. Sie hatte unzählige kleine Locken, die alle verknotet waren, und Frau Deransar wusste nicht, wie sie das anstellen sollte. Nelly schrie und war sehr wütend. Das ging nicht sehr lange gut. Frau Deransar war die Frau eines sehr wichtigen Richters in Douai und die Enkelin von Frau de Présancé, einer Autorin von Büchern, die die protestantischen Damen mit großer Begeisterung lasen.

Dann kam einige Zeit später die Geburt von Jacquot, Jacques. Wir dachten, es könnte ein Mädchen werden. Diesmal hatten wir Ambroise Paré weit im Voraus informiert, so weit im Voraus, dass wir uns im Datum geirrt hatten! Jacques wurde später geboren und ich blieb fast drei Wochen in Ambroise Paré, um auf das Kind zu warten, das nicht kam. Dann war es schließlich eine normale Geburt.

Das Kind wurde sehr leicht geboren, ohne dass ein Arzt kommen musste. Die Leiterin von Ambroise Paré, Fräulein Dürlemann, war auch Hebamme und hat die Geburt durchgeführt. Ich hielt diesen kleinen Jungen in meinen Armen, einen zweiten kleinen Jungen! Jacques sah seltsam aus, weil er bis auf eine große, lange, lange Locke über einem Ohr sehr wenig Haare hatte. Er hatte keine Haare auf dem Kopf, aber er hatte Haare auf der Stirn, fast bis zu den Augen! Er war ein ziemlich hässlicher kleiner Kerl: dünn, dünn, lang, lang ... man nannte ihn das Fragezeichen. Lange Zeit trug ich ihn unter dem Arm, wie übrigens alle meine Kinder. Aber ihn legte ich oft auf meine Schulter. Er krümmte sich zusammen und hing an meiner Schulter wie ein lebendiges Fragezeichen. Sehr bald ist er hübsch geworden, das hübscheste Baby, das wir je hatten.

Später wurde dann Daniel geboren. Die Geburt war komplizierter. An einem sehr frühen Morgen wurde beschlossen, einen Kaiserschnitt zu machen. Ich wurde in den Operationssaal gebracht. André war unbehaglich zumute. Zum Glück hatte er es rechtzeitig geschafft! Die Operation fand statt. Er war ein wunderschöner Junge, das dickste meiner Babys. Ich durfte keine Besuche empfangen, außer von André. Aber siehe da, eines Tages öffnete sich die Tür einen Spalt breit, ganz leise, und ich sah den Kopf von Herrn Nick⁴⁸, dem „prophetischen Pfarrer“, der ganz langsam nach vorne kam und mir bedeutete, nicht zu sprechen. Dann kam er ganz herein. Er kam neben das Bett und sagte zu mir: „Ich gehe sofort wieder weg, ich gehe sofort wieder weg! Wenn die Fräuleins⁴⁹ mich sehen, werden sie mich schimpfen!“ Er küsste mich auf die Stirn und ging. Das war der schönste Besuch eines Pfarrers, den ich je in meinem Leben hatte.

Ich habe vergessen zu erzählen, dass André, als Jean-Pierre geboren wurde, ein paar Tage später nach Paris kam, um mich nach Sin-le-Noble zu bringen. Er hat mir eine Überraschung bereitet. Er holte mich aus dem Haus in Courbevoie und nahm mich mit ... ratet mal wohin? In den Luna Park ... Ich liebe diese Dinge so sehr, und die Überraschung war, dass ich mit den Karussells fahren durfte,

⁴⁸ Zu Henri Nick siehe unseren Kommentar am Ende der Veröffentlichung auf S. 241-255. (Anm. d. franz. Editoren).

⁴⁹ Die beiden Gründerinnen der Ambroise-Paré-Klinik.

mit Geräten, die nach oben und unten fuhren, die schaukelten und sich drehten. Das war wirklich ein sehr, sehr schöner Abend. Wir kamen etwas zu spät nach Hause. Seit ich Jean-Pierre das letzte Mal gestillt hatte, waren mehr als drei Stunden vergangen und er war hungrig und schrie. Man hatte ihm ein wenig Zuckerwasser gegeben, aber als ich ankam, kam alles wieder in Ordnung.

Ich muss euch auch erzählen, dass in diesen Zeiten, in denen ich so viele Babys auf die Welt brachte, Tante Olga⁵⁰ mehrere Monate bei uns verbrachte. Sie war großartig. Sie hat alles geflickt. Ja, das war nach der Geburt von Jacques. Sie liebte diesen Jacquot sehr; sie kümmerte sich viel um ihn und ging mit ihm spazieren. Manchmal ging sie mit den drei Kindern spazieren und André und ich hatten eine spezielle lange Leine bestellt, damit die Kinder am Kinderwagen hingen und nicht weglaufen konnten. Diese Leinen wurden um die Arme gebunden und natürlich nicht um den Hals! Nach der Geburt eines Kindes fügten wir der Leine eine weitere Befestigung hinzu. Dann schoben wir den Kinderwagen mit all den Kindern, die an der Leine hingen, durch die Gegend. Die Leute drehten sich um. Die Kinder waren sehr schön, sehr liebevoll und wollten mit jedem reden. Einmal, als sie allein und nicht ‚angeleint‘ war, überquerte Nelly ganz schnell eine Straße, um den Gipser zu begrüßen, der gerade ein Haus auf der anderen Straßenseite verputzte. Nelly war wirklich hübsch, und wenn ich mit ihr im Auto fuhr und sie ihren Kopf an die Scheibe lehnte, winkten ihr die Leute, die zum Beispiel auf dem Markt waren, oft zu. „Oh, das schöne Baby, oh das schöne Baby!“ Einmal nahmen wir sie zu einem Kongress in Sandwich in England mit. Die Familie Trocmé war empört, dass wir ein Baby einfach so mit ins Ausland nehmen. Für sie war das Ausland zu diesem Zeitpunkt etwas sehr Unsicheres, aber Nelly kehrte aus England ohne irgendein Unglück zurück. Später machten es sich die Trocmés zur Gewohnheit, ins Ausland zu reisen. Sie durchkreuzten Europa von einem Ende zum anderen und sogar Amerika.

Und siehe da, alle meine Kinder waren geboren ...

Ich hatte Au-pair-Mädchen, die mir geholfen haben. Es gab einige bemerkenswerte. Liselotte zum Beispiel, eine Berlinerin, hatte

⁵⁰ Olga Wissotzky, Schwester von Nelly Wissotzky Grilli di Cortona, Magdas Mutter (Anm. d. franz. Editoren).

in ihrem Lebenslauf nicht erwähnt, dass sie Lehrerin für Hauswirtschaft, Nähen, Flicken, Kochen und Gymnastik war. Und als sie ankam, sahen wir, dass sie eine tolle Frau war. Wir haben sie später in Berlin wiedergesehen. Wir hatten auch viel schlechtere. Eine gewisse Lucie war ziemlich ungenügend. Sie fuhr jeden Freitag nach Lille, um an der Universität Vorlesungen zu besuchen. Während dieser Zeit war ich zu Hause mit der ganzen Kinderschar, und die Kinder hatten so oft Erkältungen mit Fieber, dass ich in jenem Winter jeden Freitag, wenn Lucie wegging, mindestens eins im Bett hatte, wenn nicht sogar zwei. Als ich schwanger war, war das Leben hart, weil die Kinder nachts oft nicht gut schliefen. Vor allem Jacques. Als Kleinkind kroch Jacques im Schlaf auf allen vieren durch sein Bett. Wenn er am Ende angekommen war, stieß er mit dem Kopf gegen das Bettgitter, wachte auf und fing an zu weinen! Dann schlief er wieder ein und es begann derselbe Zyklus erneut! Um André und das Au-pair-Mädchen schlafen zu lassen, hatte ich eines der Kinder unten im Esszimmer, ein anderes oder sogar zwei im Spielzimmer untergebracht; und ich verbrachte höllische Nächte, in denen ich von einem zum anderen wechselte. Na ja, ich hatte immerhin sehr schöne Kinder und alle beneideten mich.

Es gab noch ein anderes Au-pair-Mädchen: Irma. Sie war eine Deutsche, die auf der Suche nach einem Abenteuer nach Frankreich gekommen war. Was für eine Geschichte!!! Jedes Mal, wenn sie ausging, traf sie jemanden, einen Franzosen oder einen Deutschen, jemanden, der mit ihr spazieren ging. Einmal war sie abends so spät nach Hause gekommen, dass wir die Polizei angerufen hatten! Wir haben sie überall gesucht. Als sie nach Hause kam, sagte sie, sie sei ins Schwimmbad gegangen, wo sie einen Deutschen getroffen hatte; er hatte sie eingeladen und würde sie wieder einladen. Er verkaufte Holzlöffel und -gabeln aus dem Schwarzwald ... Wir stellten fest, dass der Deutsche ihr wirklich sehr nachstellte und dass sie ihm viel Schlechtes über uns erzählt hatte. Sie hatte zum Beispiel gesagt, dass sie gefroren hatte, dass man sie auf dem Dachboden eingesperrt hatte und dass es ein schreckliches Haus war. Eines Tages haben wir diesen Herrn eingeladen und er kam. Er merkte, dass wir gar nicht so waren, wie das Mädchen gesagt hatte (sie hatte die Angewohnheit, Lügen zu erzählen). Und wir erkannten, dass dieser Herr eine Art Hochstapler war und dass es besser wäre, wenn das Mädchen

ihn nicht mehr sehen würde. Wir versuchten, ihre Freundschaft zu verhindern. Daraufhin ging sie nach Paris und sagte, dass sie ihr eigenes Leben leben wolle. Wir blieben dennoch mit ihr in Briefkontakt. Wir nahmen sie auch mit in den Urlaub nach St. Gervais, und auch dort, bei einem Ausflug auf den Gipfel des Mont Joly, schaffte sie es, einen Mann zu treffen, der ihr nachlief. Das war wirklich eine echte Krankheit! Viele Jahre später, während wir durch die Stadt fuhren, in der sie wohnte, lud sie uns ein. Sie hatte einen reizenden Ehemann und reizende Kinder. Sie war zur ernsthaftesten Frau der Welt geworden. Ihr seht, wie sich die Dinge ändern ...!

Ich habe vergessen, Euch noch etwas sehr Wichtiges zu erzählen, das sich während der Zeit in Sin-le-Noble ereignet hat. In dem Gymnasium in Douai gab es keinen offiziellen Italienischunterricht. Dennoch gab es einige Schüler, die Italienisch lernen wollten. Man hatte indirekt erfahren, dass ich Italienischlehrerin in Italien war, und der Schulleiter holte mich herbei und fragte mich nach meinen Abschlüssen. Man gab mir die einzelnen Lektionen, die ich unterrichten sollte. Also ging ich zweimal die Woche in die Schule, wo ich nur einen, zwei oder drei Schüler hatte. Aber es war interessant und es machte mir sehr viel Spaß zu unterrichten. Eines Tages rief mich der Schulleiter an und sagte: „Hören Sie, Frau Trocmé, angesichts der ernsthaften Studien, die Sie in Italien absolviert haben, ist es wirklich schade, dass Sie nicht die Möglichkeit haben, offiziell zu unterrichten. In vielen Gymnasien, vor allem im Osten Frankreichs und im Süden, wird Italienischunterricht erteilt. Warum wollen Sie Ihre Situation nicht legalisieren? Sie haben in Italien Literaturwissenschaft studiert. Es gibt einen Wettbewerb, der „Certificat d’aptitude pour l’enseignement de l’italien dans les lycées et les collèges“ heißt. Dafür müssen Sie einen Abschluss als Lizenziatin haben. Sie müssen sich nur bewerben und schauen, ob Ihr Studium nicht als Lizenziat anerkannt werden kann.“ Das habe ich getan. Alle Unterlagen kamen an. Man schickte mir alle Programme für diesen Wettbewerb, den man an der Sorbonne absolvieren musste. Ich stellte fest, dass man sich nur bis zum 30. Lebensjahr bewerben konnte! Und ich war 29 Jahre!!! Somit konnte ich den Wettbewerb nur ein einziges Mal machen und es war schwer, ihn beim ersten Versuch zu schaffen ... Dieser Wettbewerb wurde „la petite agrégation“ ge-

nannt und war viel schwieriger als sein moderner Ersatz, das CAPES.⁵¹

Ich fuhr sofort nach Paris, um Monsieur Hauvet, den großen Italienischlehrer der damaligen Zeit, zu sehen. Es war der Tag der letzten Vorlesungen an der Sorbonne. Die Vorlesungen waren vorbei und die Prüfungen standen kurz bevor. Ich kehrte mit all meinem Papierkram nach Sin-le-Noble zurück und begann zu studieren. Aber wie sollte ich studieren, wenn ich zwei Kinder hatte und mit Jacquot schwanger war, der im November geboren werden sollte? Das war genau die Zeit von Lucie, diesem Au-pair-Mädchen, das ungenügend war; und all die Arbeit, die ich in der Gemeinde zu erledigen hatte! Ich arbeitete, so gut ich konnte, und versuchte, mein Wissen aufzufrischen (ich hatte mein Studium schon vor langer Zeit beendet!). Und dann musste ich nach Lille: Die schriftlichen Prüfungen mussten an der Fakultät abgelegt werden, die dem Wohnort am nächsten lag. Danach würde ich nach Paris eingeladen werden, wenn ich die schriftliche Prüfung bestanden hatte. In diesem Jahr gab es nur drei freie Plätze in Italienisch, also würden nur drei Schüler zu den mündlichen Prüfungen eingeladen werden. André sagte mir, dass es sich nicht lohnen würde, aber ich wollte es trotzdem versuchen. Ich musste die Gemeinde verlassen, die Kinder verlassen. Wie sollte ich das tun? Die Evangelistin einer Nachbargemeinde war bereit, für ein paar Tage zu kommen und mich zu vertreten, aber mitten in diesen Prüfungen war ein Sonntag, und am Sonntag war die Evangelistin vergeben. Ich musste also nach Lille fahren, für den besagten Sonntag nach Sin-le-Noble zurückkehren und dann wieder nach Lille. Ich hatte kein Geld, um in ein Hotel zu gehen. Lucie (das Au-pair-Mädchen) war in Ambroise Paré am Blinddarm operiert worden. Ich musste auch zu ihr. Man gab mir ganz oben im Gemeindehaus ein kleines Zimmer ohne Heizung und Strom, neben einer kleinen Schneiderin, die mir eine Lampe lieh. Ich war sehr erkältet, hustete, spuckte und schnäuzte mich. Ach, was für Prüfungen!!! Barmherzigkeit! Ich habe niemals ähnliches gesehen. Und dann, nach den Prüfungen, nahm ich meine Bücher und legte sie

⁵¹ Der Lehrer, der diesen Wettbewerb bestand, wurde auf eine offizielle Stelle berufen, ohne jemals Schüler aus der Nähe gesehen zu haben; das war tatsächlich ein Handicap. Heute ist das CAPES einfacher und das Programm leichter. Aber man muss Praktika in den Schulen absolvieren, bevor man ernannt wird.

beiseite, weil André mir gesagt hatte, dass es sich nicht lohne, mir den Kopf über die Vorbereitung auf die mündliche Prüfung zu zerbrechen. Das war im Mai; dann kamen der Juni und der Juli. Schließlich fuhren wir in den Urlaub nach St. Gervais. Ganz unten im Koffer verstaute ich meine Bücher und nahm die Liste mit dem Prüfungsprogramm mit, wobei ich mir sagte: „Man weiß ja nie! Was ist, wenn ich durch einen Zufall zur mündlichen Prüfung eingeladen werde?“

In St. Gervais wohnten wir in einem reizenden kleinen Chalet, das an Pfarrer kostenlos vermietet wurde, die sich um den Gottesdienst im Sommer kümmerten. Dort erhielt ich die offizielle Mitteilung, dass ich das schriftliche Examen bestanden hatte und zum mündlichen Examen an der Sorbonne zum Termin x antreten musste. Die Prüfung begann an einem Sonntagmorgen. Ich reiste am Freitag ab und kam in Paris ohne Zimmer an. Ich konnte mir kein Hotel leisten. Eine meiner italienischen Freundinnen, Fräulein Jalla, legte eine Matratze auf den Boden. Ich schlief auf dieser Matratze. Sie hatte nicht bedacht, dass eine schwangere Frau auf dem Boden ziemlich schlecht schläft, aber was soll's! Es war die Zeit der Kolonialausstellung. Ich ging zu Fuß hin, weil ich kein Geld hatte. Als ich gegen Mitternacht zurückkam, schlief ich ein paar Stunden. Um 3 Uhr morgens stand ich auf, um noch einmal meinen Papierkram durchzugehen, und um 7 Uhr war ich in der Rue de l'École de Médecine, wo sich das italienische und das deutsche Zentrum für den Wettbewerb befanden. Mein Zustand war ziemlich schlimm.

Ich kann Euch noch eine komische Sache erzählen. Zur Vorbereitung auf den Unterricht, den ich vor der Jury halten sollte, gab man mir ein Thema und einen Haufen Bücher und sperrte mich in einen Raum. Ich durfte nicht hinausgehen und auch nicht auf die Toilette. Von dort ging es direkt in den großen Raum, in dem die Jury für eine der Prüfungen saß, die ich an diesem Morgen vorbereitet hatte. In diesem Raum befand sich ein Waschbecken. Wenn ich ein Junge gewesen wäre, wäre es ein Leichtes gewesen, in das Waschbecken zu pinkeln! (Und ihr wisst ja, dass eine Frau, wenn sie schwanger ist, sehr oft pinkeln muss.) Und ich konnte es nicht! Ich kam direkt in den Prüfungsraum, ohne auf die Toilette zu gehen. Ihr könnt euch vorstellen, in welchem Zustand ich die Prüfung absolviert habe! Trotzdem werdet ihr gleich sehen, wie das Ende dieser Prüfung

verlief. Es gab mehrere Prüfungen. Es gab auch die vorbereitete Lektion. Man bedankte sich bei mir und sagte: „Wunderbar, diese Stunde war so interessant, mit Ihrem Akzent aus Florenz und all Ihren florentinischen Erinnerungen! Es war einfach wunderbar. Aber wie kommt es, dass Sie ein ‚r‘ haben, das kein italienisches ‚r‘ ist?“ Ich antwortete, dass ich das italienische ‚r‘ nicht habe, aber viele Italiener hätten es auch nicht. Sie haben es nicht geglaubt. Sie glaubten, dass man nur Italiener sein kann, wenn man ein rollendes ‚r‘ hat! Egal, sie haben mir deswegen einen Punkt abgezogen. Dann gab es eine Übersetzung. Man gab mir einen Text. Ich dachte, dieser Text müsse sehr schnell übersetzt werden, wie ich es gewohnt war, einen italienischen Text simultan auf Französisch zu lesen, ohne anzuhalten, ohne zu stottern. Aber das war es nicht. Ich hatte nie am Unterricht teilgenommen, also wusste ich nicht, worum es ging. Es handelte sich um eine Übersetzung, die angeblich im Unterricht vor einer Gruppe von Schülern gemacht wird, also eine langsame Übersetzung, bei der man die Wörter langsam ausspricht, eines nach dem anderen. Da ich das nicht wusste, verlor ich wahrscheinlich ein oder zwei Punkte. Als ich dort herauskam, wollte ich nachsehen, ob ich nicht die Sainte-Chapelle sehen könnte, aber es war Mittag und sie war geschlossen. Ich bedauerte das sehr und ging zum Mittagessen zu den Francis⁵².

Am nächsten oder übernächsten Tag ging es gleich nach dem Mittagessen in die Rue de l'École de Médecine, um die Ergebnisse des Wettbewerbs zu sehen. Gegen 14 Uhr wurden die Namen der erfolgreichen Kandidaten herausgeholt; ich war unter den sechs, die die schriftliche Prüfung bestanden hatten, und ich musste unter den drei sein, die die große Chance hatten, die mündliche Prüfung zu bestehen. Die Prüfung war sehr schwierig gewesen und ich hatte sehr, sehr große Angst ... Als ich also mit den Francis' zu Mittag aß, spürte ich, dass Francis eine große Sympathie für mich hatte. Er schlug vor, mit mir zu gehen, um die Resultate zu sehen: Ich würde mit Rose draußen bleiben und er würde nachsehen, ob mein Name als einer der drei Gewinner angezeigt wurde.

Wir machten uns auf den Weg, Rose, Francis und ich. Die Rue Maubert, in der die Francis wohnten, lag ganz in der Nähe der Sor-

⁵² Dr. Francis Trocmé, Andrés Halbbruder.

bonne. Wir gingen in die Rue de l'École de Médecine und ich hatte schreckliche Angst. Francis ging in den Hof des Instituts für deutsche und französische Sprache und kam strahlend wieder heraus. Er sagte zu mir: „Sie haben nicht nur bestanden, sondern von drei Personen sind Sie die zweite!“ Wie glücklich ich war! Der viertplatzierte Kandidat tat mir leid, ein Lehrer in Tunis, der seine Stelle nicht wechseln konnte, weil er durchgefallen war. Ich war sehr froh; aber ihr wisst, wenn man froh ist, wünscht man sich immer etwas Besseres. Ich sagte mir: „Was für ein Unglück: Wenn ich gewusst hätte, dass man langsam übersetzen muss, und wenn diese Lehrer gewusst hätten, dass es viele Italiener gibt, die das „r“ so aussprechen wie ich, wäre ich die Erste gewesen!“ Aber was soll's, ich war die Zweite und hatte mein Zertifikat für die Lehrbefähigung. Schließlich hatte ich mein Studium für Frankreich aufgewertet. Das nützte mir nicht viel, denn Monsieur Hauvet ließ mich kommen und sagte: „Schauen Sie, Sie haben das Recht, sich um die Stelle in Gap, im Süden, zu bewerben. Dort gibt es eine Lizenziatin, die gehen muss. Haben Sie wirklich die Absicht, nach Gap zu gehen und dort zu bleiben?“ Ich konnte nicht nach Gap gehen. Ich konnte André nicht zurücklassen, der im Département Nord war, und im Nord gab es keine Stelle für einen Italiener. Ich war mit meinem dritten Kind schwanger. Das war nicht möglich. Ich musste das Diplom in eine Schublade stecken, schade! Traurig war die Sache für den Lehrer in Tunis, denn er musste in Tunis bleiben, es sei denn, jemand würde sich um seine Stelle in Tunis bewerben ...

Später hat mir dieses Diplom jedoch gute Dienste geleistet. Es diente mir in Le Chambon, wo ich am Collège Cévenol die Einzige war, die zertifiziert war. Alle anderen hatten das Lizenziat und einige nicht einmal das. Jahre später, wenn die Lehrer üblicherweise in den Ruhestand gehen, verhalf mir dieses Zertifikat zu einer Sonderstellung am Gymnasium in Annemasse. Es war keine Vollzeitstelle. Es war eine außerplanmäßige Stelle, da ich das Alter überschritten hatte und meinen Dienst vor meinem 30. Lebensjahr hätte antreten müssen! Diese Stelle, die als ‚Überstundenstelle‘ eingruppiert wurde, war darauf zurückzuführen, dass es zu viele Schüler gab. Ich musste alle Stunden, die es überzählig gab, übernehmen. Es war sehr interessant und ich blieb sechs oder sieben Jahre dort. Ich

hing mit wenigen Stunden an und bekam dann immer mehr. Ein Jahr hatte ich sogar die vorgeschriebenen 18 Stunden.⁵³

Später, in dem Alter, in dem die Schweizer Lehrer normalerweise in den Ruhestand gingen, konnte ich dieses Mal in die Schweizer Sekundarschule eintreten! Mein Italienischdiplom ermöglichte es mir, Geschichte und Französisch zu unterrichten. Als ich mich bewarb, um an der Orientierungsstufe in Onex⁵⁴ zu unterrichten, d. h. in den untersten Klassen der Sekundarschule, wurde mir gesagt:

– „Aber wie, Sie bewerben sich mit 65 Jahren, genau in dem Alter, in dem unsere Lehrer in den Ruhestand gehen?“

Ich habe meinen Enthusiasmus nicht verloren. Ich sagte ihnen:

– „Hören Sie, es ist ganz einfach: Sie brauchen Lehrer, und Sie haben einen Haufen Leute, die unterrichten und keinen Abschluss haben. Machen Sie, was Sie wollen, aber denken Sie daran, dass es Menschen gibt, die alt sind und trotzdem jung bleiben, und dass es andere gibt, die bei ihrer Geburt schon alt sind!“

Ich glaube, dieser Satz hat viel bewirkt: Ich bekam einen Vertrag für ein weiteres Jahr. Dann bekam ich einen Vertrag für ein zweites Jahr, dann ein drittes und ein viertes. Ich wurde sogar um eine Stelle nach oben versetzt. Anstatt Schüler zu haben, die kein Latein machten, hatte ich Schüler, die die besten waren, und ich unterrichtete bis 70 Jahre. Nach 70 Jahren sagte man mir: „Wir können nicht mehr weitermachen. Sie sind noch in der Lage zu unterrichten, aber das würde einen Präzedenzfall schaffen.“⁵⁵

Kurz nach meiner Ankunft in der Schweiz ermöglichte mir dieses Diplom auch, acht Jahre lang an der Universität Genf an der Dolmetscherschule zu unterrichten. Ich war zunächst für einen Kurs, dann für zwei Kurse und schließlich für vier Kurse zuständig. Ich unterrichtete Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen ins Italienische und aus dem Italienischen und Englischen ins Französische. Normalerweise durfte man nur Unterricht geben, um aus einer anderen Sprache in die eigene Sprache zu übersetzen, aber

⁵³ Magda musste in den frühen Morgenstunden aufstehen, um mit Bus und Straßenbahn zu pendeln, die Grenze zwischen Genf und Annemasse zu überqueren und pünktlich zur Schule zu kommen. Sie tat dies zehn Jahre lang (NdNH).

⁵⁴ Vorort von Genf, wo sie fünf Jahre lang unterrichtete (NdNH).

⁵⁵ Die Tragödie war, dass André nur wenige Tage nach Beginn meiner Pensionszeit starb, am 5. Juni 1971.

ich wurde als zweisprachig angesehen. An der Universität hatte ich ebenfalls spannende Erfahrungen gemacht, ebenfalls dank des famosen Eignungszertifikats.

Noch immer in Sin-le-Noble: Hier gab es die Ordination von André, die er euch in seinen eigenen Erinnerungen erzählt. Und dann haben wir schließlich beschlossen, dass wir Sin-le-Noble verlassen müssen. Es war wirklich zu traurig, vor allem wegen der Freundschaften, die wir dort geschlossen hatten, und wegen der Menschen, die André vor dem Alkoholismus bewahrt hatte. Er erzählt euch davon und vor allem von der Verabschiedung des größten Trinkers, den wir in der Gemeinde hatten. Leider begann dieser Freund nach Andrés Abreise wieder zu trinken und beging schließlich Selbstmord.

Auf jeden Fall war es sehr herzerreißend, wegzugehen, aber was sollte man tun? Wir hatten Nelly in die Berge bringen müssen; die Kinder hatten immer noch Fieber und ständig Grippe. Die Stadt selbst war sehr schlecht gelegen und unsere Kinder waren in Gefahr, ihre Gesundheit zu verlieren. Wir hatten dann endlose Abenteuer. André erzählt sie. André wurde gebeten, nach Thonon zu gehen, dann in die Nähe von Paris nach Clamart. Schließlich wurde es Le Chambon-sur-Lignon. Auch hier erzählt André die Geschichte.⁵⁶ Die Absprachen mit Le Chambon „waren ziemlich kompliziert“, immer noch wegen der berühmten Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen, die André noch nicht in die Praxis umsetzen konnte. Er hatte klar gesagt, dass er keine Berufung der Armee annehmen würde, auch nicht in Kriegszeiten.

⁵⁶ Siehe A. Trocmé, *Mémoires*. Genf 2020. (d.Ü.)

Zweiter Teil

Le Chambon-sur-Lignon (Haute Loire)

Kapitel III

Die ersten Jahre in Le Chambon, die glücklichsten unseres Lebens

Le Chambon-sur-Lignon? Wir wussten nicht einmal genau, was für ein Ort das war! Wir gingen hin und sahen es uns an und es erschien uns als eine ziemlich seltsame, ziemlich triste Gegend. Es war ein schreckliches Wetter und das Pfarrhaus war in einem sehr schlechten Zustand. Aber wir wurden dort gut empfangen und entschieden uns schließlich, dorthin zu gehen, allerdings ohne wahnsinnige Begeisterung ... Später, als wir vor Ort waren, entwickelte sich unsere große Freundschaft zu Le Chambon.

Wir hatten ein Auto, das wir verkaufen mussten, weil es nicht gut genug war, um in die Berge zu fahren. Es war ein altes Auto, das wir sehr billig von Robert⁵⁷ gekauft hatten: Es hatte außergewöhnliche Sitze, die Robert selbst hergestellt hatte, mit speziellen Federn, um den Komfort seiner Frau Germaine zu gewährleisten. Das Auto war wirklich alt und abgenutzt. Also beschloss André, dass es besser sei, es nicht zu verkaufen, sondern es zu verschenken. In einer Pfarrversammlung hatte er angekündigt, dass das Auto verfügbar sei und dass diejenigen, die es brauchten, es kostenlos abholen könnten. Ich war ziemlich verärgert. Wir waren so arm, unsere Speisekarten waren so miserabel und ich dachte, selbst wenn wir nur ein paar Hundert Francs damit verdienen könnten, würde es sich trotzdem lohnen. André sagte, dass er es „im Dienste Gottes“ anbiete. Aber die amtierenden „Diener Gottes“ wurden misstrauisch, als sie hörten, dass es ein Auto gab, das kostenlos abgegeben wurde, und deshalb wollte es niemand haben! Das war wunderbar! Also verkauften wir es für 500 Francs, glaube ich, oder so ähnlich. Ich lachte

⁵⁷ Robert: Andrés älterer Halbbruder [NdNH].

und sagte zu André: „Siehst du, die Diener Gottes werden misstrauisch, wenn die Großzügigkeit zu groß ist.“ Und mit diesem Abenteuer verließen wir Sin-le-Noble. Es war Ferienzeit, und wir sollten unseren Urlaub in den Bergen verbringen, in La Bourboule, um Nelly, die ständig erkältet war, eine Kur zu ermöglichen. André sollte dort als Sommerpfarrer predigen. Das Pfarrhaus war jedoch noch nicht frei. Wir mussten eine Notunterkunft nehmen und ... es gab Wanzen. Was für eine hässliche Zeit, bis wir das Pfarrhaus beziehen konnten! Und von dort aus fuhren wir nach Le Chambon.

Die Reise war episch. Wir nahmen einen unmöglichen Zug, denn die Züge, die die West-Ost-Verbindungen bedienten, waren sehr unbequem und liefen sehr schlecht. Wir hatten Jacquot dabei, der sich trotz des Aufenthalts in La Bourboule wieder eine Erkältung eingefangen hatte. Er hatte starke Ohrenschmerzen, er weinte und die ganze Reise über jammerte er. Und so kamen wir in Saint-Etienne an.

Das waren also ich, Papa, die vier Kinder und das Au-pair-Mädchen. Der Zug setzte uns am Bahnhof ab. Wir nahmen ein Taxi und kamen in der Bar „L'Escargot“ an. Sie existiert immer noch ... Zu dieser Zeit fuhren die Busse nach Le Chambon vom „L'Escargot“ ab. Es war sehr kalt, da es einige Tage zuvor geschneit hatte. Es war September, es war windig und alles war traurig ... Saint-Etienne war schwarz, schwarz! Wir standen dort auf der Straße und warteten auf den Bus, unser ganzes Gepäck lag auf dem Boden. Jacquot weinte so sehr, dass wir schnell in eine Klinik rannten, um ihn einem Spezialisten zu zeigen. Wir mussten sehen, was mit dem Ohr war. Der Spezialist sagte uns, dass es eine Mittelohrentzündung sei und dass das Trommelfell so schnell wie möglich geöffnet werden müsse. Ich ging zurück und sprach mit dem Au-Pair-Mädchen, während André mit Jacquot in der Klinik blieb. Ich erklärte ihr, dass sie allein nach Le Chambon gehen müsse, weil ich bleiben und die Nacht in der Klinik verbringen müsse. Wir wollten das Kind nicht alleine dort zurücklassen. Wir sagten ihr, dass sie sich nicht quälen solle, denn wenn sie in Chambon ankäme, würde sie Leute finden, die auf uns warteten und sie zu Fräulein Mathile im Haus „Les Genêts“ bringen würden. Sie war in Urlaub gefahren und hatte uns freundlicherweise ihr Haus für zwei Wochen zur Verfügung gestellt. Der Pfarrer war noch nicht aus dem Pfarrhaus ausgezogen

und außerdem mussten vor unserem Einzug noch einige große Reparaturen durchgeführt werden. Nun waren wir also mit unserem kleinen Jacquot im Krankenhaus. Seine Operation verlief sehr gut und schnell. Schon am nächsten Tag konnten wir die Reise antreten und kamen in Le Chambon an, wo wir das Au-Pair-Mädchen wiederfanden, das bei Fräulein Mathile untergebracht war.

Im Pfarrhaus gab es viele Dinge zu tun. Zum dritten Mal fanden wir ein Haus in einem erbärmlichen Zustand vor. Unter dem Vorplatz, der als Eingang diente, lagen alle möglichen Arten von Müll und Ablagerungen ... Bündel, Karren, Holzstücke. Der Platz hatte den Nachbarn als Müllhalde gedient. Das Haus war schmutzig und unordentlich. Eine Generalreinigung war dringend erforderlich. Dieses Pfarrhaus war noch schlimmer als die anderen beiden! Wir baten, dass gereinigt wird: Diesmal war es nicht ich, die alle Putzarbeiten erledigte. Wir baten die Gemeindemitglieder, die Arbeit zu erledigen oder sie erledigen zu lassen. Danach habe ich wieder poliert und gewachst. Aber der Großteil war trotzdem von der Kirchengemeinde gemacht worden.

Wir haben auch mehrere Dinge erbeten, angefangen bei der Zentralheizung. Die armen Casalis⁵⁸ hatten dort nämlich mehrere Jahre mit nicht funktionierenden Öfen gelebt und sehr gefroren. Nun besaß die Gemeinde einen Wald, einen Wald, der als Erbe hinterlassen worden war, damit der Pfarrer Holz schlagen lassen und heizen konnte. André hatte den Gemeinderat gebeten, das Holz zu verkaufen und den Verkaufspreis für die Installation einer Zentralheizung zu verwenden. Die Kohle für den Betrieb des Heizkessels würden wir selbst bezahlen. Und das wurde dann auch gemacht. Wir baten auch um eine Badewanne: Es gab zwar ein Badezimmer, aber keine Badewanne. Es gab auch eine Toilette, die ständig lief. Das musste repariert und eine ordentliche Badewanne eingebaut werden. Später haben wir sogar auf eigene Kosten eine Dusche über der Badewanne eingebaut. Wir wollten auch, dass der Boden auf dem Dachboden repariert wird. Einige der Bretter waren auf etwa einem Quadratmeter eingestürzt und machten ein riesiges Loch! Es war etwas Entsetzliches und Gefährliches. Und wenn ich schon von diesem Badezimmer spreche, muss ich euch auch von einem von

⁵⁸ Die vorherige Pfarrfamilie.

Andrés ersten Bädern erzählen. Eines Abends schaltete er das Licht im Badezimmer an, füllte die Badewanne mit heißem Wasser und legte sich hinein, um sich zu entspannen. Er hatte sich angewöhnt, überall, wo er hinkam, ein Buch mitzunehmen, auch wenn es nur für fünf Minuten war; und an diesem Abend las er in der Badewanne. Plötzlich spürte er, dass er beobachtet wurde, und hörte, dass jemand lachte. Dann stand er auf und schaute durch das kleine Badezimmerfenster, das eine Art Dachfenster war. Er sah, dass man von dem erhöhten Grundstück auf der anderen Straßenseite in das Badezimmer des Pfarrhauses blicken konnte. Dort standen drei Jungen, die lachten, kicherten und wegliefen. Einer von ihnen war der Sohn einer bekannten Hotelbesitzerin aus dem Dorf! Diese Jungen hatten gehört, dass man ein Badezimmer gebaut hatte, und wollten sehen, ‚wie es beim Pfarrer läuft!‘ In Maubeuge schaute man uns mit einer Fernrohrbrille zu, und hier mit einer Badewanne, die viel bequemer war als die Einrichtung in Maubeuge, hatten wir immer noch Zuschauer ...!!!

Ich muss euch das Haus in Le Chambon beschreiben, das Haus, in dem wir anfangs so glücklich waren, so glücklich, dass ich manchmal dachte: „Oh, ich möchte die Zeit anhalten, weil wir so glücklich sind!“ Dieses Haus war aus Granit, ein großes Viereck, eine Art dreistöckiger Turm mit sehr dicken Mauern⁵⁹. Der Eingang führte auf den Hof, den man durch ein großes Kutschentor betreten konnte. Der Graf de Fay, der ehemalige Besitzer, musste es sicherlich mit seinem Pferd und seiner Kutsche passieren.⁶⁰ Links neben

⁵⁹ Ein Meter dick.

⁶⁰ Dieser Verweis auf den Grafen von Fay scheint völlig aus der Luft gegriffen zu sein. Zur Geschichte des Pfarrhauses sagt Gérard Bollon, Historiker von Chambon: „Das protestantische Pfarrhaus gehörte im 16. Jahrhundert der Familie Romezin, Vogt (Bürgermeister) von Chambon du Prieuré. Durch Heirat gelangt es in den Besitz der Familie de Banne, die ihr Wappen unter der Vorhalle des Herrenhauses eingravieren lässt: ‚grau mit einem vorbeiziehenden Hirsch aus Gold und einem azurblauen Haupt, das mit drei silbernen Halbmonden beladen ist‘. Annet de Banne wählt ein ‚sprechendes Wappen‘, d. h. die Hörner eines Hirsches. Im Hauptteil des Wappens stehen drei Halbmonde und eine Krone, da die de Banne auch den Titel Vicomte du Velay tragen. Dieses Wappen ist noch heute im Pfarrhaus eingraviert. Das befestigte Haus dient seit Anfang des 20. Jahrhunderts den Pfarrern und ihren Familien als Wohnhaus. Man könnte einen Roman über dieses Gebäude schreiben, aber das ist hier nicht das Thema. Magda hatte

dem Kutschentor, ausgehöhlt und in den Stein gemeißelt, befand sich das Wappen des Grafen: ein Hirsch in vollem Schwung und darunter die Grafenkrone mit neun Kugeln. Jenseits dieses Tores und des Vorplatzes gelangte man in einen terrassenförmig angelegten Garten. Es gab vier Terrassen, und sie fielen kaskadenartig zum Lignon hinab, dem Wildbach, der unterhalb unseres Hauses toste. Die Steine des Hauses waren so schön, dass es bei Sonnenschein so aussah, als würde der Granit mit tausend Diamanten glänzen.

Man betrat das Haus durch einen winzigen Eingang und gleich darauf führte eine Holzterrasse geradewegs in den ersten Stock hinauf. Auf der rechten Seite befand sich eine große, unbequeme, kalte Küche ... Die Spüle war nicht sehr praktisch: eine einfache Steinplatte, die geneigt und leicht ausgehöhlt war. Wirklich: Komfort war fast nicht vorhanden. Dahinter, in einer kleinen Ecke, in der sich die Speisekammer befand, bildete der Fels eine Wand, weil dieses Haus wirklich ein Haus war, das in den Fels gebaut worden war. Der Fels war Teil der Küchenwand und setzte sich weiter hinten in Richtung Keller fort. Links vom Eingang befand sich das Esszimmer, das als Wartezimmer für die Leute diente, die André besuchten. Es war ein schönes Eckzimmer mit drei Fenstern. Die Fenster waren klein, wie alle Fenster in Berghäusern, und in die dicke Wand eingelassen. Die Mauer war so dick, dass es, um zum Fenster zu gelangen, einen kleinen ‚Alkoven‘ gab, der einen Meter tief war. In eine dieser Nischen hatte man zwei alte Stühle und einen kleinen Tisch mit Geranien gestellt. An den Fenstern hatten wir hübsche weiße Tüllvorhänge aufgehängt. Das machte ein wirklich bezauberndes Ensemble. Es ist nicht nötig, euch die rustikalen und gewöhnlichen Möbel zu beschreiben, aber ich muss euch sagen, dass wir eines Tages in Lyon immerhin ein wunderschönes gebrauchtes Buffet gekauft hatten, das die Patina alter Möbel hatte. Wir stellten bunte Teller in den Geschirrschrank, die zwar keinen Wert hatten, aber dem Raum wirklich viel Charme verliehen. Ein Klavier stand in einer Ecke. Außerdem gab es einen großen Tisch mit Stühlen rundherum, weil wir immer viele Leute zum Essen hatten! Der Kamin hat leider nie funktioniert, aber er war schön anzusehen. Wir hatten auch eine ganz ein-

jedoch verstanden, dass das Pfarrhaus eine lange Geschichte hat“ (Anm. d. franz. Editoren: Mail von Gérard Bollon an Nelly Hewett, 25. April 2018).

fache Uhr aus weißem Holz anfertigen lassen, die aber sehr schön aussah, weil wir das Gehäuse absichtlich mit buntem Wachs ‚beschmutzt‘ hatten, damit es ‚alt‘ aussah. Diese Uhr war das Herzstück unseres Hauses in Le Chambon, in Genf und später in Paris. Jetzt schlägt sie die Stunden eine nach der anderen in Spanien, im Zweit- haus meines Sohnes Jacquot.

Rund um das Esszimmer bestanden die fensterlosen Wände aus Holzvertäfelungen, die von oben nach unten verliefen. Diese Holz- paneelen ließen sich zu Schränken öffnen. Das war der Stil der Höfe auf dem Plateau. Zwischen dem Boden der Schränke und den Gra- nitwänden gab es einen Raum, der für den Stierkampf der Ratten genutzt wurde! Wir wurden von ihnen überschwemmt! In Andrés Arbeitszimmer, das sich an das Esszimmer anschloss, machte eine Ratte hartnäckig ‚Musik‘, indem sie einen Nagel hinter der Holzver- kleidung hinter Andrés Schreibtisch anknabberte. André nannte sie seine musikliebende Ratte. Wenn wir morgens aufwachten und ins Esszimmer gingen, um zu frühstücken, war das Wachstuch des gro- ßen Tisches mit Rattenkot bedeckt. Oh, das war schrecklich, aber normal in einem alten Haus, in einem alten Pfarrhaus, in einem alten Chambon. Eines Tages kroch eine der Ratten in die Rohre eines Heizkörpers und kam nicht mehr heraus. Sie war darin gefangen! Ein anderes Mal lief eine andere Ratte die Treppe hinunter, indem sie sich von einer Stufe zur anderen warf, sehr verängstigt: Sie machte Kunststücke. Wieder ein anderes Mal erwischte André eine Ratte in unserem Schlafzimmer. Als er die Tür schließen wollte, klemmte er die Ratte, die sich retten wollte, in der Tür ein ... Ihr seht, wie viele Ratten es gab! Es kam vor, dass die Ratten unsere Kleider anfraßen, die auf dem Stuhl neben unseren Betten lagen. Wenn un- sere Freunde aus Pevenage uns besuchten, hängten sie ihre Kleider an Nägel, damit sie nicht von den Ratten angefressen wurden. Ein- mal, in der Hoffnung, den Gemeinderat dazu zu bewegen, uns von den Ratten zu befreien, füllte ich einen Koffer mit all den Kleidern, die von den Ratten angenagt worden waren. Wir zeigten sie dem Gemeinderat. Aber es waren Bauern, die an Ratten auf ihren Höfen gewöhnt waren, und sie machten keine Reparaturen.

Vom Esszimmer aus ging es also in Andrés Arbeitszimmer, das ein dunkler und großer Raum war. Es gab zwar zwei Fenster, aber sie befanden sich in der Nähe einer Mauer, die den Garten von oben

stützte, und man konnte wirklich nicht sehr gut sehen. Es war jedoch sehr poetisch. In diesem Büro konnte man meditieren und nachdenken; André hatte viele schöne Reproduktionen an die Wände gehängt, darunter Michelangelos „Die Erschaffung des Menschen“. Das brachte ihm Missverständnisse ein, weil die Freiwilligen der Heilsarmee⁶¹, die er freundlich bei sich zu Hause empfing, das Gerücht verbreitet hatten, der Pfarrer habe pornografische Bilder!

Zwischen dem Arbeitszimmer und dem Esszimmer war die Wand so dick, dass es zwischen zwei Türen einen dunklen Durchgang gab, der über einen Meter lang war, und dort hatten wir einmal viel Spaß. Eines unserer holländischen Au-Pair-Mädchen, das Marguerite hieß, war sehr aufgeregt, weil im holländischen Königshaus ein Baby geboren werden sollte. Vor der Tür zu diesem kleinen Flur hatten wir ein altes Radio aufgestellt. Ich hatte mich im Flur versteckt und plötzlich, um die Mittagszeit, sagten wir, dass die Nachrichten die Geburt des Kindes ankündigten. Ich verkündete die Geburt und fing an zu schreien, zu schreien, als ob es die Schreie der kleinen Prinzessin wären. Die Holländerin glaubte es zuerst, aber bald merkte sie, dass es ein Witz war, und wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte!

Eines Tages wurde mir die Frau von Dr. Riou vorgestellt. Sie war eine charmante Frau aus Lyon. Sie war früher Lehrerin gewesen. Sie war sehr fein, sehr distinguiert und hatte sich in den Bergen ein wenig verlaufen. Und sie sagte zu mir: „Oh, Madame, ich habe erraten, dass Sie es sind! Ich traf auf der Straße eine junge, hübsche Dame mit Zöpfen um den Kopf und mit vier wunderschönen Kindern, deren Haare im Wind wehten und die voller Begeisterung rannten und sprangen. Ich dachte, das muss die Frau des neuen Pfarrers sein.“ Alle sagten, dass die Kinder wunderschön seien. Mir selbst war das

⁶¹ Salutisten sind die Freiwilligen (Offiziere oder Soldaten) der Heilsarmee: eine protestantische Wohltätigkeitseinrichtung, die 1878 in London von dem methodistischen Pfarrer William Booth (1829-1912) gegründet wurde. Die Heilsarmee ist heute in 126 Ländern vertreten. Magda hatte während ihrer Jugend in Florenz eine Beziehung zu ihr gehabt; s. Magda Trocmé, *Eine Jugend außerhalb der Normen* (Souvenirs d'une jeunesse hors norme). dt. Ausgabe, edition pace 2026, S. 153 ff und 285 ff. Siehe auch: Raymond Delcourt, *L'Armée du Salut*, Paris, Presses universitaires de France (coll. Que sais-je?), 1989 (Anm. d. franz. Editoren).

sicher bewusst; aber noch heute, wenn mich die Leute auf diese Zeit ansprechen, sagen sie: „Wirklich, Ihre Kinder waren außergewöhnlich schön.“ Trotz des wenigen Geldes, das wir hatten, sorgte ich dafür, dass sie hübsch gekleidet waren, mit einer gewissen Originalität. Nelly mit ihren zwei kleinen, lockigen Zöpfen trug feuerrote oder blaue Röckchen. Ich bestickte sie mit Wolle in allen Farben. Manchmal waren es geometrische Muster, manchmal kleine Blumen, und alle schauten sie an. So etwas gab es nicht in den Geschäften, das existierte nicht. Was war das für eine Mode? Die Jungen trugen königsblaue Schürzen, die an den Hüften endeten und mit einem Gürtel zusammengehalten wurden, ein bisschen wie russische Blusen: Diese Schürzen wurden nämlich an der Seite geknöpft und um den Hals herum gab es auch Stickereien ungarischer oder russischer Art. Im Grunde waren es Stickereien, die ich mir selbst ausgedacht hatte. Und das waren wirklich dekorative kleine Muster.

Da ich von den Kindern spreche, werde ich versuchen, sie ein wenig zu beschreiben. Ich werde mit Nelly beginnen, die die Älteste war. Als wir in Le Chambon ankamen, war Nelly noch keine sieben Jahre alt. Wir schickten sie nicht sofort in die Schule. Da es ihr nicht gut ging (sie war gerade aus der Schweiz zurückgekommen), sagte Fräulein Mathile, die Leiterin eines Kinderheims, zu uns: „Warum schickt ihr sie nicht zu mir? Sie wird hier mit meinen kleinen Internatsschülern ein bisschen in die Klasse gehen, da ist sie mehr an der Luft. Ich würde mich gerne um sie kümmern.“ Wir schickten sie zu Fräulein Mathile. Aber um dorthin zu gelangen, mussten wir an einem Bauernhof mit einem Hund vorbei. Es war der Hund des Bauernhofs Royer am oberen Ende der Côte de Molles, der Nelly auf schreckliche Weise anbellte und verängstigte. Man musste sie begleiten und nach ihr suchen. Sie bekam Verzweiflungsanfälle, wenn sie an dem Hund vorbeigehen musste. Nelly war immer sehr ordentlich und ernst. In ihrem Zimmer war alles in perfekter Ordnung. Manchmal war sie empört über die Nachlässigkeit ihrer Brüder und deren Unruhe: Sie schlugen sich, schrien und ließen alles liegen. Sie hatte viel Witz und Verstand. Als Jacquot einmal einen Unfall hatte, war es Nelly, die ihm aus der Patsche half. Ich werde euch das später erzählen. Sie spielte wirklich gut Klavier, war begabt und nahm regelmäßig Unterricht. Schon sehr früh, als sie noch sehr jung war, hatten wir sie nach Deutschland zu Andrés Familie

geschickt, wo sie einen längeren Aufenthalt hatte. Alles hatte gut für sie funktioniert. Man hatte sie durch die Klassen laufen lassen, um Französisch zu sprechen und französische Texte vorzulesen. Sie hatte das sehr ernsthaft gemacht. Sie hatte immer viele Freunde und einen gut organisierten Tagesablauf.

Wir nannten Jean-Pierre „Borstenhelm“, weil er eine riesige Tolle mit glatten Haaren hatte. Er hatte blaue Augen. Er war ein sehr intelligenter Junge. Einen Sommer hatten wir eine Untermieterin, eine alte Dame namens Fräulein Essig, eine pensionierte Lehrerin. Sie interessierte sich für Jean-Pierre, den sie für so aufgeweckt hielt. „Da du bald in die Schule gehen wirst, möchte ich dir ein wenig die Buchstaben zeigen.“ Sie begann, ihn ein wenig in einem ABC lesen zu lassen. Dann kam der September und die Kinder gingen in die Schule. Einige Zeit nach Schulbeginn schloss sich Jean-Pierre in der Toilette ein und kam nicht mehr heraus. Da die Toilette auch als Badezimmer diente, klopfte ich an die Tür und sagte:

„Aber, was machst du?“

„Ich lese die Zeitung.“

„Du kannst die Zeitung bei offener Tür lesen, und übrigens kannst du die Zeitung nicht lesen, da du nicht lesen kannst!“

„Aber natürlich kann ich lesen!“

„Wie, du kannst lesen? Du bist in einer Klasse, in der man lesen lernt!“

„Aber ich habe es von Fräulein Essig gelernt, dann habe ich es ein bisschen selbst gelernt, und ich kann sehr gut die Zeitung lesen!“

Also nahm ich die Zeitung und ließ ihn lesen. Jean-Pierre konnte wirklich lesen. Dann nahm ich „meinen Stock und meinen Hut“ und ging zu Frau Ferrier, seiner Lehrerin.

„Vielleicht sollte Jean-Pierre in eine andere Klasse versetzt werden, weil er lesen kann.“

„Aber denken Sie nur, wir sind nur auf der ersten Seite des ABC!“

„Hören Sie, versuchen Sie es.“

Frau Perrier holte Jean-Pierre herbei, ließ ihn lesen und zu ihrer großen Überraschung konnte er lesen. Also wurde er sofort in die nächste Klasse versetzt.

Jean-Pierre unterhielt sich sehr gern mit mir. Eines Tages sagte er zu mir:

„Weißt du, Papa ist ein sehr guter Pfarrer und wenn Papa stirbt, möchte ich, dass er hier in Le Chambon beerdigt wird.“

Tatsächlich befindet sich Andrés Asche in Le Chambon.

„Und dann, weißt du, ich will, dass er wirklich ein wunderschönes Grab hat. Es wird ein Stein darauf sein, mit Edelsteinen auch, und dann wird es einen Baum neben seinem Grab geben, und auf diesem Baum wird eine mechanische Nachtigall sitzen, die aus Edelsteinen gemacht ist, und sie wird sprechen und sagen: ‚Hier ruht ein Pfarrer aus Le Chambon.‘“

Ein anderes Mal sagte er zu mir:

„Mama, weißt du, ich liebe dich sehr, ich will dich nicht verlassen. Trotzdem muss ich heiraten, aber ich gehe nicht weit weg, ich werde in Tence heiraten (das ist ein Dorf 8 km entfernt). Und dann, weißt du, werde ich dir ein Geschenk machen. Das erste Baby, das ich bekomme, werde ich dir schenken!“

Jean-Pierre war sehr musikalisch. Zum Zeitpunkt seines Todes war Frau Manchon⁶² wegen des Krieges nach Le Chambon geflüchtet und unterrichtete Jean-Pierre. Sie sagte uns, dass sie selten einen Schüler wie ihn gehabt habe und dass er, wenn er weiter gelebt hätte, wirklich hätte weitermachen und ein professioneller Pianist werden können.

Im Gegensatz zu Jean-Pierre, der Klavier spielte, hatte Jacquot mit dem Geigenspiel begonnen. Er wurde von Fräulein Mathile unterrichtet. Er war nicht so gut im Geigenspiel. Es wäre besser gewesen, ihm Klavierspielen beizubringen. Er war jedoch musikalisch begabt. Er stürzte sich auf jedes Musikinstrument und spielte darauf. Es war das Akkordeon oder die Pfeife oder die Okarina oder die Mundharmonika. Die Kinder liebten alle die Musik. Die einen sangen, die anderen spielten. Es war wirklich sehr lustig. Sie hatten ein gutes Gehör, aber Musik zu studieren war eine andere Sache! Leider machten sie nicht so lange weiter, wie wir es uns gewünscht hätten.

Jacquot war der zarteste. Er war auch der sentimentalste. Er betete am Abend. Einmal hatte es viel Schnee gegeben und wir waren im Wald spazieren gegangen und hatten ganz kleine Tannenbäume gesehen. An diesem Abend betete er sein Gebet und bat Gott: „Oh

⁶² Madame Manchon-Theis war die Schwester von Edouard Theis. Sie war eine Pariser Pianistin.

Gott, beschütze diese kleinen Tannen, all der Schnee könnte ihnen schaden, beschütze diese kleinen Tannen.“ Er hatte große Angst vor dem Lignon, dem Strom, der anschwell, wenn der Schnee schmolz oder wenn es regnete. Das machte viel Lärm unter unseren Fenstern und Jacquot, der sehr ängstlich war, fragte mich von Zeit zu Zeit: „Mama, wann ist das Wasser endlich vorbei?“ Ein anderes Mal bemerkte er, dass in der Straße unweit des Pfarrhauses Tiere geschlachtet wurden. Es war ein provisorisches Schlachthaus und eines Tages, als Jacquot dort vorbeikam, sah er tote Tiere und war verzweifelt: „Aber wie, Mama, warum werden diese Tiere getötet?“ Ich musste ihm erklären, dass wir diese Tiere töten, weil wir sie essen. Tagelang quälte er sich mit dem Gedanken, dass die Tiere tot waren. Ich selbst machte viele Besuche in der Gemeinde und musste oft hinausgehen. Jacquot gefiel das nicht. Eines Tages begann er sogar, sich aus Protest von den zwei oder drei Stufen am Ende der Treppe zu stürzen, um zu sagen, dass ich nicht rausgehen sollte. Wir nannten ihn den „Kletteraffen“. Er war sehr dünn und hatte nie eine der Kinderkrankheiten. Jetzt ist er Familienvater, und jedes Mal, wenn seine Kinder ansteckende Krankheiten hatten, war es kompliziert, weil er sie noch nicht gehabt hatte! Nun, unser Kletteraffe kletterte überall herum, und als wir den Umzug nach Le Chambon machten, stellten wir sein Laufgitter in die Ecke eines Schlafzimmers. Wir dachten, dass er so nicht irgendwohin klettern würde. Während wir ausgegangen waren, war das Au-pair-Mädchen da; Nelly war ebenfalls im Haus und die benachbarte Lehrerin, Frau Ferrier, schaute ab und zu nach dem Rechten. Während unserer Abwesenheit war dieser Kletteraffe auf den Zaun des Parks geklettert, saugte an einem Haken, der an der Wand geblieben war, als plötzlich sein Fuß abrutschte, er fiel und an dem Nagel hängen blieb wie an einem Angelhaken! Der Nagel hatte seine Wange durchbohrt. Das verängstigte Au-pair-Mädchen rief die Lehrerin, aber bevor diese eintraf, hatte die erst siebenjährige Nelly den gesunden Menschenverstand: Sie hob den Bruder am Po hoch und hielt ihn so lange oben, bis man ihn abhängen konnte. Nachdem der Arzt eingetroffen war, eilten André und ich nach Hause. Der Arzt desinfizierte das Kind, indem er mit Desinfektionsmittel getränkte Mullsträhnen durch das Loch steckte. Und das Kind hat nie ein Wort gesagt!

Daniel hatte einen Kopf wie eine Fußmatte. Er hatte viele Haare.

Er war nicht der „Borstenhelm“, sondern „die Fußmatte“. Er hatte braune, lebhaft Augen. Er war einfallsreich und wachsam und hatte vor nichts Angst. Stellt euch vor, eines Tages, als er noch sehr jung war, sah er ein Motorrad vor dem Haus. Es war das Motorrad eines Pfarrers, der André besucht hat. Daniel stieg auf das Motorrad, startete es, fuhr die ganze Gasse hinauf, bog auf die Hauptstraße ein und wusste nicht, wie er anhalten sollte. Er konnte immerhin umdrehen und wieder runterfahren; ich habe mich zu Tode erschreckt! Ich rannte los und kam vor dem Pfarrhaus an. Dort konnte man ihn anhalten. Er jubelte! Aber er hätte sich umbringen können ...

Die Jungen waren Draufgänger. Sie sprangen aus einem Fenster des Pfarrhauses auf das Dach des Pausenhofs. Ich wurde gewarnt, aber was sollte ich tun? Einmal hatte sich Daniel den Augenbrauenbogen gespalten, ein anderes Mal hatte sich Jacquot den Arm gebrochen; wieder ein anderes Mal, als wir mit den Kindern in Deutschland waren, hatte Jean-Pierre versucht, wie sein Cousin Holz zu spalten. Er bat Jacquot, das Holzstück zu halten, und mit der großen Axt verfehlte er das Holz und hackte Jacquots Hand fast in zwei Hälften, diagonal von den Fingern bis zum Handgelenk. Sie wurde nur noch von der Handfläche gehalten. Es war etwas Schreckliches, das Blut floss und das Kind schrie. Jean-Pierre hatte Angst, nahm Sand und deckte alles zu, um das Blut aufzusaugen. Als wir ankamen, können Sie sich vorstellen, was wir vorfanden! Wir mussten den kleinen Jacquot sofort ins Krankenhaus bringen und dort trafen wir glücklicherweise auf einen Arzt, der auf Handoperationen spezialisiert war; er hatte unzählige Soldaten behandelt, deren Hände in den Schützengräben verletzt worden waren, die Hände, die das Gewehr hielten. Er erzählte uns, dass die Hand in einem so schlechten Zustand war, dass er eine sehr umfassende Operation durchführen musste, um sie wieder funktionsfähig zu machen, und kein ‚offenes Fenster‘ im Gips lassen konnte. Normalerweise lässt man eine Öffnung für den Abfluss des Eiters im Falle einer Infektion. Er hatte alles auf eine Karte gesetzt. Mehrere Tage lang hatten wir Angst. Wir hatten Angst, dass das Fieber steigen würde, wir hatten Angst vor einer Infektion. Wir waren mehrmals im Krankenhaus gewesen und der kleine Jacquot hatte so rührende Sätze gesagt! Er war in Gottes Hand. Eines Sonntags läuteten die Glocken und Jacquot sagte: „Papa, Mama, läuten diese Glocken, weil ich in den Himmel kom-

men werde?“ Wir hatten wirklich ein gebrochenes Herz. Zum Glück hat sich alles zum Guten gewendet.

In dieser Zeit, etwa 1935, bekamen wir Besuch von Serge Wolkonsky⁶³. Ich habe euch von ihm bereits erzählt⁶⁴. Ich muss nur noch hinzufügen, dass ganz Chambon in Aufruhr war: Man kam, um den Prinzen zu sehen. Es gab einen Prinzen im Pfarrhaus, ‚einen echten Prinzen‘, und zu allem Überfluss auch noch einen russischen Prinzen!

Serge war ein gutaussehender, bärtiger alter Mann, der gut zu seinem aristokratischen Hintergrund passte und absolut keinen Sinn für das Praktische hatte! Als er mit dem Zug in St. Etienne ankam, wusste er nicht, wo Le Chambon lag. Er fragte, ob man ihn mit dem Taxi dorthin bringen könne, und landete in Le Chambon-Feu-gerolles (zwischen St. Etienne und Firminy), wo von Trocmé keine Spur zu finden war. Schließlich verstand der Taxifahrer, dass es sich um Le Chambon-sur-Lignon handelte ... und setzte die Reise mit dem Taxi fort. Stellen Sie sich die Rechnung vor! André musste sie bezahlen. Serge war sehr arm. Um zu versuchen, ihm zu helfen, nahmen André und sein Freund Roger Darcissac ihn mit, um Le Puy zu sehen, in der Hoffnung, dass er einen Artikel über die Stadt schreiben würde. Tat er das?

⁶³ Der Enkel von Prinz Serge Wolkonsky, der zusammen mit meinem Urgroßvater Alessandro Poggio nach Sibirien verbannt worden war. Serge war in Paris und arbeitete als Musik-, Theater- und Filmkritiker für die russischen Zeitungen in Paris. Serge hatte mir geschrieben und mir von seinen Erinnerungen an Florenz bei meiner Großmutter erzählt. Diese Erinnerungen spukten noch immer in seinem Kopf herum. Er sagte, er habe immer noch das Geräusch im Ohr, das die Türklinke seines Zimmers bei meiner Großmutter Vlara Poggio Wissotzky machte (siehe das russische Familiendokument mit dem Titel: „A.V. Poggio, notes, letters“, prepared by N.P. Matkhanova, Irkutsk, East-Siberia Publishing House, 1989).

⁶⁴ Dieser Besuch wird auf Seite 49 der „Souvenirs d’une jeunesse hors norme“ erwähnt (*Eine Jugend außerhalb der Normen*, 2026, S. 49). Aus Gründen der Kohärenz des Erzählflusses hatten wir uns dafür entschieden, die folgende Erzählung zu entfernen, die wir hier wiedergeben: Es handelt sich um die Passage, die mit „Serge war ein gut aussehender, bärtiger alter Mann...“ beginnt und mit „war an einer Lungenentzündung gestorben“ endet (Anm. d. franz. Editoren u. d. Ü.).

[Illustrationsseite]

Im Pfarrhaus von Le Chambon schlief Serge in einem Zimmer über der Küche. Es war bitterkalt. Im Fußboden konnte man eine Luke öffnen, die direkt über dem Herd lag. So wärmte sich Serge mit dem Dampf der Suppe ... Eines Tages war ich in Andrés Büro, wo ich mit Serge plauderte. Es kamen zwei Pfarrfrauen herein: Frau Faure, die immer ziemlich schlecht gekleidet war, und Frau Cabrière, die sich im Gegensatz dazu mit Eleganz und ‚wie eine Dame‘ kleidete. Nachdem sie gegangen waren, sagte Serge zu mir:

„Sind das die Frauen von Andrés Kollegen?“

„Ja.“

„Ach? Ich dachte, sie wären Köchinnen ...!“

Allein die Vorstellung! ...

In Le Chambon hielt Serge einen Vortrag und erzählte, wie er erfahren hatte, dass es in Russland eine Revolution gegeben hatte. Er war auf dem Landgut der Wolkonskys in Woronskij. Als er über sein Land wanderte, sah er einen Bauern, der einen Baum fällte. Er sagte zu ihm:

„Warum fällst du diesen Baum? Er ist nicht zum Fällen gekennzeichnet!“

„Aber, Sir, wir sind in Russland, dieser Baum gehört nicht Ihnen, sondern mir! Jetzt gibt es eine Revolution!“

„Oh, Entschuldigung“, antwortete Serge. „Das wusste ich nicht. Ich werde mich erkundigen ...“

Und schließlich, lange nach dem Krieg (während der 50er Jahre), war ich mit André in London. Es war Sommer und ich hatte ein helles Kleid an. Die Sitzbank im Zug war alt und staubig, und ich sah eine Zeitung, die ich aufschlug, um mich darauf zu setzen. Überraschung: Meine Augen fielen auf das Foto von Serge! Es war die Meldung, dass er gestorben war, entweder in England oder in den USA, ich weiß es nicht mehr. Er hatte kurz zuvor eine Amerikanerin geheiratet, die er in seiner Jugend sehr geliebt hatte, und war an einer Lungenentzündung gestorben.

Und was taten wir Eltern in dieser Zeit? André war zu 100 % Pfarrer, unterwegs in alle Richtungen, hatte er immer eine Menge Ideen und köchelte dazu an Ideen für die Zukunft. Aber seine Ideen würden später das Licht der Welt erblicken. Und was tat ich? Ich war beliebt, weil ich sehr gesprächig war, weil ich zu den Leuten ging, weil ich unkompliziert war, aber es gab auch Kritik. Die Kritik

kam eher von den Touristen, die im Sommer zu uns kamen. Ich trug nie einen Hut (ich habe sie immer gehasst), außer im Winter. Ich ging ohne Hut in den Tempel, meine Zöpfe ersetzten den Hut. Aber dann sagten diese Damen, die guten protestantischen Damen aus Nîmes, Alès und Orange: „Aber wie, die Frau des Pfarrers, ohne Hut kommt sie in den Tempel!“ Man kam mehrmals zu mir, um das zu wiederholen. Ich wusste nicht, auf welchem Fuß ich tanzen sollte, aber ich ging weiterhin ohne Hut in den Tempel. Kurze Zeit später ging die Hutmode vorbei und man sprach nicht mehr von Frau Trocmés Hüten. Ich ging auch im Lignon baden, und es heißt, dass die früheren Pfarrfrauen nie im Lignon baden gegangen waren. Ich weiß nicht: War ihnen kalt? Konnten sie nicht schwimmen? Ich ging auf jeden Fall hin. Nach dem Baden zog ich meinen Bademantel an, eine große Tunika aus Frottee, die sehr lang und sehr respektabel war. Ich war mit meiner Tunika viel mehr bedeckt als mit einem Kleid. Und dann sagten die Gemeindeglieder:

„Na ja, Frau Trocmé geht zum Lignon, kommt im Hemd aus dem Wasser, geht im Hemd nach Hause, was sind das für Manieren?“ usw. usw.

Es hieß auch, dass die Wäsche sicher verfaulen würde, da ich eine Waschmaschine hatte. „Sie wird ihre Wäsche doch nicht im Lignon spülen! So wäscht man doch nicht die Wäsche, mit Maschinen, denken Sie doch mal!“ Im Sommer ging ich zu der Vogue, einem elenden kleinen Jahrmarkt, der einmal im Jahr auf dem Place du Chambon stattfand. Es gab ein kleines Karussell, ein kleines Gauklertheater, drei oder vier kleine Schaukeln, und ich hatte meinen Unionisten, meinen jungen Mädchen von der Union Chrétienne, gesagt, sie sollten mit mir auf das Fest kommen. Wir wollten eine Runde auf der Vogue drehen. Nun, an einem Fenster über der Apotheke, das auf den Platz hinausging, saß eine sehr protestantische Dame aus Marokko. Sie kam jeden Sommer und beobachtete, was in Le Chambon passierte. Sie sah mich bei der Vogue und es war ein Skandal! „Das ist doch kein Ort, an den die Frauen von Pfarrern gehen! Und obendrein nimmt Madame Trocmé ihre Unionisten dorthin mit, aber das ist ein Skandal!“ Sie erzählte André davon, aber es bewegte uns nicht sonderlich. Im Gegenteil, im Département Nord hatten die Arbeiterfamilien zu mir gesagt: „Oh! Es ist gut, dass Sie mit unseren

Mädchen zur ‚Ducasse‘⁶⁵ gehen, anstatt sie mit den Jungs albernem Unfug treiben zu lassen!“ Also hatte ich meinen Beruf als Pfarrfrau weiter ausgeübt und mich nicht über die touristischen Kritiken in Le Chambon erschreckt.

Ich hatte zwei große Freundinnen in Le Chambon: Fräulein Mathile, die eine charmante und intelligente Frau war, ein bisschen wie eine Schwester für mich, und dann hatte ich auch Frau Marion, eine Pfarrerswitwe mit zwei großen Töchtern; sie hatte eine Pension mit dem Namen „Le Colombier“. Sie half mir in jeder Hinsicht enorm; sie war ein bisschen wie eine Mutter, wenn man so will.

Sie war 18 Jahre älter als ich. Jetzt ist sie über 90 Jahre alt⁶⁶; ich sehe sie immer noch und schreibe ihr immer noch. Das sind Freundschaften, die man nicht vergisst.

In Le Chambon gab es viele lustige Dinge. Die Kinder hatten ein herrliches Leben. Im Winter machten sie tolle Abfahrten mit dem Schlitten. Die Kühe gingen durch das Dorf, und wir lebten im Kuhschritt, also sehr langsam, wie die Kühe von Monsieur Duron, über den wir uns ein wenig lustig machten. Monsieur Duron war ein armer Mann, der zwei Kühe hatte und im unteren Teil des Dorfes wohnte. Und wir sagten, dass seine beiden Kühe nicht alleine laufen konnten, eine ohne die andere; sie waren so mager, so armselig, dass sie sich gegenseitig stützen mussten, aufeinander zu gebeugt und an ihr Joch gefesselt. Wegen der Kühe von Herrn Duron und wegen der Kühe der anderen Bauern verbot der Gemeindearbeiter den jungen Leuten, im Dorf Schlitten zu fahren, weil die Schlittenspuren die Straßen sehr eisig machten, was für die Tiere und die Fußgänger gefährlich wurde. Also machte der Gemeindearbeiter Jagd auf alle, die Schlitten fuhren. Abends im Mondschein, selbst bei Wind und Schnee, fuhren alle Jugendlichen Schlitten. André verbot es, weil es von der Stadtverwaltung verboten war, aber er konnte gut verstehen, dass die Jugendlichen Spaß am Rodeln hatten.⁶⁷ Der Gemeinde-

⁶⁵ La Ducasse: ein religiös geprägtes Fest in Nordfrankreich (Anmerkung der französischen Editoren).

⁶⁶ Magda war so beschäftigt, dass, wenn Frau Marion sie ein wenig sehen wollte, diese spät abends kam, um ihr Gesellschaft zu leisten, wenn sie in der Badewanne „planschte“ [NdNH].

⁶⁷ Der Gemeindearbeiter streute Asche auf die abschüssigen Straßen und konfiszierte unsere Schlitten, wenn er uns erwischen konnte ... Wir konnten sie

arbeiter kümmerte sich nicht nur um die Rodler, sondern er war es auch, der die offiziellen Nachrichten der Gemeinde und des Dorfes verkündete. Er schlug an jeder Straßenecke die Trommel und sagte zum Beispiel: „Bekanntmachung! Morgen Abend wird die Heilsarmee um so und so viel Uhr an dem und jenem Ort eine Versammlung abhalten!“ Er beendete seine Ankündigung mit einem zweiten Trommelwirbel. Das war die gesprochene Zeitung der Gegend. Eines Tages, etwa Anfang Juli, war der Gemeindearbeiter unterwegs und brachte eine sensationelle Nachricht. Herr Guillon, Bürgermeister und ehemaliger Pfarrer von Le Chambon, wohnte zu dieser Zeit in Genf. Er konnte nicht kommen, um den 14. Juli zu feiern. Er ließ mit Trommelwirbel verkünden, dass der 14. Juli in diesem Jahr auf den 18. verschoben würde, und das Feuerwerk ebenfalls! Wir amüsierten uns sehr über diese nicht sehr historische Datumsänderung. Am Tag der Parade war es ein Italiener, den ich kannte, ein Überlebender des Zuchthauses von Cayenne, der die Trommel für die Feier des 14. Juli schlug, die dann am 18. stattfand!

André war immer voller Ideen. Für unsere Kinder hatte er im Schatten einer großen Platane im Garten einen Ententeich angelegt. Er hatte einen kleinen Teich angelegt, der das Mittelmeer war, und einen größeren für den Ozean, mit Gibraltar dazwischen. Mit den Kindern hatte er den Boden dieses „Meeres“ zementiert; dann wurde Wasser eingefüllt, kleine Papier- oder Holzboote fuhren darin herum, und es war ein großer Spaß. Es war winzig klein, das Wasser hielt nicht, aber die Idee war da: Wir hatten einen Ententeich, wir hatten unser Mittelmeer und die Kinder hatten ihr Gibraltar und ihren Atlantik. Und so verging die Zeit, und so lebten wir in einer so glücklichen Zeit! Wie ich euch bereits sagte, war diese Zeit die glücklichste und einfachste unseres Lebens.

Im Département Nord wurden die Pfarrer jeden Monat bezahlt, in Le Chambon jedoch nur alle drei Monate. Was für eine schreckliche Zeit für uns! Anfangs lieh uns Fräulein Mathile ihr Haus kostenlos, da das Pfarrhaus „modernisiert“ wurde. Dann kam sie zurück und wir mussten uns in eine Pension begeben, bis unsere Wohnung

zurückbekommen. Wir hatten Besen versteckt, um die Asche zusammenzukehren und unsere Rutschpartie fortzusetzen, sobald der Gemeindearbeiter uns den Rücken gekehrt hatte (NdNH).

fertig war. Stellen Sie sich vor: Vater, Mutter, vier Kinder und ein Au-pair-Mädchen in einer Pension! Zum Glück half uns mein Schwiegervater Paul Trocmé, und sobald das Pfarrhaus nutzbar war, nahmen wir einige Untermieter auf, was in Le Chambon ein Leichtes war. Ich begann mit zwei zusätzlichen Kindern. Dann im Jahr darauf, als Frau Mathile Urlaub machte, gab sie mehrere ihrer Kinder an mich weiter. Dank dessen konnten wir unsere Schulden bezahlen.

Die Pensionsgäste brachten ein wenig ‚Butter bei die Fische‘. Und nach und nach wurde ich bekannt. Ich begann, Leute zu haben, die regelmäßig zu uns kamen, selten Fremde. Im Sommer waren es oft Erwachsene, im Winter Kinder, die man nicht in Pensionen stecken wollte, die aber die Bergluft brauchten, Kinder, die wieder gesund werden mussten. Auf jeden Fall hatte ich eine außergewöhnliche Vielfalt an Pensionsgästen, darunter auch die Lehrerin Fräulein Essig, die Jean-Pierre das Lesen beigebracht hatte. Wir hatten auch einige seltsame Pensionsgäste. Einer von ihnen hieß Oderbols. Er war gekommen, um sich auf die Vorbereitung einer Prüfung zu konzentrieren. Er war ein Deutschschweizer, sehr groß und er hatte wenig Geld. Er trug einen schmutzigen Anzug, den man besser in die Reinigung von Herrn Vincent gegeben hätte. „Oh nein, nein, das will ich nicht, das ist zu teuer.“ Während wir uns den Kopf über eine Lösung zerbrachen, kam es dazu, dass unser junger Mann eine Entscheidung traf. Er zog seinen Anzug an, trug einen Helm und ging im Fluss Lignon auf und ab spazieren. Die Strömung erledigte die Arbeit, und er kam mit einem „perfekt“ sauberen Anzug wieder heraus. Er trug ihn weiter in die Sonne, um ihn zu trocknen, und ging ein wenig im Wind spazieren, und der Anzug wurde „gebügelt“. So macht man das, wenn man kein Geld hat, um in die Reinigung zu gehen.

Wir hatten auch Bewohner, die sich moralisch erholen oder ihre Nerven wieder in Ordnung bringen mussten, wie zum Beispiel ein Lehrer, der seinen Unterricht hatte einstellen müssen. Man hatte ihn bei einem Schreiner in die Lehre gegeben, weil der Arzt ihm geraten hatte, Handarbeit und nicht Gehirnarbeit zu machen. Wir hatten auch einen Schweizer Pfarrer, Monsieur Vasserot, der ebenfalls eine Melancholie hatte. André hatte ihn mit einem sehr kleinen Teil seiner Gemeinde bekannt gemacht, einem kleinen Weiler einige Kilo-

meter von Le Chambon entfernt, und hatte ihm gesagt, dass er diese Leute sehr oft besuchen müsse. „Sie sind sehr interessant und mögen Sie“, hatte er ihm gesagt. André dachte, dass es die Bauern und Herrn Vasserot freuen würde und dass dieser Herr gleichzeitig vielleicht seine Gesundheit und sein Gleichgewicht wiedererlangen würde. Also machte sich dieser Pfarrer zwei- oder dreimal pro Woche auf den Weg zu diesem kleinen Weiler. Aber wissen Sie, was passiert ist? Die Gemeindemitglieder des kleinen Weilers fanden, dass dieser Pfarrer sehr hingebungsvoll war, viel hingebungsvoller als die üblichen Pfarrer von Le Chambon, ohne zu verstehen, dass die Pfarrer von Le Chambon die ganze Gemeinde von Le Chambon am Hals hatten, und das jeden Tag!

Da wir unterschiedliche Bewohner aufnahmen, kam eines Tages ein schneidiger junger Mann, ein sehr gut aussehender Junge, zu uns. Sein Name war Dr. Roger Le Forestier. Er kam aus Montpellier, war sehr originell und hatte sehr gut studiert; auch seine Mutter war Ärztin. Er war zu Dr. Schweitzer nach Afrika gegangen, um die Kranken zu pflegen und sich zu erproben. Dort hatte er sich aber mit Dr. Schweitzer ein bisschen gestritten und war zurückgekommen und hatte über alle schlecht geredet. Er machte sich ein wenig über die Organisation Schweitzers lustig, entweder aus medizinischer oder aus religiöser Sicht. Auf jeden Fall war er hellwach und fröhlich. Er sagte uns:

– „Ich möchte mich in Le Chambon als Arzt niederlassen und würde gerne bei Ihnen im Pfarrhaus wohnen.“

– „Aber, das ist nicht möglich, Doktor. Erstens haben wir keinen Platz und wir nehmen niemanden in Pension, der für immer in Le Chambon bleibt. Und dann bedenken Sie unsere Situation gegenüber Dr. Riou: Wir sind sehr eng mit ihm verbunden und er praktiziert hier seit Jahren. Es ist nicht möglich, dass wir seinen Konkurrenten bei uns aufnehmen, ohne dass Dr. Riou davon weiß. Das würde so aussehen, als würden wir Sie schützen und uns wünschen, dass die Patienten Dr. Riou verlassen!“

Und wir lehnten ab. Eines schönen Tages kam Le Forestier mit seinen Koffern bei uns an und ließ sich nieder! Wir eilten zu Dr. Riou, erklärten ihm die Sache und er lächelte milde. Aber Le Forestier hatte sich tatsächlich bei uns niedergelassen! Und damit begann eine Zeit des Späßes, eine Zeit, die für die Kinder etwas Außer-

gewöhnliches war. Le Forestier kannte eine ganze Reihe von Liedern, wie „la Yoyette“, die er nachahmte. Er komponierte Lieder, wie das Lied „Les pommes de terre du presbytère“ (Die Kartoffeln des Pfarrhauses), weil sie oft gegessen wurden.⁶⁸ Er sprang mit beiden Füßen auf dem Esszimmertisch und auf den Möbeln herum, machte einen Affen, ‚suchte Läuse‘ und ‚kratzte sich die Flöhe‘. Schließlich war er gerade erst aus Afrika zurückgekehrt! Er sang auch afrikanische Lieder. Die Kinder klatschten in die Hände und schrien; es war ein wirklich wunderbares Leben. Ab und zu kochte der Arzt etwas und brachte uns Kaninchen mit.

„Aber wie kommen Sie an die Kaninchen?“

„Oh, ich gebe ihnen eine Spritze mit Frauenurin und wenn die Genitalien eines Kaninchens verstopft sind, bedeutet das, dass die Frau schwanger ist. Dann weiß ich nicht, was ich mit ihnen machen soll, also töte ich sie und bringe sie Ihnen (!!).“

Er kochte die Kaninchen selbst und wir waren alle begeistert. Le Forestier hatte wirklich lustige Ideen. Wir hatten ein Au-Pair-Mädchen, Dorothée, die die Cousine eines Cousins war; sie war ein sehr ernstes, ziemlich unglückliches Mädchen, das unser Haus nie wirklich verstanden hat, und das Leben im Allgemeinen auch nicht, glaube ich. Sie starb schließlich allein in Südamerika. Jedenfalls hat sie, während sie bei uns war, die Politik von Herrn Hitler sehr ernst genommen. Sie fand, dass er ein sehr großer Mann war. Eines Tages, ich weiß nicht mehr, wann, gab es eine Abstimmung, bei der alle Deutschen für ein Projekt von Hitler stimmen sollten. Le Forestier sagte zu Dorothée:

„Hören Sie, ich habe in der Zeitung gelesen, dass alle Deutschen im Ausland wahlberechtigt sind.“

„Ah! Nun, dann muss ich wohl abstimmen.“

Also ging Le Forestier zum Rathaus, sprach sich mit dem Sekre-

⁶⁸ *Das Lied der Kartoffeln*. 1. Im Pfarrhaus von Chambon, (bis) / Grundsätze der Ernährung (bis) / wollen, dass die Kartoffeln, nun ja, (bis) / Sei das heilsame Gericht, und ihr hört mich gut! (bis) – 2. Der Morgen als erste Mahlzeit (bis) / Kartoffeln in einer großen Schüssel (bis) / Und dann zum Nachtisch, na ja (bis) / Wir essen Kartoffeln, und Sie können mich gut hören! (bis) – 3. Wenn Daniel traurig ist, (bis) / Dass ihm der Hintern versohlt werden muss (bis) / Statt ihn brüllen zu lassen, na ja, (bis) / Man stopft ihn mit Kartoffeln voll, und ihr hört mich gut! (bis) – (Ich erinnere mich nur an diese drei Strophen... NdNH).

tär des Rathauses ab und ließ im Hauptsaal eine große Urne aufstellen, die für die französischen Wahlen verwendet wurde. Wir gingen alle hin und begleiteten Dorothee, die zur Wahl gehen musste. Sie legte ihren kleinen Zettel sehr feierlich in die Schachtel und danach fingen alle an zu lachen! Die arme Dorothee merkte, dass sie erwischt worden war. Es war etwas Schreckliches für sie, weil es für sie wie eine Berufung war, für Hitler zu stimmen. Das war nicht sehr nett von uns gewesen ...

Während der Zeit von Le Forestier wurde ich krank und musste in die protestantische Krankenstation in Lyon. Es war eine ziemlich große Operation, die sechs Jahre nach Daniels Geburt stattfand. Die Kinder blieben bei dem Au-Pair-Mädchen, André, Le Forestier, und unserer Haushälterin, dieser charmanten Madame Hérault aus dem unteren Teil des Dorfes. Madame Hérault liebte vor allem Daniel sehr. Sie sagte immer zu ihm: „Singe, mein Hahn, singe!“ Daniel hatte auf seinem Kopf eine große Locke, die sie festhielt. Als Daniel noch sehr jung war, stellte er sich auf die Zehenspitzen und krächte aus vollem Hals „Cocorico“. Es gab auch Frau Robert, die kam. Sie war nicht immer sehr sauber, aber was soll's, sie war unsere Nachbarin mit vielen Kindern, um die sie sich kümmern musste, und sie war unsere Putzfrau.

Um meine Rückkehr aus dem Krankenhaus zu feiern, hatte man ein großes Abendessen für mich vorbereitet. Le Forestier hatte fast alles selbst zubereitet; die Kinder waren sehr aufgeregt. Ich kam an und fand den ganzen Tisch gedeckt, mit einer wunderschönen weißen Tischdecke, mit weißen Servietten; in der Mitte des Tisches stand ein großer Teller mit einer großen Menge kleiner Würstchen, die meine Eingeweide darstellen sollten, und der große weiße Tisch war zu einem ‚Operationsfeld‘ geworden.

Anstelle von Gabeln und Messern gab es Operationsbesteck. Der ganze Tisch war also wie für eine Operation vorbereitet! Als Zugabe waren alle Kinder und sogar ihre Freunde, die Pensionsgäste, als Krankenschwestern oder Krankenpfleger verkleidet. Jeder hatte ein schönes rotes Kreuz auf dem Bauch. Die Jungen trugen eine weiße Haube, wie die Chirurgen, und die Mädchen einen kleinen Krankenschwesternschleier. Das war wirklich etwas sehr Lustiges. Aber im letzten Moment wollte Jacquot, der schüchtern war, nicht mitspielen! Er zog sein Krankenschwesterkostüm aus; er war wie André,

der sich in seiner Jugend nicht gerne verkleidete. Das Fest war trotzdem sehr fröhlich.

Le Forestier war nicht verheiratet und hatte wahrscheinlich Abenteuer in Afrika erlebt; er sprach von afrikanischen Gesetzen, die ihm wegen der Polygamie besser als unsere zu sein schienen. Er hielt außergewöhnliche Reden, um uns zu unterhalten und zu schockieren. Wir dachten, dass es gut wäre, wenn er jemanden kennenlernen würde, der ihm sympathisch ist. Eines Sommers befand sich unter den Touristen in Burghea ein wunderschönes Mädchen namens Danielle. Und diese Danielle war Le Forestier ins Auge gefallen. Er kam nach Hause und sagte: „Ich habe ein Mädchen aus dem Süden kennengelernt, mit schwarzen Augen, schwarzen Haaren, sie ist herrlich.“ Wir überlegten, sie einzuladen, so könnte Le Forestier sie besser kennenlernen. Wir betrachteten ihn fast wie einen Sohn. Er machte die Mahlzeiten so lustig, er lud ein, wen er wollte. Wir hatten sogar einen kleinen Tisch mit Hockern für die Kinder anfertigen lassen müssen, weil wir am großen Tisch oft zu viele waren. Dann kam Danielle dazu. Nach und nach wurde diese Danielle zu Le Forestiers Verlobter. Wir betrachteten sie auch ein wenig als unsere Tochter. Sie gehörte einer sehr engen darbystischen Sekte⁶⁹ an. Ihr Vater hatte außergewöhnliche Ideen. Er ging nicht in den Tempel in Cannes, sondern in einen speziellen Raum. Danielle machte sich keine allzu großen Sorgen. Sie wirkte nicht sehr religiös und hatte überhaupt keine Angst davor, Le Forestier zu heiraten, in den sie sehr verliebt war. Le Forestier beschloss, dass ich bei ihrer Hochzeit Trauzeugen sein sollte. Die Hochzeit wurde dann in Cannes gefeiert, da Danielle aus Cannes stammte. Die Familie hatte einen Feinkostladen mit vielen Dingen, die aus dem Orient kamen. Wir fuhren mit dem Auto von Le Chambon zur Hochzeit. Als wir in Grenoble ankamen, sagte Le Forestier zu mir: „Oh, Ihre Tasche ist zu alt. Sie ist nicht schön genug; ich muss Ihnen eine für die Hochzeit kaufen.“ Er kaufte mir eine, die ich immer noch habe.

⁶⁹ Darbysten sind die Mitglieder der Brüdergemeinden, die 1836 von dem ehemaligen anglikanischen Priester John Nelson Darby (1800-1882) gegründet wurden. Sie waren sehr kritisch und anlehnd gegenüber anderen christlichen Kirchen und Konfessionen. Zur Zeit der Ereignisse, die Magda Trocmé hier beschreibt, waren die Darbysten in der Hochebene Vivarais-Lignon gut etabliert (Anm. d. franz. Editoren).

Wir kamen in Cannes an, und nachdem wir der Familie seiner Verlobten einen Besuch abgestattet hatten, kam es, dass Le Forestier plötzlich von Zweifeln geplagt wurde. Er und ich waren am Bahnhof und liefen auf dem Bahnsteig auf und ab. Ich sagte zu ihm: „Wir stehen kurz vor der Hochzeit, jetzt ist es nicht mehr möglich, einen Schritt zurückzugehen.“ Und er zögerte und war gequält. Für mich war das sehr lustig, für ihn nicht! Ich habe gehört, dass man kurz vor der Hochzeit manchmal eine kleine Krise hat. Ich konnte ihn ein wenig trösten und ihm von der schönen Danielle erzählen usw. Und am nächsten Morgen war er ganz munter und freute sich, zum Standesamt zu gehen, und war sehr glücklich, Danielle zu heiraten. Auf der Promenade „Croisette“ in Cannes trafen wir kurz vor der Hochzeit ein paar Holländer, die Gitarre spielten und sangen. Le Forestier war begeistert. Er sagte zu ihnen: „Ich werde euch dafür bezahlen, dass ich euch einen ganzen Abend lang habe, das wird für meine Hochzeit sein. Ihr werdet im Restaurant singen und dann zu Hause, um uns zu amüsieren und zu unterhalten.“ Die Holländer waren einverstanden. Während des gesamten Hochzeitsessens und auch danach hatten wir diese sehr originelle Musik. Die darbytischen Eltern waren ein wenig überrascht, aber ihre Tochter hatte einen originellen Mann geheiratet.

Dann mussten Danielle und Le Forestier auf Hochzeitsreise gehen. Wir waren in Cannes und sie sollten von Sète aus mit dem Schiff nach Afrika fahren. Le Forestier wollte seiner Frau all die Länder zeigen, die er besucht hatte. Das Schiff legte nicht sofort ab. Es gab zwei Tage Wartezeit. Da sagte er, dass er die Holländer behalten wolle. „Ich werde sie für ein oder zwei Tage einstellen, ich werde sie mit auf die Reise nehmen. Wir werden alle ins Auto setzen und so beginnen wir die Hochzeitsreise.“ Und schon ging es auf die Hochzeitsreise: Le Forestier, Danielle, die beiden Holländer und ich!!! Es war im November. Es war kalt. Er wollte bis nach Monaco fahren. Wir hielten am Strand an und machten ein Picknick. Weil es so kalt war, sammelte Le Forestier Holzstücke, zündete sie an, und wir standen drum herum und machten ein Biwak, und es war sehr lustig. Ich habe noch nie eine Hochzeitsreise wie diese erlebt, mit ausländischen Musikern und mit der Trauzeugin, die mit dem frisch vermählten Ehepaar herumlieft! Wir kamen in Marseille an und alle gingen auf Kosten von Le Forestier in ein Hotel, denn am nächsten

Tag fuhren sie alle nach Montpellier. Ich selbst blieb in Marseille, um meine Freundin Louise Bouteiller zu besuchen. Die anderen trennten sich in Montpellier. Und ja: das war die Geschichte von Le Forestiers Hochzeit.

Nach einer schönen Hochzeitsreise kehrten die Le Forestiers nach Le Chambon zurück, aber sie waren wieder nicht allein. Sie hatten einen Schwarzen aus Gabun mit nach Hause gebracht, der Tagny hieß. Dieser war so froh, nach Europa zu kommen! Er war ein konvertierter Protestant und er wollte zur großen Versammlung der Union Chrétienne des Jeunes Gens gehen, die in jenem Jahr in Amsterdam stattfinden sollte. Le Forestier hatte ihm gesagt, dass er sein Diener sein würde und als Belohnung dort hinaufgehen würde. Tagny hatte auch den Wunsch, viel Geld zu verdienen, um sich ein Motorrad zu kaufen. Aber Le Forestier hatte geheiratet und nicht darüber nachgedacht, dass die Wohnung, die er über der Apotheke gemietet hatte, vielleicht nicht fertig werden würde. Also sagte er: „Nun, das ist ganz einfach, wir kommen zu Euch in die Pension.“ Dann hatten wir nicht nur Doktor Le Forestier, sondern auch seine Frau, Tagny, und wir hatten auch Fifi, den Affen! Le Forestier hatte einen kleinen Affen mitgebracht, der zu dem außergewöhnlichen Leben im Pfarrhaus beitrug. Der Doktor erzählte eine Menge Geschichten. Danielle war ein wenig überrascht. Der Affe war sehr eifersüchtig, denn er hatte sich in mich verliebt und war enttäuscht, wenn die Kinder von der Schule nach Hause kamen und mich umarmten. Dann rannte er auf mich zu, wollte die Kinder kratzen oder hängte sich an die Vorhänge. Das war nicht einfach, denn für ihn war ich seine Mama und ich war nicht die Mama der Kinder!!!

Frau Marion, die ab und zu kam, um uns zu helfen, verbrachte einige Tage bei uns. Sie schlief bei Jean-Pierre in einem Zimmer. Während sie dort war, war auch der Affe im Zimmer, weil Jean-Pierre den Affen bei sich haben wollte. Morgens wollte der Affe unbedingt spielen; er sprang in das Bett von Frau Marion oder in das Bett von Jean-Pierre. Dann fand ich Frau Marion ganz zusammengekauert in ihrem Bett und sie sagte: „Der Affe ist mit seinen kalten Pfötchen in mein Bett gekommen, ich habe ihn gewähren lassen, ich wollte schlafen ...“ Arme Frau Marion! Fifi hielt es nicht lange aus. Als der Winter kam, machten wir ihm zwar einen kleinen Anzug mit dem Bein einer Wollsocke und zwei Löchern für seine Vorder-

pfoten. Aber er erkältete sich und fing an zu husten, und als die Le Forestiers in ihre Wohnung über der Apotheke gingen, starb der Affe kurz darauf, wahrscheinlich an einer Lungenentzündung.

Später wurde Tagnys Geschichte unter dem Gesichtspunkt des Pazifismus, der Kolonisierung und der Evangelisierung interessant. Eines Tages kam er in Andrés Büro und sagte:

„Herr Trocmé, ich verstehe nicht, was dieser Krieg ist. Lassen Sie mich sehen, wo Deutschland ist.“

Dann zeigte André ihm auf einer großen Karte an der Wand, wo Deutschland lag.

„Ich verstehe es nicht: Man mobilisiert die Jugend Gabuns, und wir sollen kämpfen, um Frankreich zu verteidigen. Aber ich verstehe nicht ganz. Ich verstehe nicht, wozu dieser Krieg dient. Ich verstehe ihn auch aus religiöser Sicht nicht. Als ich in meinem Busch war, kam ein sehr netter alter Mann; er war ein Evangelist. Wir setzten uns alle um ihn herum. Es war Abend unter den Bäumen und er fing an, über Jesus zu sprechen, über Brüderlichkeit, Liebe und Frieden. Er erklärte uns, dass wir, wenn wir Christen seien, nur eine Frau haben dürften. Wir sollten uns wie Brüder lieben und dem Stamm nebenan vergeben. Aber jetzt ist es so, dass die Missionare, Priester und Pfarrer alle mobilisiert werden und in den Krieg ziehen. Und wir schwarzen Gabuner müssen auch kämpfen, angeblich um Frankreich zu retten. Ich verstehe das nicht. Wenn wir unseren Nachbarstämmen vergeben müssen, warum müssen dann die Franzosen den Deutschen nicht vergeben? Und warum müssen die Deutschen den Franzosen nicht vergeben?“

André versuchte, ihm den Krieg, die Sünde der Welt, zu erklären. Aber Tagny war sehr überrascht, er, der Bekehrte, der geglaubt hatte, wenn er nach Frankreich in ein christliches Land käme, wäre er fast im Paradies. Er war erschüttert, denn alles, was die Missionare ihm beigebracht hatten, brach um ihn herum zusammen.

Es herrschte Freude im Pfarrhaus, doch anderswo waren Kriegsgeräusche zu hören. Wir wussten, dass in Italien nicht alles normal war. Wir wussten, dass die Freundschaft zwischen Mussolini und Hitler gefährlich war. Auch in Spanien liefen die Dinge schlecht. Aber in Le Chambon befanden wir uns auf einer Insel des Friedens, einer Oase, und wir führten weiterhin ein wunderbares Familienleben. Eines Tages kamen wir aus dem Urlaub zurück und saßen im

Bus, als wir eine englische Dame trafen, die wir überhaupt nicht kannten; sie war auf dem Weg nach Le Chambon in irgendeinem Hotel. Die Dame kam auf mich zu und fragte mich, wer ich sei. Einige Tage später kam sie zu mir und sagte, sie habe gehört, dass wir Pensionsgäste aufnehmen würden. Sie war mit ihrer Pension überhaupt nicht zufrieden, sie brauchte ein Familienleben und Kinder um sich herum. Frau Bridge zog bei uns ein. Sie war diejenige, die zeichnete. Sie machte bezaubernde Radierungen, und ihr, meine Kinder, wenn ihr euch die Radierungen dieser Dame ansieht, erlebt ihr Le Chambon wieder ganz nah.⁷⁰

Wir hatten auch große Weihnachtsfeste im Pfarrhaus. Sie waren in Le Chambon bekannt. Ich stellte überall Kerzen auf: Kartoffelhälften, die mit einem Loch versehen und mit rotem Papier umwickelt waren, das mit einem Band zusammengehalten wurde, waren praktische und billige Kerzenhalter. So wurde das große Esszimmer beleuchtet. Die Kinder spielten alle ein Instrument: Sie waren wie ihr Vater. Eines Weihnachtsfestes dachte ich, dass ich ein Akkordeon kaufen sollte. Ich fuhr nach St. Etienne und kam mit einem kleinen, einfachen Akkordeon zurück. Noch am selben Abend spielte André Lieder und Kirchenlieder. Drei oder vier Tage später spielten alle auf dem Akkordeon. Wir luden eine ganze Reihe von Freunden zu unserem Weihnachtsbaum ein; jeder bekam ein kleines Geschenk. Aber da André am Weihnachtstag sehr beschäftigt war, feierten wir ihn vorher oder nachher. Die Au-pair-Mädchen hatten wunderbare Ideen; sie bauten kleine Häuser und kleine Krippen. Leider gerieten wir während dieser Weihnachtsfeste sehr oft in Schwierigkeiten. Eines Tages kam ein Betrunkener, Monsieur Royer, der früher Direktor der Tavas-Schule gewesen war, zu uns. Er brachte ein großes Paket mit. „Ah, Sie freuen sich heute, und ich werde Ihnen ein Geschenk machen“, sagte er. Er holte eine Flasche Wein aus seinem Beutel, warf sie auf den Boden (sie zerbrach natürlich), dann warf er ein großes Bündel Fleisch auf den Boden und sagte: „Hier, ihr werdet einen guten Braten machen.“ Er quälte uns eine ganze Weile. Er hatte die Angewohnheit, sich als Elektriker zu bezeichnen. Sein Fleisch kochten wir und aßen es. Ein paar Tage später sagte man

⁷⁰ Heute sind diese Gravuren am „Ort des Gedächtnisses“ in Le Chambon-sur-Lignon hinterlegt (Anm. d. franz. Editoren).

uns: „Aber wisst ihr, Herr Royer tötet die Hunde in der Nachbarschaft und bringt das Fleisch dann seinen Freunden. Ihr habt also Hundefleisch gegessen!“ Ja, vielleicht, aber es war ein Geschenk von Herrn Royer gewesen, der uns eine Freude machen wollte.⁷¹

Ein anderes Mal war es noch trauriger. Es war Weihnachten mitten im Krieg. Wir wurden geholt, weil Frau Monnier gerade erfahren hatte, dass ihr Mann getötet worden war. Wir mussten die Kinder zurücklassen und zu ihr nach Hause laufen. Bei ihr verbrachten wir den Abend und versuchten, sie zu trösten. Später heiratete Frau Monnier erneut und wurde Deutschlehrerin am Collège Cévenol.

Ein anderes Mal waren es Zwillinge, die in Les Tavas, 5 oder 6 km von Le Chambon entfernt, geboren wurden. Die Mutter hatte Angst, dass die Kinder sterben würden, ohne dass der Pfarrer sie gesehen, gesegnet und vielleicht sogar getauft hatte. Das war Aberglawe, und man musste der Familie erklären, dass die Taufe im Hinblick auf das Leben in der anderen Welt nichts nützt. Trotz allem: Wenn man gerufen wird, muss der Pfarrer dem Ruf folgen. Wir machten uns beide in der Nacht auf den Weg. Den Babys ging es sehr gut, und die Mutter verstand, dass es unnötig gewesen war, uns zu stören.

Außerhalb der Weihnachtszeit hatten wir einige außergewöhnliche und fröhliche Besuche. Eines Tages sah André auf der Hauptstraße von Le Chambon einen kleinen überdachten Wagen mit vier Rädern, der groß genug war, dass zwei Personen darin schlafen konnten. Ein kleiner trabender Esel zog den Wagen. Daneben waren zwei Holländer mit einer Gitarre und einer Flöte. Das waren im Grunde Vorhippies! André fand das sehr lustig und sagte den Holländern, sie sollten zum Essen zu uns kommen. Sie kamen an und ließen sich für ein paar Tage nieder. Wir brachten den Esel in den Keller mit dem Lehm Boden und es wurde eine lustige Zeit. Alle kamen, um den Esel zu sehen. Die Kinder waren außer sich vor Freude, ebenso wie Le Forestier. Als die Holländer abzogen, gingen sie in den Süden und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Aber unter den Bewohnern unseres Kellers war der Esel nicht das einzige Tier. Das erste Tier, das wir in unserem Haus hatten, war ein Huhn. Wir wussten nicht, wie man Hühner pflegt, und der Keller

⁷¹ In China wird bekanntlich Hundefleisch auf dem Markt gut verkauft!

war zu dunkel für sie. Das Huhn wurde immer dünner, blasser und verlor seine Federn. Kurze Zeit später musste es getötet werden. Dann gaben wir es auf, Hühner zu haben. Dann kam unser Fido, der bretonische Spaniel. Wir hatten ihn in Menton-Saint-Bernard gekauft. Wir hatten auch eine Katze, die jämmerlich endete; aber bevor sie starb, schaffte sie es, einen von Nellys Wellensittichen zu verschlingen. Wir hatten zwei reizende Wellensittiche, die vor einem der Fenster im Esszimmer über einem kleinen Tisch hingen, der von zwei alten Stühlen umgeben war. Die Wellensittiche sprachen miteinander und küssten sich. Als einer der Wellensittiche starb, wurde der andere sehr deprimiert. Auch eine Häsin hielt es nicht lange aus.

Eines Tages fand Jacquot im Garten eine Störchin. Sie hatte einen verletzten Flügel. Jacquot pflegte sie so gut, dass sie einige Zeit später wegflog. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist, denn Störche reisen normalerweise in Gruppen. Wir haben auch eine junge Ziege bekommen. Ah! „Cacahuète“ war wirklich sehr niedlich. Sie gehörte Jean-Pierre. Wir nahmen sie mit nach Hause, weil Jean-Pierre sehr darauf bedacht war, sie in die Familie aufzunehmen. Sie sollte nicht den ganzen Tag im Keller oder im Garten sein. Aber die Ziege war nicht an gewachsene Böden gewöhnt. Und sie rutschte aus, vor allem, wenn sie versuchte, die Treppe hochzugehen; sie machte vier oder fünf Stufen und dann zack ... Jedes Mal rutschten ihre Füße ab und sie fiel zurück. Die schlimmsten Erfahrungen machte sie im Esszimmer. Als sie es das erste Mal betrat, rannte sie vor lauter Angst umher. Sie sprang auf den kleinen Teetisch mit Rädern, der sich in Bewegung setzte. Vor lauter Angst versuchte sie, wieder ins Vorzimmer zu gehen und die Treppe hinaufzusteigen. Dabei rutschte sie aus und fiel nach hinten. Später hatte sie sich so gut an uns gewöhnt, dass wir ihr ein kleines Halsband mit einem Glöckchen anlegten, und sie folgte Jean-Pierre und den anderen Kindern. Sie war eine kleine Ziege, die alle kannten. Dann fuhren wir in den Urlaub und ließen sie in Le Crouzet bei Frau Vey, einer ehemaligen Bäckerin und guten Freundin von Jean-Pierre, in Pension. Frau Vey hatte die Angewohnheit, Cacahuète an die Leine zu nehmen, um mit ihr spazieren zu gehen. Eines Tages sprang diese so kräftig, dass Frau Vey überrascht war und losließ. Die Ziege rannte weg und lief vor den Bus! Jean-Pierre tat das sehr leid. Er hat nie erfahren, dass diese gesunde und fleischige Ziege Teil eines guten Essens für die Bewohner

von Le Crouzet gewesen war, die sie unter sich aufgeteilt hatten ...

Jean-Pierre und die Familie Vey haben lange Zeit miteinander korrespondiert. Er war oft bei ihnen zu Besuch. Als Jean-Pierre starb, brachte uns Madame Vey einen Packen Fotos und kleine Briefe usw. Jean-Pierre besuchte sie oft. Später stellten wir fest, dass er auch andere Leute besuchte. Er besuchte Madame Bernard, eine alte Frau, die voller deformierendem Rheuma war und schließlich in das 8 km entfernte Altenheim in Tence ging. Selbst dort besuchte Jean-Pierre sie. Er machte auch Besuche bei der Pförtnerin des Tempels, der kleinen Amélie. Sie erzählte uns später, nach seinem Tod: „Wissen Sie, eines Tages bekam er einen Apfel zum Nachtschisch und kam, um ihn mir zu bringen.“ Jean-Pierre mochte auch unsere Gemeindevorsteherinnen, Fräulein Verdeil, sehr. Manchmal ging er über die Straße, um sie zu umarmen. Dabei war Fräulein Verdeil eine Art Koloss, eine sehr imposante Frau, aber so liebevoll und fröhlich! Als sie in Le Chambon ankam, hatte Fräulein Verdeil große Angst vor diesem Pfarrer Trocmé. Sie trug einen sehr einfachen Filzhut, in den sie eine winzige Feder gesteckt hatte. Im Zug, bevor sie in Le Chambon ankam, hatte sie die Feder aus Angst, meinen Mann zu empören, entfernt! Fräulein Verdeil war klug, lebhaft und gutmütig und sprach mit so viel Enthusiasmus, dass ihre Augen funkelten und sie bezaubernd machten. Sie sagte lachend: „Was für ein Unglück, dass ich so geboren wurde, ich, die ich die Seele eines Schmetterlings habe ...“ Wenn man Fräulein Verdeil ein Küsschen gab, roch sie immer nach frischem Kölnisch Wasser.

Wir verbrachten immer sehr schöne Ferien mit den Kindern. Es war die einzige Zeit im Jahr, in der wir wirklich als Familie zusammenkamen und in der wir uns wirklich alle sehen konnten. Wir waren der Meinung, dass die Kinder sich weiterbilden sollten, indem sie fremde Länder sehen. Wir hatten Nelly wegen ihrer Gesundheit nach Deutschland und dann in die Schweiz geschickt. Jean-Pierre war ebenfalls wegen seiner Gesundheit dorthin gegangen. Unsere Ferien waren sehr abwechslungsreich. Wir waren nach St-Gobain zu meinem Schwiegervater gefahren, nach Deutschland zur Schwester meiner Schwiegermutter, die Pfarrfrau war. Dort hatte Jacquot seinen Unfall mit der durchgeschnittenen Hand. Hier ist eine lustige Begebenheit. In Deutschland sind Männer, besonders wenn sie Pfarrer sind, sehr angesehen. Der Pfarrer-Onkel war daher ziemlich

distanziert. Onkel Karl kam nie aus seinem Büro heraus. Er kam nur zu den Mahlzeiten mit uns zusammen, sagte ein paar mehr oder weniger freundliche Worte und ging dann wieder in sein Büro. Er machte Besuche und am Sonntag zog er sein großes lutherisches Gewand an, das aufwändiger war als das der französischen Pfarrer. Er hatte eine Art Hut, den er auch im Tempel aufsetzte. Eines Tages sagten wir zu Nelly:

„Geh und sag Onkel Karl dies und das ...“

„Onkel Karl kenne ich nicht.“

„Aber er ist doch der Mann von Tante Zöllli, er ist der Vater deiner Cousins!“

„Wie, sie sind verheiratet? Ich dachte, er sei ein Untermieter! Er kommt einfach so mit großem Pomp an: Alle bedienen ihn so aufmerksam! Man schält ihm sogar die Kartoffeln, und ich dachte, er sei ein Pensionsgast!“

Zweimal fuhren wir in den Ferien nach Menton St-Bernard in der Nähe von Annecy im Haute-Savoie. Wir wussten nicht, dass sich unser Leben später in diese Gegend verlagern würde. Wir wohnten in Moulins, einem kleinen alten Dorf, von dem aus man den See überblicken konnte. Es war ein sehr kleines Dorf, dessen Bauern früher an das Schloss von Menton angeschlossen waren, das sich hinter unserem Haus befand. Uns wurde das Fenster des Schlosses gezeigt, durch das sich der heilige Bernhard kurz vor seiner Hochzeit gerettet haben soll, weil er ein zölibatäres Leben führen wollte. Wir waren ein wenig überrascht, die Kinder auch. „Wie kann jemand, der seine Verlobte vor der Hochzeit verlässt, ein Heiliger sein?“ Aber wir konnten die Sache nicht allzu gründlich analysieren. In Menton verbrachten wir also einen herrlichen Urlaub. Wir stiegen zum See hinunter, schwammen alle zusammen, fuhren mit dem Boot und gingen zu Fuß wieder hinauf, weil wir kein Auto hatten. Das Haus war ein alter savoyischer Bauernhof ohne Heizung. Es war sehr kalt, da wir unseren Urlaub im Juni machten, bevor die Touristen Le Chambon überrannten.

Wir fuhren auch nach Menton an der Côte d’Azur. André vertrat dort den Pfarrer. Wir wohnten im Pfarrhaus, das über dem Tempel errichtet worden war. Es gab einen kleinen Garten, große Palmen mit Bananen, die nie reif wurden, aber gut genug waren, dass die

Ratten sich um sie kümmerten. Es gab auch eine große Terrasse. Zu dieser Zeit hatten wir ein Auto und konnten Ausflüge in die Landschaft machen. Wir fuhren auch in die Altstadt und bis zur italienischen Grenze.

In einem Sommer fuhren wir auch nach Nizza. Ein Oberst, der in Le Chambon Urlaub machte, hatte uns seine Wohnung geliehen, die in einer Straße lag, die ziemlich weit vom Meer entfernt war. Wir hatten kein Auto, es war Krieg, und wir mussten Lebensmittel aus Chambon mitbringen, darunter auch Butter, die auf dem Bahnsteig schmolz ...! Wir hatten Lucette Duron bei uns, unsere Haushaltshilfe, die ein bisschen unsere Tochter wurde. Sie hatte den Wunsch, Krankenschwester zu werden; also gaben wir ihr Unterricht. Sie arbeitete so gut, dass sie die Aufnahmeprüfung bestand und in die Krankenpflegeschule in Nîmes ging. Da die Schule wegen des Krieges geschlossen werden musste, kam sie wieder zu uns zurück. In dieser Zeit schrieb sie an einen Brieffreund, einen Soldaten. Eines Tages buk sie in unserem Ofen ein Brot; in dieses Brot hatte Papa einen kleinen Kompass und eine Landkarte gelegt. So konnte Pierrot Foury aus dem Gefangenenlager fliehen. Er kam zu uns. Oh! Das war eine ziemliche Geschichte. Lucette und Pierrot haben sich verlobt. Pierrot war sehr klein ... und das störte Lucette! Später haben sie aber trotzdem geheiratet. André hat die Hochzeit gehalten. Wir fuhren zu diesem großen Fest nach Saint-Etienne, danach kam das Brautpaar ein bisschen bei uns vorbei, bevor es auf Hochzeitsreise ging. Lucette ist immer eine große, große Freundin geblieben.

Lucette war also auch in Menton bei uns. Wir hatten Fahrräder. Wir fuhren überall mit dem Fahrrad hin; wir fuhren den Berg hinauf, die Zunge draußen. Wir waren müde und das Essen war nicht wunderbar. Ich ging zum Markt; ich hatte eine besondere Karte, weil ich vier Kinder hatte, und die Frauen, die in der Schlange standen, wurden wütend auf mich, weil ich das Recht hatte, an der Spitze der Schlange zu stehen. Ich schrie sie an und sagte: „Hey, während ihr ins Kino gegangen seid und euch amüsiert habt, habe ich Kinder zur Welt gebracht! Also ist es normal, dass ich jetzt nicht mehr in der Schlange stehe.“ Eines Tages waren wir auf dem Rückweg vom Meer. Ich war ganz vorne und hinter mir waren Papa, Lucette und alle Kinder in einer langen Schlange. Ich kam ein biss-

chen vor ihnen zu Hause an. Auch zuhause angekommen sagten die Kinder zu mir: „Aber Mama, du hast nicht aufgepasst. Du hast eine dicke Frau geschubst, die gestürzt ist. Du hast sie nicht gesehen, aber wir mussten uns um sie kümmern, du weißt nicht, was du tust ...“ Ich hatte nichts gesehen und nicht einmal etwas gespürt. Die Kinder amüsierten sich über meine Verfehlungen. Eines Tages kamen wir in ein Restaurant, oder eher eine Art Café, mit kleinen Tischen auf dem Bürgersteig in der Altstadt. Es waren viele Leute da und ich sagte zu dem Ober: „Hier sind wir, wir sind angekommen.“ Die Kinder fingen an zu lachen. Der Bedienstete war so überrascht, eine so große Familie zu sehen, dass er wohl dachte, wir seien die Familie des Königs von Preußen oder die Nachkommen Karls des Großen. Also bediente er uns sofort mit ganz vielen Verbeugungen.

Was für ein abwechslungsreicher Urlaub, und was für ein Lachen und Spaß!!! Später, nach dem Krieg, sollten es Florenz, Venedig und Rom sein. Und doch beschwerten sich die Kinder manchmal. Sie sagten, dass ihre Eltern Pfarrer seien, dass sie sie nie sehen würden und dass sie allein seien, wenn sie von der Schule nach Hause kämen. Wenn die Nähtreffen im Esszimmer stattfanden, roch es muffig und die Kinder fühlten sich ausgegrenzt. Das Esszimmer war oft voll, besonders im Sommer, weil die Touristen Schlange standen, um Papa in seinem Büro zu sehen. Später waren es die Juden, die Schlange standen. Die Kinder empfanden unser Leben als sehr streng. Nelly sagte, dass sie nicht tanzen konnte, während die anderen Jugendlichen es konnten. Ohne unser Wissen schaffte sie es immer, zu tanzen, wenn es bei ihren Mitschülern Überraschungspartys gab.

Aber wenn ich mit Nellys Freundinnen spreche, sagen sie noch heute, dass das Pfarrhaus für sie ein Traum war. Die Kinder waren sich nicht bewusst, dass alles, was bei uns passierte, so spannend und interessant war! Für sie war es das alltägliche Leben. Sie hatten nie das kleine bürgerliche oder bäuerliche Leben gehabt, wo jeder Tag gleich aussieht und alles wie ein Uhrwerk geregelt ist. Jetzt, wenn ich Rolande Lombard sehe, die Anästhesistin ist, sagt sie mir, dass dieses Pfarrhaus für sie eine große Freude war. Catherine Colburn Cambessédès sagte weiter: „Also, dieses Pfarrhaus, das war ja außergewöhnlich, was für Erinnerungen! Für mich ist es etwas

Unvergessliches...⁷² Ebenso Catherine Hirsch Pécaut⁷³, Micheline Goujon Sadoun, Martine Ythier Dreyfus, Jacqueline de Barreau de Muratel.⁷⁴

André und ich diskutierten viel und stritten uns manchmal, aber nie lange, wie ich bereits erzählt habe. Am Esstisch führten wir manchmal heftige Diskussionen. Eines Tages redeten wir so laut und aufgeregt, dass alle Kinder zuhörten. Sehr genervt nahm Papa sein Glas Wasser und schwupps! schüttete er mir das Wasser ins Gesicht! Nelly erzählt, dass ich gelassen und ohne mich aus der Ruhe bringen zu lassen die Karaffe mit Wasser nahm, mein Glas füllte, als ob ich trinken wollte, und schwupps! ich habe Papa zurückgespritzt! Und alle brachen in Gelächter aus. Es endete mit einem großen Lachen und viel Spaß. Ein anderes Mal brachte man uns einen Käse ohne ein Gramm Fett, einen großen „Fourme“⁷⁵, der so hart wie ein Stück Rohr war, und wir konnten ihn nicht schneiden. Da sagte Papa zu einem Kind: „Geh und hol die Säge, die im Keller steht.“ Er legte den Käse in die Mitte des Tisches, nahm die Säge auf der einen Seite und ich auf der anderen, und wir fingen an, den Fourme zu sägen! Die Kinder haben selten so viel gelacht!

Im Pfarrhaus überschlugen sich also die Ereignisse. Es waren zu

⁷² Mai 1992 - Brief von Catherine Colburn Cambesédès (aus Palo Alto, Kalifornien) an Nelly Trocmé Hewett (Sat. Paul, Minnesota). Catherine arbeitete in einem Waisenhaus. „Meine schönste Erinnerung an das Pfarrhaus ist, dass ich aus meinem Waisenhaus mit seiner griesgrümigen Atmosphäre dort ankam und ins Bett ging, ohne deine Eltern gesehen zu haben, die bei meiner Ankunft auswärts waren. Am frühen Morgen geht die Tür zu meinem Zimmer schwungvoll auf, deine Mutter nimmt mich in meinem Bett in die Arme (ich war mir bewusst, dass ich mir noch nicht die Zähne geputzt hatte!) und sagt: ‚Na, meine Große, wie geht es dir? Da bist du ja: Was für eine Freude, dich zu sehen. Geht es dir gut? Komm, zieh dich an und komm mit mir zum Frühstück herunter! usw. usw. usw.‘ Was für ein Empfang und was für ein Herz! Mir wurde ganz warm ums Herz und es ist noch 50 Jahre später so... Ich küsse dich, Catherine“ (NdNH).

⁷³ Catherine Hirsch Pécaut ist die Mutter von Martin Hirsch, der als hoher Beamter tätig war, von 2002 bis 2007 als Nachfolger von Abbé Pierre war er Präsident von Emmaus Frankreich, von 2007 bis 2010 in der Regierung von François Fillon Hochkommissar für Aktive Solidarität gegen Armut und seit 2013 ist er Generaldirektor der Assistance publique - Hôpitaux de Paris (Anm. d. franz. Editoren).

⁷⁴ Micheline, Martine und Jacqueline (die André Trocmé „die Titinen“ nannte) waren alle während des Krieges Pensionärinnen im Pfarrhaus (NdNH).

⁷⁵ Fourme ist ein Käse aus der Region, der eine zylindrische Form hat, etwa zwölf Zentimeter hoch ist und einen Durchmesser von etwa zehn Zentimetern hat.

viele, so viele, dass jedes Mal, wenn es an der Tür klingelte, die Kinder zur Treppe stürmten, um zu sehen, was unten los war und was das neue Unvorhergesehene war.⁷⁶ Man sagte ihnen, sie sollten in ihren Zimmern bleiben, aber es war nichts zu machen. Die Dinge waren so spannend und unvorhersehbar, dass sie auf eine außergewöhnliche Überraschung hofften, die sie davon abhalten könnte, mit ihren Hausaufgaben fortzufahren.

Einmal wurde ich angerufen, weil eine alte Frau gestorben war, eine Nachbarin. Sie und ihr Mann waren sehr geizig. Sie wollten das wenige Geld, das sie hatten, nicht untereinander teilen. Sie hatten ein kleines Haus und auch ein Erbe. Sie sagten: „Wir haben das ‚das meins‘ und das ‚das seins‘“⁷⁷. Als diese Frau starb, lief ich also dort hin, weil sie angezogen werden musste. Es gab nur eine Nachbarin, die gekommen war, um mir zu helfen. Ich hatte noch nie eine Tote angezogen. Aber wie sollte man eine Tote in einem Schrankbett ankleiden?⁷⁸ Ich fing an, sie auszuziehen: Ich zog ihr eine Art große Schürze aus, dann ein Kleid, dann einen Unterrock, dann einen zweiten Unterrock, aber ich musste sie jedes Mal umdrehen! Ich bat den Ehemann um ihr Sonntagskleid und gab es auf, dies in der richtigen Form zu tun. Ich ließ ihr die Unterröcke und wusch sie nicht. Ich zog ihr das Sonntagskleid über alles andere an. Sie sehen es: man rief mich so ziemlich wegen allem ... Ein anderes Mal klingelte es an der Tür. Eine seltsame Frau stand vor uns, sehr, sehr groß, sehr, sehr dick, und sie trug ein seltsames schwarzes Kostüm. Sie hatte einen Hut, der genauso bizarr war wie ihr Kostüm, und dann hatte sie riesige schwarze Schuhe, die wie Männerschuhe aussahen. Sie war Deutsche und erzählte uns, dass sie nicht wisse, wohin sie gehen solle; sie würde für eine Weile um Gastfreundschaft bitten. Sie hatte von Pfarrer Trocmé gehört; sie hatte Kardinal Gerlier aus Lyon sehr gut gekannt, weil er sich um ihre „Gemeinschaft“ kümmerte. Was war das für eine Gemeinschaft? Sie bestand aus einer Art Nonnen, vor allem aus deutschen Nonnen, die von der Hundezucht lebten. Ihre eigene Geschichte war sehr verworren. Wir hatten über der

⁷⁶ Das Leben war nie langweilig. Es war seither nie mehr so unvorhergesehen oder „lustig“ (NdNH).

⁷⁷ „Wir haben das ‚ça mien‘ und das ‚ça sien‘: „Was mir gehört und was dem anderen gehört“ (ländlicher Ausdruck aus der Gegend).

⁷⁸ Schrankbett: Ein in die Wand eingebautes bäuerliches Bett.

Küche ein leeres Zimmer, das wir gerade neu streichen ließen. Wir sagten zu ihr: „Wir haben dieses Zimmer frei, Sie können dort ein paar Tage bleiben.“ Aber Frau oder Fräulein war nicht zufrieden. Sie konnte sich nicht ausruhen oder schlafen. Es war sehr ungesund, dass wir sie in ein Zimmer steckten, das frisch gestrichen war. Sie wollte unbedingt Schuhe kaufen; wir schlepten sie zu allen Händlern in Le Chambon, aber es war nichts zu machen. Ihre Füße waren zu groß. Schließlich fand sie Männerschuhe. Sie schmolte die ganze Zeit. Schließlich versuchte man ihr zu sagen, dass es lange genug war und dass sie ihre Reise vielleicht fortsetzen könnte. Ich weiß nicht, was in sie gefahren ist: Sie wurde zu einer Art Unglücksprophetin. Sie fing an zu sagen, dass wir unmögliche Menschen seien, dass wir überhaupt keine Christen seien, dass ein paar Tage in unserem Haus zu leben so gewesen sei, als würde man beim Teufel wohnen, dass sie es spüren könne und dass er auf uns lauerte! Schließlich ging sie weg und wir hatten unseren Frieden. Es war komisch, aber auch traurig und sogar ein kleines bisschen beängstigend, denn uns wurde klar, dass wir uns eine Person ins Haus geholt hatten, die mindestens zu 75 % verrückt war!

Oft hatten wir ein Picknick. Manchmal gingen wir abends auf die Suche nach Frauen-Täublingen, das sind Pilze, die unter den Kiefernadeln wachsen. Wir gingen nachts dorthin und es gab so viele davon, dass man sogar ohne zu sehen eine kleine Beule spürte, wo ein Pilz war. Die Kinder beschwerten sich, weil sie sagten, dass ich sie wegen der Hitze oder der Kälte verfolge. Ich hatte immer drei Strickwaren für jedes Kind für die Temperaturwechsel: eine mit langen Ärmeln, eine mit kurzen Ärmeln und eine ohne Ärmel⁷⁹. Aber eine Mutter kümmert sich ja auch um ihre Kinder oder?! Wir schnitten die Pilze in dicke Scheiben und fädelten sie auf eine dünne Schnur; zu Girlanden aufgehängt, trockneten sie und ließen sich gut für den Winter aufbewahren. Die Kinder machten auch die Arbeit mit den „Babets“⁸⁰, die wir zum Anzünden des Heizkessels brauchten, und pflückten Heidelbeeren, um Torten und Marmelade zu machen.

⁷⁹ Mama „verfolgte“ uns immer wegen ‚Pullover-Geschichten‘. Wenn ihr kalt war, mussten alle anderen automatisch auch frieren! [NdNH].

⁸⁰ Babets: Kiefernzapfen.

Kapitel IV

Der Zweite Weltkrieg – Die École Nouvelle Cévenole

Wir kommen in den Herbst 1938, als die École Nouvelle Cévenole gegründet wurde. Ich werde versuchen, euch einige kleine persönliche Erlebnisse zu schildern, denn die Geschichte des Collège Cévenol hat André in seinen Memoiren sehr gut beschrieben. Ich habe also einen Artikel geschrieben und mich dabei auf Andrés Erinnerungen gestützt. Dieser Artikel befindet sich in der Broschüre, die für die „Fondation André Trocmé“ des Collège Cévenol gedruckt wurde. Auf dem Titelblatt der Broschüre ist der alte Bauernhof von Luquet abgebildet, das erste Gebäude, das das Collège gekauft hat. Auf der hinteren Umschlagseite befindet sich ein Foto der neuen Sporthalle, die 1971 eingeweiht wurde. Ich werde euch nur ein paar Dinge erzählen, die mich betreffen, ein paar kleine Anekdoten über die École Nouvelle Cévenole.

Wie ihr wisst, war ich Italienischlehrerin, aber Italienisch war ein wenig gefragtes Fach, außer in Südfrankreich. Ich hatte also nur sehr wenige Schüler und unterrichtete an seltsamen Orten. (Denkt daran, dass die École Nouvelle Cévenole erst kurz nach dem Krieg Land kaufen und mit dem Bau ihres Schulgeländes beginnen konnte). Anfangs waren die Klassen über das ganze Dorf verstreut, wo es freie Räume zu mieten gab. Ich unterrichtete eine kleine Klasse in einem Badezimmer bei Frau Marion. Sie hatte ihr Badezimmer der Schule geliehen, damit wir dort Unterricht erteilen konnten. Und dort hatte ich Gruppen von vier bis sechs Schülern, und es machte Spaß, in einem Badezimmer zu unterrichten. Ich hatte ein oder zwei Klassen im Hotel Sagne, das im Winter geschlossen war. Dort war es bitterkalt. Es gab keine Zentralheizung, aber einige Öfen. Der Ofen in dem Raum, in dem ich unterrichtete, war so schlecht, dass er, wenn man ihn anzündete, rauchte und man die Fenster öffnen musste! Diese Fenster hatten Glasscheiben, und nach und nach wurden diese Scheiben durch Holzpaneele ersetzt, die den Luftzug durchließen, während das Licht nicht durchkam. Aber der Unterricht war für uns alle interessant. Man sagte mir nach, ich sei ein guter Lehrer, und

das glaube ich auch, denn die Ergebnisse in Italienisch im „bachot“ (Prüfung am Ende des Gymnasiums) waren sehr gut; mehrere Schüler kamen zu mir und sagten: „Wir haben es dank der Italienischnote geschafft!“ Ein Prüfer hatte sogar gefragt, wer der Italienischlehrer sei, weil die Ergebnisse so gut waren, und ich war sehr stolz. Es waren winzige Klassen, die so angenehm waren, da man besser arbeiten konnte. Nach und nach wurden die Klassen jedoch größer und ich hatte jede Menge Privatunterricht; die Schüler merkten, dass sie mit Italienisch und Privatunterricht den gesamten Lehrplan in zwei Jahren schaffen konnten.

Ich hatte einige sehr interessante Schüler. Es handelte sich um angehende Theologen, die sich auf den „bachot“ vorbereiteten, um an die theologische Fakultät gehen zu können. Von Les Batignolles waren sie nach Le Chambon geschickt worden. Da sie nur eine Sprache gehabt hatten, mussten sie die zweite Sprache zwischen der Ersten (=vorletzte Klasse im Gymnasium) und der Philosophie (=letzte Klasse im Gymnasium) nachholen. Das war spannend, denn es waren intelligente, sehr motivierte Schüler. Das hat mich für später geprägt, als ich Lehrerin in Annemasse war. Zu dieser Zeit hatte ich Schüler, die aus den ehemaligen Ergänzungskursen kamen und den „bachot“ machen wollten. Sie kamen in die Erste Klasse und mussten eine zweite Sprache haben. Auch sie waren sehr motiviert. Sie waren die besten Schüler des allgemeinbildenden Gymnasiums. Ich hatte sogar eine, die es innerhalb von zwei Jahren schaffte, als Erste in Italienisch an der École Normale in Annecy aufgenommen zu werden.

Wie hatte ich André die Idee des Collège Cévenol nahegelegt?⁸¹ Nun, viele Kinder kamen aus gesundheitlichen Gründen nach Le Chambon und mussten wieder gehen, weil es dort keine weiterführende Schule gab. Andererseits konnten sich mehrere einheimische Schüler, die den Cours complémentaire besuchten, danach nur auf bestimmte Prüfungen wie die École Normale, die Post, das Steuerwesen oder die Eisenbahn vorbereiten; man brauchte also eine Sekundarschule in Chambon. In den italienischen Waldensertälern, in einem protestantischen Landstrich, hatte ich die Erfahrung einer

⁸¹ Die Idee einer Sekundarschule war bereits vor der Ankunft der Trocmés überlegt worden, als Charles Guillon Bürgermeister von Le Chambon war (NdNH).

fantastischen, staatlich anerkannten, protestantischen Schule gemacht, die auf die „licenza liceale“ vorbereitete, d. h. das italienische „bachot“. Ich dachte, dass vielleicht eine ähnliche Schule in Le Chambon entstehen könnte, und gemeinsam mit André schmiedeten wir diese großen Pläne. André wollte nichts lieber, als die Menschen im Land zu halten, vor allem die jungen Leute, die sich weiterbilden und eine Karriere für die Zukunft vorbereiten wollen. Es gibt ein interessantes Buch mit dem Titel „Alle porte d'Italia“ von De Amicis⁸². Der Autor spricht darin über die verschiedenen Grenzen, und als er an der „Porte d'Italie“ ankommt, die nach Frankreich führt, spricht er auch über die französische Sprache, die in diesen protestantischen italienischen Tälern, den waldensischen Tälern, gesprochen wird. Er war es, der Torre Pellice den Spitznamen „das italienische Genf“ gab. Und von dort kam die allererste Idee für das Collège Cévenol.

Als der Krieg ausgerufen wurde, wartete André auf seine Einberufung. In der Zwischenzeit mussten wir uns um die ausländischen Flüchtlinge kümmern, um die Spanier, die nach Le Chambon gekommen waren, um die deutschen Juden, die anfangen zu kommen, dann um die französischen Juden und schließlich um Juden aus mehreren anderen Ländern. Jahrelang warteten wir darauf, dass André eingezogen wurde, da er sich als Wehrdienstverweigerer geweigert hätte, zu gehen. Wir waren immer in Sorge. Schließlich wurde er nie eingezogen. Warum war das so? Weil er vier Kinder hatte. Da es nach dem Ersten Weltkrieg so viele Waisen gegeben hatte, war festgelegt worden, dass Väter von kinderreichen Familien zwei Altersjahre pro Kind bekommen sollten. Mit vier Kindern war Andreas also um acht Jahre ‚gealtert‘. Er wurde also nie eingezogen. Trotzdem machten wir uns lange Zeit große Sorgen. Zum Glück hatte ich meine Prüfung in Paris bestanden! Denn im Falle einer Tragödie wusste ich, dass ich eine Arbeit finden und die Kinder zu Ende erziehen konnte.

⁸² Edmondo De Amicis (1846-1908) war ein italienischer Schriftsteller, Journalist und Pädagoge. Er war Autor des berühmten Schullesebuchs „Cuore“ (1886) und von „Alle porte d'Italia“, Milano, Il Punto Piemonte in Bancarella, 1884. Kapitel 7 dieses Buches trägt den Titel „La Ginevra italiana“ (Das italienische Genf). Magda hat es notwendigerweise auf Italienisch gelesen, zumal „Alle porte d'Italia“ noch immer nicht ins Französische übersetzt wurde (Anm. der franz. Editoren).

Es begann also die Zeit der Juden. André spricht viel darüber, und ich werde euch erzählen, was passiert ist, speziell im Pfarrhaus. Die erste Jüdin, die bei uns im Pfarrhaus ankam (es gab schon andere auf dem Plateau), war eine Deutsche. Sie klingelte an der Tür. Ich wusste nicht, was ich mit ihr anfangen sollte, und es war Abend. Sie erzählte mir, dass sie nicht wisse, wohin sie gehen solle, dass sie Deutschland verlassen habe, dass sie in Frankreich hier und da herumgeirrt sei und dass sie die besetzte Zone verlassen und in die freie Zone kommen wolle. Man hatte ihr gesagt, dass es in Le Chambon einen Pfarrer gäbe, der sie wahrscheinlich empfangen könnte. Ich führte sie in das Haus. Draußen lag viel Schnee und es war kalt. Sie trug Sommersandalen, die total durchnässt waren, wie ihr euch vorstellen könnt. In der Küche brannte ein Feuer aus Reisig und ich bot ihr an, sich kurz auszuruhen, etwas zu essen und ihre Schuhe zu trocknen. Ich bereitete ihr auch ein Bett vor. Sie stellte ihre Schuhe an den Ofeneingang und ich machte etwas anderes; ich hatte so viel zu tun! Abgelenkt und müde achtete sie nicht auf ihre Schuhe. Plötzlich bemerkte sie, dass ihre Schuhe verbrannt waren! Da begann die Jagd nach den Schuhen. Ich ging zu verschiedenen Leuten und bat um Schuhe, die ungefähr ihre Größe hatten, wir konnten ihr keine kaufen. Wir hatten das Recht, nur ein Paar Schuhe pro Jahr zu kaufen. Ich bin im ganzen Dorf herumgelaufen und schließlich hat die junge Frau Monnier, eine Kriegswitwe, ein Paar Schuhe gespendet, die der Dame ungefähr passten.

Aber was sollte ich mit der geflüchteten Frau machen? Ich konnte die Menschen ernähren, wenn sie ankamen, für ein oder zwei Tage, aber nicht länger, da es Einschränkungen gab. Unschuldig wie ich war, ging ich zum Rathaus und fand den Bürgermeister. Ich erzählte ihm meine Geschichte und dachte, er würde mir helfen ... Er wurde wütend und sagte mir, dass das nicht möglich sei, dass es bereits französische Juden gäbe und dass das ganze Dorf in Gefahr wäre, wenn ich auch deutsche Juden kommen lassen würde. Er forderte, dass ich die Frau zurückschicke. Denkt nur, sie zurückschicken? Wohin? Ich war verzweifelt.

Also ging ich zu einer wichtigen Person aus der jüdischen Synagoge in Paris. Diese Person war in Le Chambon, weil die Städte gefährlich waren. Ich erklärte ihm, dass ich diese Jüdin im Haus hatte, nicht wusste, was ich mit ihr machen sollte, und auf seine Hilfe

hoffte. Genau wie beim Bürgermeister verweigerte mir diese Person nicht nur ihre Hilfe, sondern schimpfte auch mit mir und sagte mir, dass ein Zustrom ausländischer Juden die bereits dort lebenden französischen Juden gefährden würde! Ich war also sehr entmutigt. André und ich gaben ihr Tipps, wie sie über katholische Priester in der Nähe von Annecy in die Schweiz gelangen konnte.⁸³ Wir mussten ihr sagen, dass sie gehen sollte ... und so wurden wir in den Untergrund gedrängt, d. h. wir besorgten uns gefälschte Ausweise mit Fotos, die von Herrn Darcissac gemacht worden waren, gaben den Leuten falsche Namen und erzählten Lügen. Aber es waren ‚legitime‘ Lügen, die gesagt wurden, um Verfolgte zu retten.

Dann kam eine Frau namens Berthe Grünhut. Sie schlug vor, bei uns zu bleiben, zu kochen oder was auch immer, aber den ganzen Krieg über wollte sie versteckt sein. Das war nicht einfach. Eine Köchin sein? Aber das Kochen war nicht kompliziert, es gab fast nichts zu essen! Sie war oft sehr ängstlich, weil sie nicht wusste, wo ihr Mann und ihre Kinder waren.⁸⁴ Eines Tages bat sie mich, ihre Papiere gut zu verstecken, damit sie sie später finden würde, wenn sie es bis zum Ende des Krieges schaffen würde. Also steckte ich ihre Papiere in eine kleine Metallbox, die ich vor ihr im Garten unter dem Fenster von Andrés Büro vergrub. Dann verging die Zeit. Madame Berthe⁸⁵ blieb sehr lange. Wir haben ihr einen Gefallen getan, aber sie hat uns auch einen großen Gefallen getan. Schließlich, als der Krieg zu Ende war, versuchte ich, die Schachtel auszugraben – nichts, keine Schachtel mehr! Sie war wohl verrostet, die Papiere waren nicht mehr vorhanden; es war nichts zu machen ... Keine Papiere, keine Schachtel. Wir haben sogar eine Art Graben unter Andrés Fenster ausgehoben. Madame Berthe war wütend. Ich war

⁸³ Die illegalen Übertritte in die Schweiz, ausgehend von Le Chambon-sur-Lignon für eine Reihe von Juden, die dort Zuflucht gefunden hatten, und über die Cimade, begannen im September 1942 und wurden unterstützt von Pfarrer Chapal aus Annecy und von Priestern aus der Region wie den Äbten Rosay und Jolivet. Vgl. Ruth Fivaz-Silbermann, *La fuite en Suisse: migrations, stratégies, fuite, accueil, refoulement et destin des réfugiés juifs venus de France durant la Seconde Guerre mondiale*, Université de Genève, 2017 (Anm. d. franz. Editoren).

⁸⁴ Sie hat uns nie informiert, dass sie einen Sohn hatte, der mit anderen Flüchtlingen in der Maison des Roches, Route de Saint Agrève, wohnte.

⁸⁵ Frau Grünhut wurde von allen „Frau Berthe“ genannt; nur Magda Trocmé kannte ihren Familiennamen.

ein wenig sprachlos, weil sie mich beschuldigte, ihr die Papiere abgenommen zu haben. Ich sagte ihr: „Aber Sie, Sie leben doch dank Ihres Aufenthalts bei uns! Was ist wichtiger: das Leben oder Ihre Papiere?“ Tatsächlich konnte sie sich durchschlagen.⁸⁶

Ein weiterer charmanter Herr kam an. Wir blieben lange in Briefkontakt. Doktor Mautner kam aus Wien und hatte einen schrecklichen Akzent. Dieser Arzt war sehr tapfer. Während der gesamten Kriegszeit kochte und putzte er, damit seine Frau als Näherin in Le Chambon arbeiten konnte. Sie hatten sich dort versteckt.⁸⁷ Wir haben ihnen unsere Nähmaschine geliehen, die den ganzen Krieg über funktionierte. Herr Mautner durfte nicht Arzt werden, aber seine Frau arbeitete heimlich als Näherin. Jede Woche kam er und benutzte die Waschmaschine und die Kinder lachten, weil er sagte: „Matam', la lessifeusse, s'il fous plaît.“

Ja, wir haben einiges mitgemacht. Eines Tages, als ich allein war, kam eine Französin. Sie war in Gefahr, weil sie den Engländern in der besetzten Zone geholfen hatte. Von der Gestapo überwacht war sie geflohen, um in die freie Zone zu gelangen. Was sollte ich mit ihr machen? Ich behielt sie ein paar Tage und gab ihr dann Adressen, um woanders hinzugehen. Sie musste sich so weit wie möglich von der Demarkationslinie entfernt verstecken. Sie hat mir große Dienste geleistet, denn in dieser Nacht hatte Jacquot eine entsetzliche Magenverstimmung. Er war sehr aufgeregt und müde, weil er eine Prüfung ablegen musste, um in die Sechste zu kommen. Natürlich konnte er die Prüfung am nächsten Tag nicht ablegen. Und diese Frau, die Krankenschwester war, war mir eine große Hilfe.

Hier muss ich euch von Simone Mairesse erzählen, der „kleinen Pévenage“, die in Maubeuge kurz vor Nellys Geburt zu mir kam, um mir zu helfen. Nun, diese Simone kam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Gabrielle nach Le Chambon. Sie kam in Le Mazet unter, in einer Wohnung über einer Bauernfamilie. Simone war traurig, weil ihr Mann im Krieg war; sie wusste, dass er in sehr großer Ge-

⁸⁶ Frau Berthe Grünhut hat in New York Arbeit gefunden. Sie hat ihr Leben angenehm beendet. Ihr Sohn Egon kümmerte sich um sie. Ich lernte sie in New York bei einem Treffen ehemaliger Chambonnais bei Hanne und Max Liebmann kennen (NdNH).

⁸⁷ Die Mautners und ihr Sohn Bubi wurden lange Zeit von Madame Brottes in der Route du Mazet versteckt (NdNH).

fahr war. Unsere Geschichte ist wirklich interessant, aber auch sehr traurig. Sie war lange Zeit mit diesem charmanten Jungen, Maurice Mairesse, verlobt gewesen, wollte ihn aber nicht sofort heiraten. Zwar hatte ihr zukünftiger Schwiegervater als Besitzer eines Steinbruchs ein Vermögen gemacht; aber er war auch ein unverbesserlicher Trinker, der sich beim Blauen Kreuz eintrug und dann wieder zu trinken anfang. Als er starb, hatte er alles verloren und hinterließ hohe Schulden, die auf seinen zukünftigen Schwiegersohn Maurice zurückfielen. Vor ihrer Heirat hatte Simone in diesem Steinbruch gearbeitet und die Arbeiter angeleitet, um alle Schulden ihres zukünftigen Schwiegervaters zu bezahlen. Sie arbeitete dort sieben Jahre lang. Dann schließlich heiratete sie Maurice. Aber am Tag der Hochzeit, während des Essens, erhielt Maurice seinen Einberufungsbescheid. Sie waren nur ein oder zwei Tage zusammen. Danach kämpfte sich Simone „wie ein Teufel im Weihwasserbecken“ gegen alle Widrigkeiten an die Front, um ihn ein paar Tage zu sehen. Danach zog sie sich nach Le Chambon zurück. Sie wartete immer noch auf Nachrichten von Maurice, aber es gab keine Neuigkeiten. Sie war schwanger. Ihr Baby wurde in Le Chambon geboren, ein kleines Mädchen namens Nicole.

Eines Tages erhielten wir einen Brief. Er kam von jemandem aus dem Süden, ich weiß nicht mehr, von wem, und dieser jemand schickte einen Zeitungsausschnitt. Der eher sentimentale Artikel handelte von dem großen Unglück, das passiert war. Es waren keine Nachrichten, sondern ein Kommentar zu einem Ereignis, das lange zuvor stattgefunden hatte. Es war die Rede von einem charmanten Offizier namens Maurice Mairesse. Er war in Nordfrankreich verwundet worden (eine Kugel hatte ihm eine Arterie im Oberschenkel durchtrennt) und für das Vaterland gestorben. Es war ein völlig idiotischer Artikel, der eine große Wirkung erzielen wollte. Es tat uns leid und wir dachten: „Hoffentlich kommt dieser idiotische Artikel nicht bei Simone an! Wir müssen sofort nach Le Mazet fahren, um mit ihr zu sprechen, bevor sie von diesem Unglück erfährt!“ Wir gingen hin und fanden sie in Tränen aufgelöst. Mit der gleichen Post hatte sie den gleichen Artikel erhalten. Sie war völlig verzweifelt. Anstatt sich aber verzweifelt in Untätigkeit zu flüchten, begann sie zu arbeiten, gegen die Deutschen zu arbeiten und den Juden zu helfen. Sie war wirklich eine große Hilfe. Sie half uns enorm. Sie kam

jede Woche mit ihrer Schwester, um zu flicken. Den Rest der Zeit lief sie in den Bergen herum, um Juden unterzubringen. Sie leistete auch mit einer Organisation in Marseille viel Arbeit für jüdische Kinder. Wir baten sie, Unterkünfte für die ankommenden Flüchtlinge zu finden. Eines Tages meldete sich eine Dame aus Paris mit ihrer Familie an und wir sagten zu Simone: „Such uns etwas.“ Sie fand einen Ort zwischen Fay und Le Chambon, aber sehr hoch in den Bergen in Richtung einer Mühle, ein Ort also, der gut versteckt war. An diesem Tag war das Wetter schlecht und es regnete, ein schwacher penetranter Regen ... Ich ging zum Bahnhof, um die Frau zu empfangen, die mit ihrem Sohn ankam; ihr Mann sollte später folgen. Wie überrascht war ich, dass sie wütend wurde, als ich ihr alle Richtlinien für den Weg zu diesem Bauernhof übergab:

„Aber Frau Trocmé, wie soll ich bei diesem Wetter zu Fuß gehen?“

„Aber wie, Madame?! Sie sagen mir, dass es regnet? Und meine Freundin Simone, die nächtelang in den Bergen herumläuft, um Unterkünfte zu finden, und wir, die wir uns abmühen, um Menschen wie Ihnen zu helfen, glauben Sie, dass wir das nur bei schönem Wetter tun?“ Zum Glück waren nicht alle Juden so.⁸⁸

Das Leben war weiterhin kompliziert. Die Kinder hatten Hunger, wir alle hatten Hunger, und die Personalausweise wurden zwar heimlich ausgestellt, aber es dauerte seine Zeit. Ich erinnere mich an einen Mann, der mit seinem Sohn ankam, ich weiß nicht einmal mehr seinen Namen, ein Deutscher, den wir in der Gegend von Lisieux⁸⁹ untergebracht haben. Er schlief mit seinem großen Sohn in Andrés Büro auf der Couch. Es war ständig etwas los. Wir hatten einen gewissen Monsieur Colin, der in Wirklichkeit Monsieur Cohn hieß. Wir hatten ein Telegramm von unserem Freund Piot⁹⁰ aus dem Süden erhalten, in dem es hieß: „Könnt Ihr einen Freund empfangen, der sich in der gleichen Situation befindet wie ich vor einiger Zeit?“ Piot war als Kriegsdienstverweigerer im Gefängnis gewesen. Also dachten wir, dass wir diesen Herrn aufnehmen sollten; wir antworteten mit Ja. Nachdem dieser Herr angekommen war, stellten

⁸⁸ Später arbeitete Simone auch für den bewaffneten Widerstand.

⁸⁹ Le Lisieux: Berg in der Nähe von Le Chambon (10 km entfernt).

⁹⁰ Piot war der Spitzname von Pierre Vernier, dem Bruder von Philo (Philippe) Vernier, die beide aus Gewissensgründen den Wehrdienst verweigerten.

wir schnell fest, dass er bei Piot nicht mehr in Gefahr war als bei uns. Warum hatte er diesen Mann zu uns geschickt? Danach erfuhren wir, dass Monsieur Colin Ärger gemacht hatte, dass er ziemlich schwierig war, dass Marie-Louise, Piots Frau, schwanger war und besondere Lebensmittelkarten hatte. Monsieur Colin jammerte, weil er weniger zu essen hatte als sie. Er verstand es nicht. Im Grunde hatten die Verniers diesen Mann loswerden wollen und wir mussten dafür den Kopf hinhalten. Und doch half uns Monsieur Colin und baute uns aus alten Holzstücken viele Möbel. Als wir nach Versailles zogen, war er uns beim Umzug und beim Einrichten sehr behilflich. Er war ein komplizierter, sehr komplizierter Freund. Auch bei uns zu Hause sorgte er für Ärger, weil wir „J3“ hatten. Die „J3“ waren für die Teenager, die spezielle Lebensmittelkarten hatten, mit denen man etwas mehr kaufen konnte als mit den anderen Karten. Und er, egoistisch wie er war, beschwerte sich.⁹¹

Monsieur Colin versteckte sich jedes Mal, wenn jemand verdächtiges im Haus war. Als die Vichy-Polizei kam, um Durchsuchungen durchzuführen, versteckte sich Monsieur Colin oben auf dem Dachboden, an einem ganz und gar nicht sicheren Ort. Als André verhaftet wurde, versteckte sich Madame Berthe im Keller, und ab und zu steckte sie ihren Kopf heraus, um zu fragen: „Was ist los?“ Wir hatten in unserem Pfarrhaus häufig Aufregung!

In Pension bei uns hatten wir auch zwei junge Mädchen, Micheline Sadoun und Martine Dreyfus. Beide waren Jüdinnen, Schülerinnen der École Nouvelle Cévenole, und wir hatten nie Schwierigkeiten mit ihnen. Sie waren nicht in unmittelbarer Gefahr. Trotzdem war es eine tägliche Sorge, vor allem für Micheline, die keine Eltern hatte, außer einer Tante, die sich anderswo versteckt hielt. Wir waren voll und ganz für sie verantwortlich; wenn ihr etwas zustieß, mussten wir uns um sie kümmern: Ihre Tante würde uns die Ausgaben später erstatten.

⁹¹ Als Kinderpension gewährte uns die Verwaltung sogenannte „Lebensmittelfreikarten“, d. h. zum Beispiel zusätzliche Marmelade (mit Saccharin). Ich erinnere mich an eine Nacht, in der Micheline (eine Bewohnerin) und ich uns hungrig in die Küche schlichen, wo wir eine große Dose Maronenmarmelade mit zwei Fingern als Spachtel regelrecht in Angriff genommen haben ... Wir haben uns „den Magen voll geschlagen“! [NdNH].

Wir haben Micheline und Martine sehr geliebt, genauso wie die anderen Bewohnerinnen und sogar noch mehr. Sie sind wie Schwestern von Nelly geworden.⁹²

Die Verstecke der Juden, um die wir uns kümmerten, wechselten oft. Sie wohnten mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Wir benutzten oft Kinder, um sie vor Gefahren zu warnen. Das Telefon klingelte oft und eine Stimme sagte: „Hallo, hallo, Achtung morgen, Achtung morgen.“ Wir wussten nicht, von wem die Telefonanrufe kamen, aber uns war klar, dass es die Polizei oder sogar die örtlichen Gendarmen sein konnten, die von einer möglichen Aktion Wind bekommen hatten. All das war geheim, es waren gut gehütete Geheimnisse. Zum Beispiel versteckte sich Theis⁹³ zu einem bestimmten Zeitpunkt, ich weiß nicht warum, in einem Schloss zwischen Le Chambon und Tence, unterhalb der Straße. Jacquot brachte ihm eine Nachricht; ich weiß nicht, wer ihm diese Nachricht gegeben hatte. Jacquot hat uns nichts erzählt, und erst nach dem Krieg haben wir davon erfahren.

Ein anderes Mal sollte ich nach Saint-Etienne fahren. Mireille Philip⁹⁴ bat mich, zu Herrn Malécot (der sich mit Politik beschäftigte und oft nach Paris fuhr) zu gehen. Er sollte mir eine Schachtel geben, die ich zu Mireille zurückbringen sollte. Ich wusste nicht, worum es sich dabei handelte. Ich ging nach St-Etienne zu Herrn Malécot, der die Schachtel in seinem Garten ausgrub und sie mir übergab. Das Einzige, was man mir gesagt hatte, war, dass die Schachtel voller Haferflocken war. Erst später, viel später, erfuhr ich, dass sich in dieser Schachtel, vergraben in den Haferflocken, Stempel befanden,

⁹² Wir blieben bis zu ihrem Tod in Kontakt [NdNH].

⁹³ Édouard Theis (1889-1984) war der direkteste Freund und Kollege von André Trocmé. Sie lernten sich an der theologischen Fakultät in Paris kennen, folgten einander als Stipendiaten am Union Theological Seminary in New York und als Tutoren der jüngsten Söhne von John D. Rockefeller Junior, bevor sie gemeinsam als Pfarrer in Chambon-sur-Lignon tätig waren. Er hatte einen Abschluss in Literaturwissenschaft und unterrichtete Latein und Griechisch an der École Nouvelle Cévenole, deren erster Direktor er 1938 wurde (Anm. d. franz. Editoren).

⁹⁴ Ehefrau von André Philip, Abgeordneter von Lyon. Dieser schloss sich de Gaulle in England an. Er wurde Finanzminister in der ersten Regierung de Gaulles direkt nach dem Krieg. Seine Wohnung befand sich im Nordflügel des Louvre. Nelly erinnert sich, dass sie dort zum Mittagessen eingeladen war und auf dem Klavier von Napoleon III. spielte, das Teil der Einrichtung war.

mit denen man gefälschte Ausweise herstellen konnte. Diese Stempel stammten aus Nordafrika und sollten Mireille Philip übergeben werden. Warum aus Nordafrika? Die Herstellung von Personalausweisen war eine komplizierte Sache. Denn als die Deutschen die Südzone besetzten, schützten die gefälschten Ausweise, die aus den südlichen Städten stammten, ihren Besitzer nicht mehr. Warum war das so? Weil nun die Vichy-Polizei und die Gestapo ihre Echtheit in den städtischen Akten überprüfen konnten. Es war daher nicht ungewöhnlich, dass ein in Lyon geborener Jude zum Beispiel seine Identität ändern musste, um in Valence geboren und dann in Marseille geboren zu sein. Schließlich musste diese Person in Algier geboren sein, damit ihre neue Identitätskarte sie schützen konnte.⁹⁵

Das Problem der Versorgung stellte sich ständig. Die Lebensmittelmarken kamen nicht immer schnell an; man hatte nicht viel zu essen und die Kinder waren hungrig. Ich selbst war spindeldürr geworden; ich aß kaum etwas und hatte zu viele Verpflichtungen. Es war wirklich eine tragische Zeit. Selbst für die Besorgungen musste man Zeit finden. Ich fuhr zwischen zwölf und zwei Uhr mit dem Fahrrad los, vor oder nach der Schule, und ging wegen der Lebensmittel auf die Bauernhöfe. Einmal hörte ich 1943 auf einem Bauernhof die BBC-Meldung, dass Pfarrer Theis und Pfarrer Trocmé aus Le Chambon verhaftet worden waren!

Zusätzliche Lebensmittelkarten konnte man durch Tauschgeschäfte bekommen; ich gab zum Beispiel manchmal Zigarettenmarken gegen Brotkarten. André war nicht begeistert, aber er ließ es zu. Mit unseren Zigarettenmarken konnten wir bei den Bauern Holz und manchmal auch Kartoffeln bekommen. Die Gemeindemitglieder brachten uns oft Kartoffeln und Karotten, aber auch sie hatten Schwierigkeiten. Und dann gab es noch den berühmten Schwarzmarkt! Ein Tausch von Weinmarken hätte das meiste eingebracht, aber das war ganz und gar verboten. Wir waren vom Blauen Kreuz, und André hätte niemals Weinmarken an Menschen mit einer starken Neigung zum Alkoholismus geben wollen. Wir zerrissen die Weinmarken und ich erinnere mich an einen Tag, als eine große Holzbestellung anstand, der Typ zu mir sagte: „Nun, ich werde

⁹⁵ Heute werden diese Box und ihr Inhalt am Ort der Erinnerung in Le Chambon-sur-Lignon aufbewahrt (Anm. d. franz. Editoren).

Ihnen das Holz nicht bringen, weil Sie mir Ihre Weinmarken nicht geben wollen.“ Ein anderes Mal befand ich mich auf der Seite von Le Crouzet;⁹⁶ ich suchte nach Kartoffeln und Karotten, aber vergeblich. Ich kam zu einem Bauernhof, einem Darbystenhof, und man sagte mir: „Nein, wir haben so wenig für uns selbst, wir haben die Tiere zu füttern, das ist nicht möglich.“ Ich war so müde und so entmutigt, dass ich anfang zu weinen! Stellen Sie sich die Überraschung dieser Bauern vor, die mich im Grunde genommen gar nicht kannten. „Wie, Sie haben wirklich keine Kartoffeln mehr?“ Für sie war es etwas Unvorstellbares, keine Kartoffeln mehr zu haben. „Dann werden wir Ihnen welche geben.“ Sie wollten nicht, dass ich sie bezahle. Sie gaben mir einen ziemlich großen Sack und lieferten ihn mir nach Hause, weil er zu schwer war.

Heute möchte ich Euch meine Erinnerungen an die Verhaftung meines Mannes erzählen. Bereits 1942, im August, wurde er sehr feierlich vom Präfekten gewarnt, dass es Personen gebe, die von der Vichy-Regierung geschickt worden seien, um zu überwachen, was in Le Chambon geschehe, dass mein Mann die Namen der Juden nennen solle, die dort seien, dass es nichts Schlimmes sei, dies zu tun, dass der Marschall die Situation sehr gut verstehe, dass man wahrscheinlich einige dieser Personen nach Mitteldeutschland schicken würde, wo ein spezieller ‚Staat‘ geschaffen werde, um sie aufzunehmen. Ihr müsst euch daran erinnern, dass mein Mann ‚Halbdeutscher‘ war, da seine Mutter Deutsche war, und dass wir viele Verwandte in Deutschland hatten. Wir hatten gesehen, was unter Hitler geschah, und man konnte uns nicht propagandistisch hinters Licht führen. Andererseits bin ich Italienerin und hatte gesehen, was unter dem Faschismus passiert war, obwohl Mussolini nichts im Vergleich zu Hitler war. Wir hatten sehr gut verstanden, dass die Gefahr groß war. Aber niemand hatte Angst, auch wir nicht. Die Arbeit war so dringend, die Menschen kamen so schnell, dass wir sie unterbringen und wir dies alles für sie organisieren mussten. Nicht alles lief über uns, es gab eine ganze Reihe von Leuten, die sich um

⁹⁶ Weiler in der Nähe von Le Chambon.

eine Angelegenheit dieser Größenordnung kümmerten: Anfangs dachten wir, dass etwa 2.500 Juden gerettet worden waren; doch im Juni dieses Jahres kamen ehemalige jüdische Flüchtlinge nach Le Chambon zurück, um eine Tafel als Zeichen der Anerkennung anzubringen, und erzählten uns, dass etwa 5.000 Formulare für Personalausweise an Juden und andere Flüchtlinge verteilt worden waren. Jeder stellte sie so her, wie er konnte.⁹⁷

Mein Mann war also gewarnt worden; der Präfekt hatte gesagt: „Wissen Sie, diese Juden gehören weder Ihrer Religion noch Ihrer Rasse an und stammen auch nicht aus Le Chambon. Es ist Ihre Pflicht, ihre Namen anzugeben; im Gegenteil, Sie ersparen ihnen damit viel Ärger.“ Mein Mann antwortete: „Es geht nicht um Rasse oder Religion, sie sind menschliche Wesen. Ich kenne nicht alle ihre Namen. Es sind Menschen, die hier um Asyl bitten und die unseren ganzen Respekt und unsere Zuneigung verdienen.“ Ich persönlich hatte von den Internierungslagern gehört und wollte einen Koffer mit Kleidung packen, damit mein Mann, falls er verhaftet würde, etwas bereit hätte. Der Koffer wurde mitten im August gepackt. Nun wurde es wieder kalt und sehr oft holte ich aus dem Koffer Kleidung, die André fehlte. Und schließlich war der Koffer leer!

Nun klopfte es eines Abends im Februar 1943, wenn ich mich nicht irre am 13.⁹⁸, an die Tür und ich fand mich Nase an Nase mit zwei etwas ranghöheren Gendarmen (ich konnte ihren Rang nicht genau erkennen), die mit meinem Mann sprechen wollten. Da alle immer mit meinem Mann sprechen wollten, war ich nicht überrascht. Ich sagte ihnen, dass er nicht da sei, aber wenn sie etwas wissen wollten, wüsste ich über seine Arbeit Bescheid und könnte antworten. „Oh nein, das ist etwas ganz Persönliches“, sagten sie. Aber mein Mann war eben nicht da; er hatte ein Jugendtreffen. Bei diesen

⁹⁷ Inzwischen ist bekannt, dass Oscar Rosowski, genannt „Plune“, seine Tage und Nächte damit verbrachte, auf dem Bauernhof von Henri und Emma Héritier in La Fayolle gefälschte Personalausweise herzustellen. Auch Monsieur Darcissac stellte solche Karten her, ebenso wie Mireille Philip, wie wir oben gesehen haben, Monsieur Theis und andere. Man schätzt heute, dass es 3.500 Flüchtlinge, wahrscheinlich Juden, waren, darunter viele Kinder (NdNH).

⁹⁸ Edouard Theis und André Trocmé wurden am 14. Februar 1943 im Lager St. Paul d'Eyjeaux in der Nähe von Limoges interniert und am darauffolgenden 16. März freigelassen; Roger Darcissac wurde bereits am 15. freigelassen, da er sich bereit erklärt hatte, ein Papier zu unterschreiben.

Treffen konnte er mit den Jugendlichen, den Gemeindeleitern, sprechen. Dort konnte er ihnen all diese Ideen über eine Stadt der Zuflucht, über die Rettung Unschuldiger usw. vermitteln. André kam sehr spät nach Hause. Ich saß in der Küche und strickte. Sie werden es mir nicht glauben, aber ich hatte vergessen, dass in seinem Büro Gendarmen warteten. Er ging hinein und sah sich Nase an Nase mit den beiden Gendarmen. Nach ein paar Minuten kam er wieder heraus und sagte: „Jetzt bin ich verhaftet.“ Ich schrie: „Oh, der Koffer ist leer.“

„Aber welcher Koffer?“, fragte einer der Polizisten.

„Wir hatten mit dieser Verhaftung gerechnet. Ich hatte für meinen Mann einen Koffer mit allem Nötigen gepackt, wenn er gehen muss, aber es war so kalt, dass ich alles aufgebraucht habe.“

„Aber wir haben es nicht eilig, Sie können tun, was Sie wollen.“

Wir hatten seit einigen Wochen eine nette Person bei uns, die für drei Monate gekommen war, eine Grundschuldirektorin. Jispa⁹⁹ und ich begannen zu sammeln, was wir konnten, um diesen Koffer zu füllen, und dann war es Zeit zum Essen. An diesem Abend aßen wir Wicken.¹⁰⁰ Selbst wenn sie drei Stunden lang gekocht werden, bleiben sie so hart, dass sie wie Murmeln hüpfen, wenn man sie auf den Teller legt. Also sagte ich zu den Gendarmen: „Es ist Essenszeit, also essen Sie mit uns.“ Sie waren sehr überrascht. Es ist nicht üblich, dass man als Gendarm eingeladen wird, wenn man jemanden festnehmen will. Ich habe es nicht aus Großzügigkeit getan: Es war Zeit für unser Essen, das ist alles. Die beiden waren sehr, sehr verlegen. Einer der beiden hatte Tränen in den Augen. Ihm war klar, dass sie etwas taten, was nicht ganz dem Ideal seiner Karriere entsprach. Am Ende der Geschichte erfahrt Ihr, welche Gefühle er hatte. Schließlich gelang es mir, den Inhalt des Koffers zu rekonstruieren. Dann ging ich nach unten und fragte die Gendarmen, ob ich einige Verantwortliche in der Gemeinde warnen könnte, weil es Schwierigkeiten ge-

⁹⁹ Jispa ist der Spitzname von Alice Reynier (Abkürzung für „Joie de Servir dans la Paix et l'Amour“ – Freude am Dienen in Frieden und Liebe). Diese enge Freundin der Familie Trocmé, die sie Ende 1942 buchstäblich und endgültig adoptierte, wird später auf den Seiten 151 ff (1982 diktierter Erinnerungen) ausführlicher vorgestellt (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁰⁰ Wicke: Eine krautige Pflanze, die als Futtermittel dient. Während des Krieges wurde der Samen gegessen, der sehr hart und geschmacklos war.

ben würde, wenn mein Mann unerwartet abreisen würde. „Oh nein, nein, niemand darf wissen, dass wir Monsieur Trocmé verhaften“, sagte er. Tatsächlich erfuhr ich erst später, dass fünf Autos herumschlichen, und sie hatten unser Telefon abgestellt. An diesem Abend hatte uns ein Mädchen namens Suzanne Gibert, die Patentochter meines Mannes, etwas zu sagen. Sie kam, ging hinein und sah sich den Gendarmen gegenüber. Sofort rannte sie ins Dorf, um alle zu alarmieren. Die Leute begannen, zum Pfarrhaus zu marschieren und brachten Geschenke mit. Wenn man in einer Hungersnot ist und nicht genug zu essen hat, legt man immer etwas für das Schlimmste beiseite, so wie ich mit dem Koffer. Die Menschen hatten dann ein paar kleine Vorräte. Sie kamen, grüßten, legten ihre Gabe nieder und gingen wieder. Das war wirklich sehr bewegend. Irgendwann kam jemand mit einer Packung Toilettenpapier.¹⁰¹ Erst viel später, als mein Mann das Paket im Lager öffnete, entdeckte er Bibelverse, Verse der Ermutigung, der Geduld, des Vertrauens auf Gott, die hier und da hastig aufgeschrieben worden waren, damit der Pfarrer im Lager oder im Gefängnis noch Nachrichten aus der Gemeinde hatte! Zum Schluss möchte ich euch noch sagen, dass eines der letzten Geschenke eine Kerze war, und das war sehr wertvoll. Aber wir hatten kein Streichholz, um sie anzuzünden, und der Gendarm, der, der Tränen in den Augen hatte, zog seine Streichholzschachtel aus der Tasche, stellte sie auf den Tisch und sagte: „Die Streichhölzer die gebe ich. Und ich werde einen Bericht schreiben, in dem ich erkläre, wie die Dinge gelaufen sind.“

Währenddessen hatte ein Fräulein, das halb jüdisch, halb versteckt war, ohne unser Wissen eine Menge Leute und Schüler des Collège zusammengetrieben, die sich in der Straße, die von unserem Haus aus nach oben führt, der Rue de la Grande Fontaine, in zwei Reihen aufgestellt hatten. Als mein Mann herauskam, ging er zwischen diesen Reihen hindurch. Die Leute stimmten das Lutherlied an.¹⁰² Es war sehr, sehr bewegend. Ich bat die Gendarmen, meinen Mann zu begleiten, und sie erlaubten es mir bis zum Ende des Dorfes; dort konnte ich noch ein wenig mit ihm sprechen, während Herr

¹⁰¹ Seltener Artikel, der damals sehr luxuriös war. Man verwendete in Quadrate geschnittene Zeitungen.

¹⁰² „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen ...“

Theis, der zweite Pfarrer des Dorfes, und der Leiter des Zusatzkurses, Monsieur Darcissac, verhaftet wurden. Als alle versammelt waren, musste ich ins Pfarrhaus zurück und mein Mann ging.

In der ersten Nacht hielten sie ihn in der Gendarmerie von Tence fest. In der zweiten Nacht war er im Gefängnis von Le Puy, ohne Bettwäsche und mit verschlossener Tür. Dann ging er in Richtung Limoges in das Lager St-Paul d'Eyjeaux. Um dorthin zu gelangen, mussten sie über den Gare de Lyon gehen und den Zug wechseln. Am Gare de Lyon trug André keine Handschellen, aber er wurde von zwei Gendarmen eingerahmt. Er sagte mir, dass es eine sehr seltsame Erfahrung war, zu sehen, wie ein normalerweise angesehener Mann misstrauisch beäugt und automatisch vorverurteilt wurde, nur weil er von der Polizei begleitet wurde. Dasselbe gilt für Diebe und Mörder, die, sogar wenn sie unschuldig sind, aufgrund der Tatsache, dass sie verhaftet werden, als schuldig angesehen werden. Das brachte André zum Nachdenken.

Edouard Theis, Roger Darcissac und André kamen in einer Art Enthusiasmus in St. Paul d'Eyjeaux an, weil etwa 75 % der Gefangenen Kommunisten waren. Es war die Zeit der großen Razzien von Kommunisten, den echten von den echten, den ersten, den aufrichtigen, und sie waren begeistert, zwei Pfarrer unter sich zu haben. Es gab bereits einen Priester, und sie fingen an, viel zu diskutieren. Gewaltlosigkeit interessierte sie überhaupt nicht: Um zu einer wichtigen Aktion zu kommen, sagten sie, brauche man eine echte Revolution, und danach gäbe es Frieden, Freude; sie dachten, dass mein Mann und sein Freund sich im Moment irrten; einige waren misstrauisch, weil sie dachten, dass sie „schwarze Schafe“ seien. Dann stellten sie fest, dass dem nicht so war, und da machten sie echte Erfahrungen mit Freundschaft, mit Teilen.¹⁰³ Ich habe sie besucht. Mein Mann sagte, es sei „Liebe in der Straßenbahn“, weil wir uns in einem langen, engen Raum trafen. Wir konnten so viel Proviant für die Gefangenen mitbringen, wie wir wollten; aber wenn die Wachtposten auf den Wachttürmen um Nachschub baten, gab man ihnen nichts.

¹⁰³ André Trocmé und Édouard Theis organisierten Treffen, Unterricht und Diskussionen, bei denen man sich in einer verschlüsselten Sprache ausdrückte. Die Wachen bemerkten das nicht. Darcissac leitete einen Chor.

Plötzlich, vier Wochen nach der Ankunft von Theis, Darcissac und André, kam der Befehl, die drei Männer frei zu lassen. Was war der Grund dafür? Wir haben es nie erfahren. Man gab ihnen ihre persönlichen Sachen zurück. Sie gaben die Matten und Decken zurück. Im letzten Moment gab ihnen der Lagerleiter ein Papier, das bescheinigte, dass sie das Lager an diesem Tag um diese Uhrzeit verließen usw. Am Ende stand: „Ich verspreche der Regierung von Marschall Pétain Treue.“¹⁰⁴ Darcissac unterschrieb.¹⁰⁵ Die beiden Pfarrer sagten:

„Wir wissen nicht, warum wir hier sind, aber wir sind wahrscheinlich hier, weil wir nicht das getan haben, was die Treue zu Marschall Pétain verlangt. Daher können wir dieses Papier nicht unterschreiben.“

„Aber das macht doch nichts“, sagte der Direktor. „Es geht nur um Papierkram, das ist nicht wichtig und jeder unterschreibt es.“

„Nein, das können wir nicht.“

Sie haben es nicht unterschrieben und man hat sie wieder ins Lager gebracht. Das war eine ziemliche Geschichte. Der Präfekt, der mir freundlich mitgeteilt hatte, dass mein Mann entlassen würde, warnte mich erneut und sagte mir, dass er nichts mehr tun könne, da mein Mann erneut interniert wurde, weil er sich geweigert hatte, seine Unterschrift zu geben.

Einige Tage später kam ein Telegramm mit der Unterschrift Laval: „Die beiden Pfarrer müssen sofort abreisen.“ Man erlaubte ihnen nicht einmal, sich von ihren Freunden im Lager zu verabschieden. Man begleitete sie eilig mit dem kleinen Geleit, damit es keinen Kontakt gab. So kehrten sie nach Le Chambon zurück. Einige Tage später wurde das Lager in St. Paul d'Eyjeaux geschlossen. Alle seine Insassen wurden nach Deutschland deportiert.¹⁰⁶

¹⁰⁴ Es war Édouard Theis, dem der letzte Satz auffiel (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁰⁵ Als Schulleiter war er Beamter.

¹⁰⁶ Während eines Besuchs im Lager schmuggelte Marco, der Sohn von Roger Darcissac, seinem Vater heimlich eine kleine Kamera zu. Darcissac machte sich Notizen und Fotos, die er nach seiner Rückkehr nach Le Chambon in einem kleinen Album anordnete. Dieses Album trägt den Titel: „En villégiature à St-Paul d'Eyjeaux. Februar-März 1943“. Es wurde am Ort der Erinnerung in Chambon-sur-Lignon hinterlegt [NdNH].

In meiner Geschichte fehlt noch ein besonders bedeutsames Ereignis, das seinerseits auf tragische Weise endete.

Es war 1943, fast im Sommer. Wir waren nach Pomeyrol¹⁰⁷ gefahren. Papa, die Kinder und ich, ohne Jean-Pierre, der noch Unterricht hatte. Ich musste wieder nach Le Chambon hochgehen, ich weiß nicht mehr warum; vielleicht musste ich Schüler zum „bachot“ in Le Puy begleiten. Auf jeden Fall hatte ich Madame Berthe, Papa und die Kinder in Mas du Diable zurückgelassen: ein alter, ganz einfacher provenzalischer Bauernhof inmitten von Olivenbäumen und Zypressen. Wir holten Wasser von einer Quelle und es war furchtbar heiß. Ich ging also wieder hinauf nach Le Chambon, wo Jean-Pierre, Jispa und Jispas Bruder, der zu Besuch war, sich aufhielten.

Eines Morgens, sehr früh, betrat Suzanne Heim¹⁰⁸ mit lautem Getöse das Pfarrhaus und rief:

„Frau Trocmé, laufen Sie schnell ... Daniel Trocmé wurde soeben verhaftet!“

„Aber wo?“

„Sie sind nach Les Grillons gekommen.¹⁰⁹ Daniel hätte durch den Wald hinter dem Haus gehen können, das war ganz in der Nähe! Aber er sagte, er könne das nicht, er sei für Les Grillons und auch für das maison des Roches verantwortlich!“

Deutsche in Zivil – wahrscheinlich die Gestapo – waren gerade dabei, alle älteren Schüler des Maison des Roches¹¹⁰ zu verhaften. Die Deutschen fragten, wo die zuständige Person sei, und kamen dann, um Daniel in Les Grillons zu verhaften.

Also habe ich mein Fahrrad genommen und bin mit Suzanne

¹⁰⁷ Pomeyrol: in St-Étienne du Grès, zwischen Tarascon und St-Rémy de Provence (Region Arles). Pomeyrol war damals, seit September 1939, ein von Antoinette Butte (1898-1986) gegründeter geistlicher Rückzugsort, den sie mit ihrer Equipe leitete. Im Jahr 1951 wurde er zu einer regulären Gemeinschaft kontemplativer protestantischer Schwestern. Siehe: „*La Communauté de Pomeyrol*“, *Foi & Vie*, 76. Jahrgang, Nr. 6/1977, Dezember 1977; Pomeyrol, *Le chant des bien-aimés*, Strasbourg, Oberlin, 1984; Antoinette Butte, *Semences. Méditations, lettres, témoignages*, Strasbourg, 1989 (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁰⁸ Sie arbeitete im Kinderheim Les Grillons (NdNH).

¹⁰⁹ Les Grillons: Heim für Flüchtlingskinder, darunter viele Juden. Daniel leitete es.

¹¹⁰ Razzia vom 29. Juni 1943. Niemand war gewarnt worden: Es handelte sich nicht um eine Razzia der Vichy-Polizei ...

zum Maison des Roches geeilt, wo ich hineingegangen bin, während Suzanne zum Les Grillons zurückgegangen ist. Warum hat man mich eingelassen? Ich weiß nicht ... Die Türen waren offen. Der Arzt hatte versucht, hineinzugehen, weil ein Kind des Personals krank war, und man hatte es ihm verboten. Pfarrer Poivre hatte auch versucht, hineinzukommen, aber es war nichts zu machen. Und ich durfte rein ... In der Eile meines Aufbruchs hatte ich meine Küchenschürze nicht abgelegt. Hatten die Deutschen gedacht, dass ich zum Personal des Hauses gehörte? Vielleicht ... Ich ging durch die Küche und was sah ich dann in dem großen Esszimmer? Auf der einen Seite stand ein Tisch mit mehreren Gestapo-Männern, drei oder vier an der Zahl. Es waren auch einige Verwaltungsleiter der Maison des Roches anwesend, darunter die Person, die sich um die Buchhaltung kümmerte. Die Gestapo-Männer waren mit einem Maschinengewehr bewaffnet. Auf der anderen Seite des Raumes sah ich alle Studenten in einer Reihe entlang der Mauer. Und der letzte, ganz am Ende, war Daniel Trocmé¹¹¹. Wussten sie also, dass Daniel eine wichtige Person war? Ich versuchte, mich Daniel zu nähern, aber sobald ich in die Mitte des Raumes kam, fing die Gestapo an zu schreien, ihr wisst schon wie, sehr laut ... Ich blieb auf der Stelle stehen und ging in die Küche. Ich glaube, sie dachten, ich sei eine Köchin oder ein Zimmermädchen. Ich setzte mich hin und niemand rührte sich. Es verging einige Zeit und während dieser Zeit gingen die Schüler nacheinander an mir vorbei in einen kleinen Abstellraum jenseits der Küche. Dort saßen ein paar Gestapo-Typen mit einem kleinen Telefonbuch voller Namen. Sie machten eine Untersuchung und fragten nach den Namen der Jugendlichen. Als die Jugendlichen wieder durch die Küche kamen, waren einige von ihnen geschlagen worden und schienen völlig verängstigt. Einige sagten uns sehr schnell:

„Ich habe ein bisschen Geld in meinem Zimmer, sehen Sie schnell nach ...“

„Ich habe die Adresse meiner Mutter, meiner Verlobten, ich habe eine goldene Uhr, gehen Sie und holen Sie sie ...“

¹¹¹ Daniel Trocmé: Cousin in gerader Linie von André Trocmé, Bruder von Dr. Charles Trocmé aus Saint-Etienne. Er wurde mit 18 Studenten aus Les Roches verhaftet und starb am 2. April 1944 im Konzentrationslager Majdanek.

Die Armen waren sich nicht bewusst, dass die Gestapo bereits überall durchgekommen war und alles aus den Zimmern mitgenommen hatte.

So sind nach und nach alle Studenten an uns vorbeigezogen. Irgendwann, gegen 10 Uhr morgens, bekam die Gestapo Hunger. Das ist lustig, denn während des Krieges verschwindet alles: die Eier, die Butter ... Aber an diesem Morgen wurden zwei Eier für jeden von ihnen gebracht, und auch für das Personal. Ich gehörte zum Personal, also bekam ich auch zwei Eier und ein Stück Brot. Aber die Schüler bekamen nur eine Ration Brot, und wir mussten ihnen Wasser bringen. Ich weiß nicht, wer die Idee dazu hatte (war es Absicht oder nicht?), aber wir hatten am Ende nur kleine Töpfe, um das Wasser auszuschenken. Da es viele Schüler gab und die Töpfe klein waren, mussten wir mehrere ‚Reisen‘ unternehmen, um ein paar Gläser zu füllen. Ich nutzte die Gelegenheit, nahm einen kleinen Topf mit Wasser und rannte zu Daniel. Ich konnte mit ihm sprechen. Daniel sagte zu mir: „Hör zu: Erinnerst du dich, dass ein Student aus diesem Haus, ein Spanier, vor einigen Wochen einem deutschen Soldaten, der im Lignon zu ertrinken drohte, das Leben gerettet hat? Tu Folgendes: Geh zum Hôtel du Lignon, sag ihnen, dass die Gestapo hier jeden verhaftet, und erinnere sie an diese Rettung ... wer weiß ... vielleicht werden wir wegen dieser Rettung ein Leben retten? Es lohnt sich, sie zu warnen; versuche, das zu tun.“ Es war sehr einfach für mich, nach draußen zu gehen: Ich hatte mein Fahrrad und fuhr los ...

Was für ein schöner Tag; ihr habt keine Ahnung ... alle Ginstersträucher in voller Blüte, eine sehr milde Sonne ... Es war außergewöhnlich, all diese Schönheiten zu sehen, diese Ruhe, diesen Frieden, und dann diese Schrecken, die dort ganz in der Nähe geschehen ... Und ich kam vor dem Hôtel du Lignon an, dem Hauptquartier der Deutschen, die auf Urlaub nach Le Chambon kamen, um sich zu erholen. Ich musste mit den Offizieren sprechen, die sich seit der Eröffnung dieses Erholungszentrums im Dorf niedergelassen hatten.¹¹² Zum Glück konnte ich Deutsch und hatte keine Angst. Ich

¹¹² Die Deutschen hatten das Hôtel du Lignon beschlagnahmt, um dort ein Kur- und Genesungszentrum für Soldaten einzurichten, die von der Front gekommen waren. Diese Soldaten waren zur Erholung da. Sie waren unbewaffnet (NdNH).

kam vor dem Wachtposten an und er sagte: „Verboten“. Ich antwortete ihm, dass es eilig sei und dass ich einen Chef sprechen müsse, einen von denen, die schon lange hier waren.

„Das ist nicht möglich“, sagte er zu mir. „Was wollen Sie ihm sagen? Ich werde den Auftrag ausführen.“

„Nein, es geht um etwas ganz Persönliches.“

Der Wachtposten ging nach oben und einen Augenblick später kam er, um mich abzuholen. Ich kam in einem Raum im obersten Stockwerk an. An einem Tisch in der Nähe des Fensters saßen zwei oder drei Offiziere. Ich ging auf sie zu und sie fragten mich, was ich wollte.

„Ich möchte wissen, wer von Ihnen schon lange in Le Chambon lebt.“

„Das geht Sie nichts an ... das ist nicht Ihre Angelegenheit.“

„Dann kann ich nicht mit Ihnen sprechen ... Ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen, aber dazu muss ich wissen, wie lange Sie schon in Le Chambon sind.“

Dann wurden sie neugierig. „Nun, ich bin seit x ... Wochen hier“, sagte einer von ihnen. Auf jeden Fall war es mehr Zeit als nötig. Also sagte ich zu ihm:

„Erinnern Sie sich, dass es einen deutschen Soldaten gab, der im Lignon fast ertrunken wäre?“

„Ja, ja, ich erinnere mich sehr gut ...“

„Und dass es einer der Schüler aus dem Maison les Roches war, der ihn gerettet hat?“

„Ja, ich erinnere mich genau daran.“

„Nun, es ist so: Heute Morgen ist die Gestapo gekommen ...“

„Aber wir haben nichts mit der Gestapo zu tun ...“

„Dies ist eine Frage der Ehre: Ich bin eine Dame, Sie sind ein Offizier, wir sind beide Ehrenleute. Ich bitte Sie lediglich, die Wahrheit zu sagen und zu bezeugen, dass diese Rettung tatsächlich während Ihres Aufenthalts hier stattgefunden hat.“

Der etwas verlegene Offizier sagte zu mir:

„Wie sind Sie hergekommen?“

„Ich? Mit dem Fahrrad.“

„Gehen Sie zurück, und ich komme später.“

Ich weigerte mich jedoch, und so mussten sie mir zu Fuß folgen, während ich mein Fahrrad schob.

Es war bizarr, Frau Trocmé hatte auf jeder Seite einen Deutschen! Und so gingen wir weiter. Als wir ungefähr auf der Höhe der Pension des Marronniers ankamen, sah ich zwei Mädchen aus meiner Union Chrétienne de Jeunes Filles, die sich auf ihren Fahrrädern näherten. Sie schauten, als wäre eine Katastrophe hereingebrochen, als sie mich zwischen zwei Deutschen sahen. Sie waren noch verblüffter, als ich ihnen sagte, dass ich ihre Fahrräder für diese beiden Deutschen brauchte. Zum Glück mochten sie mich sehr und vertrauten mir. Sie gaben mir die beiden Fahrräder und haben sich zu Fuß auf den Weg gemacht. Ich war also zwischen meinen beiden Deutschen auf zwei Frauenfahrrädern unterwegs! Totenstille ... Ich musste etwas sagen, die Stille besetzen! Also sagte ich: „Oh, es ist traurig, was für Nachrichten aus Clermont-Ferrand kommen!“ Denn es war ein deutscher Soldat getötet worden, und mehrere junge französische Studenten wurden als Vergeltungsmaßnahme getötet. „Ich finde das sehr schade ... Es ist nicht gut für die Bevölkerung, es schafft eine sehr schwere Atmosphäre ...“ Dann sagte der ältere, härtere der beiden Offiziere: „Wissen Sie, wir befinden uns im Krieg, und wenn man einen deutschen Soldaten tötet, führt die Vergeltung dazu, dass man mehrere Franzosen töten muss.“ Dann sagte ich: „Im Hôtel des Roches ist die Gestapo, ganz ruhige Offiziere aus Clermont-Ferrand. Während Sie Offiziere in der aktiven Armee sind; in einigen Tagen werden Sie wahrscheinlich an der Front sein, oder Sie kommen von dort. Sie sind in Gefahr ... Ich weiß nicht, Sie denken nicht ...“ Da schaute mich der Jüngere komisch an und fand, dass ich nicht dumm sei, dass ich meine Meinung sage oder dass ich vielleicht Recht habe? Aber der andere, mit einem hölzernen Gesicht, ohne eine Wimper zu bewegen, antwortete mir: „Alle Mitglieder der Gestapo waren schon an der russischen Front ...“ Dann wieder Schweigen.

Wir erreichten die Maison des Roches. Beim ersten Mal war es leicht gewesen, hineinzugehen, beim zweiten Mal war es schwieriger. Ich war nicht mehr ‚das kleine Dienstmädchen‘, ich war jemand, der Deutsch sprach, der Entscheidungen traf, der mit den beiden Deutschen kommuniziert hatte und sie mitbrachte. Ich nahm den beiden Deutschen noch das Versprechen ab, wirklich alles zu sagen, was es zu sagen gab – auf Ehrenwort. Ich sagte dann zu einem der Gestapo-Typen:

„Aber ich kann nicht gehen: Ich muss mit meinem Cousin, Monsieur Trocmé, sprechen. Er ist der Leiter dieses Hauses. Er muss mir sagen, was ich tun soll ...“

„Sie müssen um 12 Uhr wiederkommen, dann können Sie sicher sein, dass man Sie mit Herrn Trocmé sprechen lässt.“

Ich hatte gesagt, dass ich die Cousine von Daniel Trocmé sei, was weniger schlimm war, als zu sagen, dass ich die Frau von André Trocmé sei.

Und schon war ich wieder unterwegs, inmitten der schönen Ginsterblüte, zurück zum Pfarrhaus, wo ich Jean-Pierre antraf. Er war wütend und wollte nicht, dass ich mich in den Rachen des Löwen werfe. Er wollte mit mir kommen. Es vergingen ein oder zwei Stunden und als ich mein Fahrrad nahm, stand Jean-Pierre bereits mit seinem eigenen Fahrrad im Hof und war bereit, mit mir zu fahren. Wir fuhren beide los und kamen am Maison des Roches an. Das Szenario hatte sich geändert. Die Schüler standen alle in einer Reihe unter dem kleinen Balkon, den es heute nicht mehr gibt, entlang der Treppe, Daniel als Erster. Ich konnte mich sofort nähern und mit ihm sprechen, aber während ich dort stand, waren zwei oder drei Gestapo-Mitglieder auf dem Balkon. Sie peitschten mit einem Riemen¹¹³ einen jungen jüdischen Holländer aus und schrien: „Judenschwein, Judenschwein ...“. Die Atmosphäre war wirklich entsetzlich ...

Da sagte Daniel zu mir: „Quäle dich nicht, ich fahre mit meinen Schülern, ich werde versuchen, die Dinge zu erklären und sie so lange wie möglich zu verteidigen; auf jeden Fall schreibe meinen Eltern, sag ihnen, was passiert ist. Aber weißt du, ich liebe das Reisen, mach dir keine Sorgen, ich habe keine Angst und es ist meine Pflicht.“ Jean-Pierre stand da und schaute erschüttert. Er war blass, sogar grün. Er hielt sich zurück, um nicht zu schreien. Dann wurden nach und nach alle diese Studenten in Lastwagen gepackt und fuhren weg ... Ich ging in den Speisesaal und dort war Pépito, der Spanier, der den ertrinkenden deutschen Soldaten gerettet hatte. Die Gestapo-Offiziere waren ehrlich gewesen und hatten ihn verschont.

¹¹³ Es waren die Tefillin: Für ihre Gebete bringen die Juden auf ihrer Stirn und an der Innenseite des linken Unterarms ein kleines Etui an, das eine Schriftrolle mit vier Abschnitten aus der Tora enthält. Um den Arm und den Kopf gewickelte Riemen halten diese Etuys an ihrem Platz.

Aber meine und Daniels Hoffnung war es gewesen, mehrere oder sogar alle zu retten ... Auf dem Tisch im Esszimmer lagen ein paar Münzen, Papiere mit der Adresse einer Mutter oder einer Verlobten ... Es war ein erbärmlicher Anblick. Es gab dort eine gewisse Frau Meyer, die ihren Mann im Widerstand verloren hatte. Erst Jahre später, als sie erfuhr, wo ich war, schickte sie mir einen Brief und erklärte mir alles, was vor meiner Ankunft passiert war, und beschrieb mir, was ich getan hatte, Dinge, die ich völlig vergessen hatte. Das klang wie eine schier unglaubliche Geschichte. Damals hätte sie zu mir gesagt: „Frau Trocmé, wissen Sie, das ist gefährlich! Das Heft meines Mannes, aus dem hervorgeht, dass er zur Zwangsarbeit eingezogen wurde, liegt oben in meinem Zimmer. Wenn die Gestapo es findet, ist alles vorbei, zumal man ihn finden kann: Er ist ganz in der Nähe im Wald versteckt. Er war gerade weg, als die Gestapo kam. Was tun?“ Angeblich habe ich ihr gesagt, dass es nichts sei. Anscheinend bin ich nach oben gegangen, habe das Büchlein gefunden und es Frau Meyer zurückgebracht. Das alles hatte ich völlig vergessen.

Wir verließen das Haus Les Roches und gingen nach Hause, und neben mir sagte Jean-Pierre:

„Mama, wenn ich groß bin, werde ich mich rächen ...“

„Aber komm schon, Jean-Pierre, du siehst doch, dass man sich nicht rächen darf! Der Krieg löst manchmal Konflikte, aber er schafft auch viele neue. So kommt man von einem Krieg in den nächsten. Du kennst Papa, seine Ideen von Gewaltlosigkeit und Liebe, von Verständnis und Vergebung. Nur so können wir vielleicht etwas erreichen. Du darfst nicht über Gewalt reden ...“

„Oh Mama, das ist so schrecklich ...“

Dann sagte er nichts mehr. Dann gingen wir nach Hause, wo die kleine Jispa auf uns wartete.

Hier, meine Kinder, ist eine weitere Geschichte, die in die Akte von Le Chambon gehört. So viele Jahre sind vergangen ... Jean-Pierre ist nicht mehr, Daniel Trocmé von der École des Roches und dem Maison des Roches auch nicht ... Mein Daniel auch nicht, und Papa auch nicht. Ich werde bald 81 Jahre alt und lebe weiter. So viele Erinnerungen, schöne Erinnerungen, aber auch traurige und schreckliche! Das sind Dinge der Vergangenheit ...

Heute muss ich euch auch vom Positiven erzählen, von den wunderbaren Dingen, die uns während des Krieges widerfahren sind.

Es war um Weihnachten 1942; der Krieg hatte schon lange begonnen; wir sind mit André ein paar Tage weggefahren, um uns auszuruhen, und wir erwarteten einen Besuch, eine Person namens Fräulein Alice Reynier, die drei Monate lang zu uns kommen und mir helfen sollte.¹¹⁴ Ich hatte ziemlich Angst vor diesem Fräulein. Warum war das so? Weil sie aus dem geistlichen Retraite in Pomeyrol kam, das von Fräulein Butte geleitet wurde. Ich kannte das Retraite; die Damen waren schon einmal in Le Chambon gewesen; ich hatte versucht, ihnen bei der Einrichtung zu helfen. Ich hatte ihnen eine große Rede gehalten und ihnen gesagt, dass ich ihnen Haushaltsartikel, Gefäße usw. besorgen könnte, aber sie sollten mich nicht um Gebetstreffen oder Ähnliches bitten. Bevor Antoinette Butte mit ihren Retraite-Kameradinnen nach Le Chambon kam, war sie zu einer Inspektion gekommen, um zu sehen, was man in Le Chambon tun konnte. Sie hatte eine Kuh gekauft, um ihre kleine, hungrige Gemeinschaft zu ernähren. Sie war ins Pfarrhaus gekommen, um ein Seil zu finden, um die Kuh nach Pomeyrol zu bringen. Nelly hatte ein solches Seil aufgetrieben, ich weiß nicht wo. Fräulein Butte sah mich so dünn, so blass und in so schlechtem körperlichen Zustand, dass sie zu André sagte: „Was ist denn mit Ihrer Frau los?“ André antwortete ihr, dass ich zu müde sei, dass ich nicht mehr könne, dass es nicht genug zu essen gebe und dass ich wirklich ein bisschen mehr Hilfe bräuchte. „Keine Bange“, antwortete Antoinet-

¹¹⁴ Vgl. A. Trocmé, *Mémoires*. Introduction et notes de Patrick Cabanel. Genève 2020.

te. „Im Winter, ab Weihnachten, kann ich meine Freundinnen nicht behalten, weil wir keine Lebensmittel und keine Heizung haben. Ich schicke sie hierhin und dorthin, um auszuhelfen, und ich habe ein reizendes Fräulein namens Alice Reynier, eine Grundschullehrerin. Letztes Jahr habe ich sie nach Lyon geschickt, um dem Pfarrer zu helfen, aber dieses Jahr kann ich sie zu Ihnen schicken. Ich werde sie fragen, ob sie kommen möchte.“ Als mir das vorgeschlagen wurde, hatte ich große Angst: Was sollte ich mit einer Dame aus dem Retraite von Pomeyrol anfangen, die den ganzen Tag betet und denkt, dass ich keine Christin sei, und alles kritisieren würde? Dann dachte ich ein wenig nach und kam zu dem Schluss, dass das dumm war. Um nicht belästigt oder kritisiert zu werden, weil ich Angst hatte, dass ich mit jemandem, der ganz anders ist als ich, nicht zurechtkomme, wollte ich die Hilfe von jemandem ablehnen, der sehr wertvoll ist und den ich brauche? Also stimmte ich zu. Wir fuhren mit André ein paar Tage in das Département Drôme. Ich schrieb Made-moiselle Reynier, sie solle ihr Kommen verschieben, und war sehr zufrieden. Schließlich wurde ihr Kommen für den 8. Januar beschlossen.

Es war ein entsetzlich verschneiter und vereister Tag. André war zu einem Treffen von Mitarbeitern und Jugendlichen aufgebrochen, die mit ihm in der Flüchtlingshilfe arbeiteten, und er sagte zu mir: „Hör mal, geh heute Abend nicht zum Bahnhof. Nach dem Treffen werde ich dieses Fräulein abholen.“ Meine Freundin Frau Marion war ins Pfarrhaus gekommen, um Fräulein Reynier mit mir zu empfangen, und ihr zu Ehren hatte sie sogar ein paar Kekse gebacken. Der Zug kam und fuhr wieder ab,¹¹⁵ aber niemand! Was war denn da los? Nach einer ganzen Weile klingelte es an der Tür. Das winzige Fräulein war ganz allein gekommen, ohne André. Sie hatte am Bahnhof gewartet, aber Andrés Treffen hatte länger gedauert und er hatte sie vergessen! Sie kam herein und sagte mit einem liebevollen Lächeln: „Guten Abend, Freundin“. Ich war sehr überrascht von dieser Begrüßung. „Sie muss sehr originell sein“, dachte ich. Und diese Person wurde unsere Freundin und unsere Mutter, Andrés und meine. Ich hatte immer nach einer ‚Mutter‘ gesucht. Frau Marion war ein bisschen eine Mutter gewesen, meine Grundschullehre-

¹¹⁵ Man konnte das Pfeifen vom Pfarrhaus aus hören.

rinnen auch. Bei der Frau meines Vaters, Marguerite, hatte ich gedacht, dass sie ein bisschen mütterlich sein würde ... aber nein, nichts zu machen! Nun, an diesem Tag habe ich eine Mutter gefunden. Noch lustiger war, dass auch André eine Mutter fehlte. Seine war gestorben, als er zehn Jahre alt war, und auch er hatte in Jispa eine Mutter gefunden. Es war großartig, zumal wir die gleiche Mutter hatten, also keine Stiefmutter, keine Streitereien, keine Missverständnisse. Innerhalb weniger Tage wurde Fräulein Reynier unverzichtbar in der Familie. Nach und nach wurde sie zur Freundin aller in der Gemeinde und zur Großmutter für die Kinder. Später, als die Kinder heirateten, wurde sie zur Urgroßmutter. Man kennt sie überall, in Europa, in Amerika, in vielen anderen Ländern, weil sie überall, wo wir gelebt haben, jemand Unersetzliches war, in Le Chambon, in Versailles, in Genf. Alle unsere Freunde sind zu ihren Freunden geworden.

Dieses Fräulein Reynier wollte die Kinder, die schwierig waren, ein wenig für sich gewinnen. Als sie das erste Mal mit zwei der Jungen ausging, verlor sie einen von ihnen. Sie versuchte auch, Jacquot für sich zu gewinnen, aber es war nichts zu machen. Sie versuchte, Namen zu erfinden und kleine Spiele zu spielen, ähnlich wie sie es im Kindergarten gemacht hatte. Aber das klappte nicht so richtig. Also erfand sie einen eigenen Namen. Statt Alice Reynier sollte sie „Jispa“ heißen, das Kürzel für *„Joie de servir dans la Paix et l'Amour“* (Freude am Dienen in Frieden und Liebe). Das wurde zu ihrem Namen. Sie sagte uns: „Wenn ich müde bin, gelangweilt, wenn Ihr manchmal unangenehm zu mir seid, erinnert mich dieser Name daran, warum ich hier bin.“ Zunächst wurde André verhaftet. Jispa sollte nur drei Monate bei uns bleiben, aber es folgte ein vierter Monat, dann ein fünfter. Und dann wurde ich krank. Da sagte Fräulein Butte: „Wenn Magda krank ist, musst du bleiben und ihr helfen; du musst sie nur nach Pomeyrol schicken, sie wird sich hier pflegen, und du pflegst dort die Kinder, während sie sich ausruht.“ Das taten wir und ich blieb fast einen Monat lang in Pomeyrol. Dann verlangte Fräulein Butte, dass Jispa nach Pomeyrol zurückkehrte, und das war sehr traurig. Also ging sie weg und nahm Daniel mit. Eine Zeit lang ging er dort, mitten in der Provence, zur Schule. In der Zwischenzeit musste sich André verstecken. Bald sah Jispa, dass das nicht mehr möglich war, dass die Komplikationen in Le Chambon immer mehr

zunahmen, dass wir von der Polizei überwacht wurden, und sie sagte Fräulein Butte, dass sie zu den Trocmés zurückkehren müsse und dass sie, wenn es nicht anders geht, dann das *Retraite de Pomeyrol* verlassen würde.

Und so kam Jispa zu uns zurück und ging nie wieder weg. Das war im Jahr 1943. Ihr könnt euch vorstellen, dass Jispa immer unsere Mutter in unserem Haus geblieben ist. Heute ist Jispa 83 Jahre alt. Sie trabt wie ein Hase und verjüngt sich wie ein Adler. Das ist die Geschichte von Jispa. André wollte über Jispa sprechen, erwähnt sie aber nicht in seiner Biografie, weil er ein großes Kapitel daraus machen wollte. Seine Erinnerungen hörten auf, als er starb.¹¹⁶ Also ist es jetzt an mir, das nachzuholen.

Jispa war dabei, als André verhaftet wurde. Sie war während des ganzen langen Jahres, in dem André sich verstecken musste, da und sie war wirklich eine außergewöhnliche Hilfe. Wie viele Dinge haben wir nicht zusammen gemacht? Wir wurden ein bisschen für alles gerufen, nicht nur für die Juden, sondern für alle möglichen und unvorstellbaren Ereignisse.

Eines Tages zum Beispiel wurde ein Baby geboren bei der Nachbarin, die in einem sehr kleinen Haus an der Kurve der Straße, die zum Großen Brunnen hinunterführt, wohnte. Diese Frau war sehr, sehr einfach. Wir kannten sie überhaupt nicht. Sie hatte bereits ein Baby gehabt, das gestorben war, weil es zu früh geboren worden war. Eines schönen Tages kam diese Frau zu mir. Sie sagte zu mir: „Wissen Sie, Frau Trocmé, ich bin in großer Not, denn auf das Baby, das gestorben ist, folgte ein anderes Baby, das sehr gesund ist. Mein Mann ist Gefangener, und dieses Kind ist nicht von meinem Mann. Ich habe gerade einen Brief von meinem Mann erhalten, der bald ankommen wird, weil er sich retten konnte. Und ich habe dieses Baby im Haus! Was soll ich tun?“ Ich antwortete ihr: „Die Lage ist ernst, aber wie dem auch sei, man muss den Stier trotzdem bei den Hörnern packen! Ich werde Fräulein Reynier anrufen.“ Jispa kam also. Die Ankunft des Ehemanns stand kurz bevor. Wir halfen der Frau, ihr Haus ein wenig zu putzen, stellten einen Blumenstrauß auf

¹¹⁶ Magda fügte ein letztes Kapitel zu Andrés Memoiren, seinen autobiographischen Notizen hinzu, ein Kapitel, das der Geschichte von Jispa gewidmet ist (NdNH).

den Tisch und legten ein Deckchen dazu, um einen besseren Empfang zu bereiten. Dann sagten wir zu der Frau: „So, wir werden das Baby mit seinem Kinderwagen zu uns nach Hause nehmen und dann werden wir sehen, was passiert. Sie werden versuchen, nett mit ihm zu sprechen, Sie werden ihn gut aufnehmen, und dann werden Sie ihm sagen, dass er kommen und mit dem Pfarrer sprechen soll.“ Wir gingen wieder hinunter zum Pfarrhaus; wir legten das Baby in Andrés Büro und warteten. Der Ehemann kam an. Es gab den kleinen Empfang in ihrem kleinen Haus, und dann sagte die Frau ihrem Mann, dass André ihn sehen wolle. Der Ex-Häftling kam und André präsentierte ihm mit viel Feingefühl ‚die Pille‘. Dieser Herr hat es akzeptiert; ich weiß nicht, ob er es aus vollem Herzen annahm, aber er nahm das Kind an. Das war ein Erfolg. Vor einiger Zeit kam ich in Le Chambon an dem kleinen Haus vorbei. Ich sah die Frau und sprach mit ihr, aber kein Wort des Dankes, keine Erinnerung an die Vergangenheit. Ich sagte zu ihr:

„Also, Ihr Sohn, wie geht es ihm?“

„Oh, es geht ihm gut.“

Und ich habe ihren Sohn im Hof vorbeigehen sehen, aber sie hat ihn mir nicht vorgestellt.

„Hatten Sie weitere Kinder?“

„Nein, ich habe nur diesen einen Sohn.“

Das war's: So endete das Gespräch ...

Trotz des Krieges führte die Bevölkerung in der Region ein für viele fast ‚ruhiges‘ Leben, ein Leben abseits der großen Ereignisse, der Bombenangriffe und der Massenexekutionen. Es gab zwar ein Radio, aber die lokale Bevölkerung war von den Geschehnissen ein wenig abgeschnitten. Man traute sich nicht, seine Meinung zu sagen, über all das zu sprechen, was passierte, zu sagen, ob man für Pétain oder gegen ihn war, zu sagen, ob man Gewalt anwendete oder nicht. Aber auf jeden Fall hat die Gemeinde die Gewaltlosigkeit ihrer Pfarrer immer respektiert. Es war eine etwas außergewöhnliche Kirchengemeinde. Man kann sie in zwei Kategorien unterteilen: diejenigen, die intellektuell waren, und diejenigen, die es nicht waren. Die Intellektuellen wurden Lehrer, Professoren und sogar Universitätsprofessoren. Die anderen waren sehr zurückhaltende, manchmal sogar verschlossene Menschen, so sehr, dass man nicht genau

wusste, ob das von der Religion, vom Geiz oder von dem sehr einfachen, ja sogar elenden Leben herrührte, das einige führten.

Kurz vor unserer Ankunft gab es ein Abenteuer in einer Familie. Ein Mädchen war an Tuberkulose erkrankt. Der Arzt hatte gesagt, dass man unbedingt Kissen kaufen müsse, damit sie sitzen und etwas bequemer atmen könne, anstatt flach zu liegen. Aber man wollte die Kosten für die Kissen nicht auf sich nehmen ... Also hockte sich die kleine Schwester auf dem Rückweg von der Schule hinter den Rücken der Kranken, um als Kissen zu dienen. Das Außergewöhnliche war, dass die kleine Schwester nicht auch krank wurde. Die Geschichte wurde uns von Dr. Riou erzählt.

Manchmal kamen wir zu einem Gemeindemitglied, das sagte, dass der Arzt gekommen war. Das Gemeindemitglied wurde für sehr krank befunden und musste operiert werden. Man hätte nach Saint-Étienne gehen müssen, aber das war teuer und der Kranke wollte nicht. War es Geiz oder völliges Vertrauen in Gott? Oder war es Angst? Ich weiß es nicht. Wir konnten die Haltung der Einwohner nicht ganz verstehen. Aber im Vergleich dazu hatten sie eine außergewöhnliche Spiritualität.

Zwei Fälle haben uns wirklich beeindruckt. Eines Tages wurde André von einem herzkranken Bauern aus der Nähe von Le Mazet dringend gerufen, weil er sterben würde. André ging zu ihm; er fand ihn auf einer Bank vor seinem Hof sitzend; er wusch sich, er ging umher, und André sagte zu ihm:

„Aber Herr, es geht Ihnen gut, ich bin froh, dass ich Sie so sehen kann.“

„Ah, ja, Herr Trocmé, aber ich werde sterben; der Herr hat mich spüren lassen, dass ich sterben werde. Ich möchte, dass Sie mit mir beten, denn ich werde sterben.“

André betete mit ihm und ging nach Hause, weil er dachte, dass das seltsam sei. Am nächsten Tag war der Mann schön und gut gestorben. Dasselbe passierte einer Frau, die hinter dem Collège wohnte. Auch sie ging eines schönen Tages zu Bett. Sie war sehr sympathisch und intelligent und stammte aus einer bäuerlichen Familie. Sie sagte: „Ich lege mich hin, weil ich sterben werde, der Herr ruft mich.“ Ein paar Tage später war sie tatsächlich tot! Was für eine Gemeinde! So viele Ereignisse und Widersprüche!

[Illustrationsseite]

Kapitel V

Das Ende des Krieges – Abreise von Le Chambon

Die großen politischen Ereignisse vermischten sich mit den kleinen Geschichten aus der Gemeinde und der Nachbarschaft. Es war sehr merkwürdig: Im Grunde lebte man mehrere Leben gleichzeitig. Es gab die große Politik, die sich auf den Schlachtfeldern abspielte, die große Politik, die sich zwischen Deutschland und Frankreich abspielte; es gab Pétain und de Gaulle. Es gab die BBC und die Alliierten, auf die man wartete. Und dann gab es da noch das Pfarrhaus mit all seinen kleinen Dramen: die Flüchtlinge, die täglichen Sorgen, das tägliche Brot. Und schließlich gab es den Maquis. Es war eine andere Armee, die des Widerstands.

Züge wurden von diesem Maquis entführt. Der Maquis war die Armee der Befreiung. André war mit ihrer Gewalt nicht ganz einverstanden. Viele ehemalige Schüler der École Nouvelle Cévenole sowie zukünftige Theologen¹¹⁷ hatten sich dem Maquis angeschlossen. Naho¹¹⁸ war zu einem ihrer Anführer geworden. Nach Kriegsende gab es am Pont de Mars ein deutsches Gefangenenerlager. Wisst ihr, in meiner Erinnerung verschwimmt alles. Deshalb stottere ich, aber das macht nichts. Allein die Tatsache, dass ich stottere, zeigt Euch, wie verworren diese Zeit in meinem Kopf ist.¹¹⁹

Dann kam die Landung der Amerikaner in Südfrankreich im August 1944. Die jungen Leute stiegen ins Rhonetal hinab und brachten Trophäen, Helme und deutsche Souvenirs mit. Die Befrei-

¹¹⁷ Die École Nouvelle Cévenole hatte jungen Erwachsenen, die die Sekundarschule abschlossen, um anschließend Theologie zu studieren, Stipendien angeboten.

¹¹⁸ Naho: Totem von Pierre Brès, Sportlehrer an der École Nouvelle Cévenole und Pfadfinderleiter. Später trat er dem Maquis bei und wurde dann CRS (Compagnies Républicaines de Sécurité, deutsch: Republikanische Sicherheitskompanien, d. Ü.).

¹¹⁹ Die Chronologie der Ereignisse konnte nicht eingehalten werden, da Magda diesen letzten Teil ihrer Erinnerungen dreißig und vierzig Jahre nach den eigentlichen Ereignissen diktiert hat (NdNH).

ungstruppen kamen nur einen Tag lang durch Le Chambon, in großen Militärlastwagen.¹²⁰ Die Soldaten warfen kleine Geschenke, ohne dass die Lastwagen anhielten: kleine Schachteln Nescafé, Bonbons, Karamellbonbons, Schokolade, kleine Konservendosen. Die Kinder rannten los, um sie aufzuheben ... Das war der Anfang vom Ende des Krieges.

Dann begannen die Rachefeldzüge. Es war schrecklich. André kam aus Perdyer in der Nähe von Die zurück, wo er sich fast ein Jahr lang versteckt hatte. So wie er gegen den Krieg zwischen den Deutschen und den Alliierten gewesen war, war er auch gegen den Partisanenkrieg, der damals begann: diejenigen, die für den Maquis, für die Kommunisten oder dagegen waren; diejenigen, die andere hinrichten wollten, die ‚Verräter‘ gewesen waren; diejenigen, die dem Maquis nicht geholfen oder ihn vielleicht denunziert hatten. Drei Einwohner von Le Chambon erhielten einen Miniatur-Sarg mit einem Seil darin ... André musste sich gegen viele dieser Racheaktionen wehren. In der Gegend von Le Chambon gab es keine Hinrichtungen, aber im Tal der Ardèche war es schrecklich. Angeblich soll in Le Chambon eine Person gefoltert worden sein, und zwar in der Villa von Frau Schnerb, die wir später mieteten.

Wir blieben siebzehn Jahre in Le Chambon. Als der Krieg vorbei war, ging André nach Amerika, um für das Collège zu sammeln, das sich niederlassen, ein Grundstück kaufen und richtige Gebäude errichten musste. Danach erklärte sich André bereit, als europäischer Sekretär für MIR (Mouvement International de la Réconciliation, Internationaler Versöhnungsbund¹²¹) zu arbeiten, während er halbtags Pfarrer blieb. Dann mussten wir umziehen, weil ein Vollzeitpfarrer kam, Herr de Seyne. Er sollte das Pfarrhaus beziehen. Lange Zeit blieben wir in der Angst, keine Wohnung zu haben.

Nur wenige Tage vor dem Einzug von Herrn de Seyne in Le Chambon konnten wir endlich ein Haus betreten. Warum endlich? Weil es das Haus einer Jüdin war, die das Haus nach ihrem Sohn benannt hatte. Dieser Sohn war jedoch bei der Deportation gestorben. Sie wollte das Haus auf keinen Fall vermieten. – Wichtige

¹²⁰ Das war die erste Panzerdivision von de Lattre de Tassigny.

¹²¹ Magda und André waren europäische Ko-Sekretäre (Anm. d. franz. Editoren).

Personen aus dem jüdischen Milieu in St. Etienne suchten sie auf und sagten: „Aber wie, Herr Trocmé, der so viel für die Juden getan hat, hat keine Wohnung; Sie haben ein leeres Haus in Le Chambon und vermieten es ihm nicht?“ Also vermietete sie es an uns und wir zogen dort ein. Wir verbrachten dort unsere letzten Jahre in Chambon.

Die Nachkriegszeit brachte uns einige Überraschungen. Eines Tages bekam ich Besuch von einem Mann, der mit einem Lastwagen ankam, einem recht großen Kerl von Amerikaner, der mir sagte, er wolle wissen, wo die École Nouvelle Cévenole sei. Wir waren noch im Pfarrhaus. Dieser junge Mann war schmutzig und ekelhaft; er kam mit dem Lastwagen aus Italien und ich sagte zu ihm: „Nun hören Sie mal, ich werde Ihnen den Weg zur Schule zeigen, aber vorher kommen Sie rein, waschen sich ein bisschen, Sie werden eine Tasse Tee trinken und sich ein bisschen aufwärmen.“ Später stellte ich fest, dass dieser Fahrer nicht irgendein Fahrer war. Es war Joe Howell, ein freiwilliger amerikanischer Quäker, der seine Dienste anbot. Er wurde ein großer Freund von Le Chambon. Über ihn schickten uns die Quäker einen Lastwagen, der in Italien stand. Sie liehen ihn der École Nouvelle Cévenole, damit diese ihn nutzen konnte. Tatsächlich sollten Baracken aus Schweden kommen und in jenem Sommer während des ersten internationalen Arbeitscamps des zukünftigen Collège Cévenol gebaut werden. Joe Howell leitete das Arbeitscamp übrigens mehrere Jahre in Folge.

Und wie waren die Baracken beschafft worden? Mit der ersten Sammlung, die in den USA für das Collège gemacht wurde, war André nach Schweden gereist. Dort hatte er sich für hübsche, vorgefertigte Holzpavillons entschieden; sie waren komfortabel und leicht zu warten. Jeder Pavillon sollte eine Lehrerfamilie mit einigen Internatsschülern des Collège beherbergen.

Herr Theis folgte André nach Schweden, um den Kauf zu bestätigen und die Bestellung aufzugeben. Im letzten Moment änderte er aus Sparsamkeitsgründen seine Meinung und bestellte echte, ganz lange Baracken, die viel weniger schön und praktisch unmöglich zu warten waren ...! Und so kam es, dass dank des Quäkers Joe Howell und seines Lastwagens die vorgefertigten Platten der Baracken vom

Bahnhof in Le Chambon zum neuen Gelände des zukünftigen Collège Cévenol¹²² transportiert werden konnten.

Diese Baracken haben gute Dienste geleistet. Neu gestrichen und ausgebessert sind sie auch heute noch in Betrieb, obwohl ihre Architektur immer noch viel zu wünschen übrig lässt ...¹²³

¹²² Bei dem neuen Grundstück handelte es sich um den Bauernhof Luquet und seine verschiedenen Bereiche, die mit amerikanischen Spenden erworben worden waren, die Carl und Florence Sangree gesammelt hatten, die zu Mäzenen des Collège Cévenol wurden. André Trocmé hatte sie 1945 während eines Besuchs in den USA kennengelernt, bei dem es darum ging, Spenden für das College zu sammeln [NdNH].

¹²³ Hier enden die Erinnerungen, die Magda Trocmé auf Kassetten diktiert hat. Wie André Trocmé hatte auch Magda nicht die Zeit, ihre Erzählungen zu beenden über: das Werk der Versöhnung in Versailles mit seinem internationalen Konferenzzentrum: 1950-1960; / die Pfarrei St-Gervais in Genf, wo André im Juni 197 starb; / die Jahre, die sie mit Jispa in der Wohnung in der 72-74 Avenue Parmentier, Paris 11e, 1972-1987 verbrachte; / die wunderbare Aufnahme, die Jispa und Magda bei Jacques und Leslyn Trocmé in Vernouillet fanden (1987-1996); bei ihnen starb Jispa im April 1989.

Magda Trocmé hielt es nicht für nötig, noch einmal über den Tod ihres Sohnes Jean-Pierre im August 1944 zu sprechen (siehe André Trocmés, *Mémoires*. AaO.). Magda Trocmé starb am 10. Oktober 1996 im Krankenhaus von Poissy in der Nähe von Vernouillet. Ihre Asche wurde auf dem Friedhof von Le Chambon in dem von der Familie Trocmé reservierten Familiengrab beigesetzt. Dort sind Jean-Pierre Trocmé und Manou Barraud, André und Magda Trocmé, Daniel Trocmé und Alice Reynier, genannt „Jispa“, begraben (NdNH).

[Illustrationsseite]

Dritter Teil

Reiseberichte

Kapitel VI

Erste Reise nach Italien¹²⁴

Der Zweck dieser Reise bestand darin, einen ersten Kontakt zu Idealisten und pazifistischen Bewegungen im Nachkriegsitalien aufzunehmen und eine erste Verbindung herzustellen.

Es war der 5. Dezember 1946, als ich zum ersten Mal seit vielen Jahren – und Jahren, die doppelt zählen – die italienische Grenze überquerte. Elf Jahre zuvor hatte ich eine ähnliche Reise für den Versöhnungsbund unternommen, aber es war mitten im Faschismus: Der Eindruck war schmerzhaft gewesen und ich fragte mich, was ich dieses Mal auf der anderen Seite der Alpen vorfinden würde.

Die letzte Erinnerung, die ich aus meinem Land mitgebracht habe, lässt sich in einigen Worten zusammenfassen, die die Florentiner, meine Landsleute, lächelnd murmelten und damit die faschistische Unterdrückung zusammenfassten: „*Catene, silenzio e chiodi!*“¹²⁵ Nur wenige Menschen erlaubten sich damals solche Scherze und Urteile. Die Italiener waren aus Überzeugung, Erziehung oder Angst faschistisch. Man musste viel reisen und viele Leute befragen, um unabhängige Geister zu entdecken.

¹²⁴ „Unsere Leser werden uns dankbar sein, wenn wir ihnen diesen Bericht vollständig zur Verfügung stellen, damit er seinen so lebendigen Charakter behält und sie mit vielen Persönlichkeiten in Kontakt kommen.“ (H. Roser). *Cahiers de la Réconciliation* (Hefte der Versöhnung), März-April 1947, Nr. 3-4.

¹²⁵ „Ketten, Ruhe und Nägel!“ im wörtlichen Sinn: Ketten, um den Fußgängerverkehr zu lenken, Ruhe für Autos und Zebrastreifen (Anm. d. franz. Editoren). Italienische Freund:innen aus der Waldenserkirche erklärten mir den Ausspruch so: „*catene*“: „Ketten“ für Gefängnis, Einschränkungen aller Art; „*silenzio*“: Schweigen!, nicht Ruhe, also Redeverbot etc.; *chiodi*: Nägel, entweder die genagelten Schuhe der Militärs oder Nagelstreifen der Partisanen auf den Straßen, um den Verkehr lahmzulegen. (d. Ü.).

Ein Professor der Waldenser Theologischen Fakultät in Rom, Herr Giovanni Rostagno, sagte mir vor elf Jahren, dass die große Schwierigkeit mit dem Faschismus darin bestand, die vielfältigen und persönlichen Fragen der Theologiestudenten zu beantworten, aber seitdem habe sich einiges geändert: Die Schwierigkeit unter dem Faschismus bestand darin, Fragen zu provozieren. Die Studenten hatten die Gewohnheit verloren, nachzudenken und eigene Gedanken zu haben. Sie waren bereit, alles von den Professoren entgegenzunehmen, ohne zu diskutieren und ohne Probleme aufzuwerfen.

Ich dachte über all das nach, während der Zug mich nach Italien brachte. Neugier, Hoffnung und Angst mischten sich in mir, Angst vor allem, denn es ist nicht leicht, mit ein paar elf Jahre alten Adressen in ein Land zu kommen, bei den Leuten aufzutauchen und ihnen von neuen Ideen zu erzählen, die sie oft nicht interessieren, die diametral zu allem stehen, was sie seit mehr als zwanzig Jahren gehört haben, als „Erleuchtete, die im Blauen schwimmt“¹²⁶ zu gelten.

So kam ich in Turin an, mit so viel Verspätung, dass der Anschlusszug nach Florenz schon längst weg war. Bis zum Abend fuhr kein Zug. Die Zeitungen kündigten bereits weitere Zugausfälle aufgrund von Kohlemangel an.

Ein Freund aus der italienischen Waldensergemeinde, Dr. Jouvenal, ein junger Philosophieprofessor, war am Bahnhof. Ich hatte einen in Frankreich erhaltenen und auf den 25. November 1946 datierten Brief bei mir, der von Frau Silvia Maiorca, der Gründerin der Liga „Fronte Internazionale Femminile contro la Guerra“, unterzeichnet war.

Da sie vor kurzem ihre Liga gegründet hatte und meine Adresse hatte, schrieb mir diese Dame und bat mich um Informationen über den Versöhnungsbund und wenn möglich auch über andere internationale Friedensbewegungen.

Um keine Zeit zu verlieren, beschloss ich, mit Herrn Jouvenal sofort zu Frau Maiorca zu gehen, und dort sprachen wir zu dritt mit dem Hausherrn, Herm Maiorca, Professor an der Universität, über Versöhnung, die von seiner Frau gegründete Frauenbewegung und Herm Maiorcas Wunsch, eine Bewegung von Männern zu gründen,

¹²⁶ Italienisches Sprichwort (d. Ü.).

die sich weigern würden, im Falle eines Krieges der Mobilisierung Folge zu leisten. Herr Maiorca sagte mir, dass ich auf dem Holzweg sei, wenn ich mit den Italienern über eine christliche Bewegung sprechen wolle, und dass es besser wäre, die Sache auf eine säkulare Weise darzustellen, da die Italiener Religion mit Klerikalismus verwechselten, von dem sie zutiefst angewidert seien.¹²⁷

Was sollte ich tun? Ich konnte nicht verheimlichen, dass der Versöhnungsbund eine Bewegung auf christlicher Grundlage ist, und ich glaube, dass Männer, selbst wenn sie in Gruppen organisiert sind und ein Friedensideal haben, dem Krieg nicht pauschal widerstehen würden. In der Stunde X würden sie gehen, wie sie immer gegangen sind, es sei denn, sie haben tiefe idealistische oder religiöse Überzeugungen, die ihnen helfen, den Gesetzen ihres Landes zu widerstehen. Zum Zeitpunkt einer Mobilmachung werden die Bande enger, der Patriotismus nimmt zu, die Propaganda ist gut gemacht. Wie kann man dem Strom widerstehen, wenn es keine anderen Bindungen gibt, die stärker sind als die nationalen Bindungen? (Nach diesem Gespräch gestand mir Dr. Jouvenal, dass in protestantischen Kreisen die Jugend theologisch eher konservativ sei und dass ich auch dort auf Unverständnis stoßen könnte).

Ich ließ mich nicht allzu sehr entmutigen. Die Tatsache, dass Frau und Herr Maiorca über diese Dinge nachdachten, ihre Ideen verbreiten und sich für andere pazifistische und internationale Bewegungen interessieren wollten, zeigte eine solche Veränderung der Atmosphäre seit 1934, dass der Aufenthalt in Turin eine echte Ermutigung war.

Am Abend am Bahnhof musste ich meinen Platz im Zug mehrere Stunden im Voraus besetzen, um eine zweite Nacht sitzend verbringen zu können. Zu meiner Überraschung wurde der französische Drittklassewagen, der bis Rom fuhr, ab Turin zum Zweitklassewagen. Zum Glück durfte ich ihn, da ich aus Frankreich kam, bis Pisa benutzen, wo ich in den Zug nach Florenz umsteigen musste. Dieser Zug war noch beheizt, aber ab Pisa hatte ich bei meinen weiteren Fahrten einen Monat lang keinen beheizten Zug mehr. Erst auf der

¹²⁷ Zu Silvia Maiorca und ihrer internationalen Vereinigung der Frauen gegen den Krieg sowie zu anderen Frauenbewegungen und -vereinen für den Frieden, siehe unseren Kommentar am Ende des Buches S. 287 ff. (Anm. der französischen Editoren)

Strecke Florenz-Turin hatte ich am Tag meiner Rückkehr wieder eine Heizung!

In Pisa war es am Morgen bei Sonnenaufgang episch, in den Zug umzusteigen. Der für Pisa so charakteristische Bahnhof mit seiner großen schwarzen „Halle“, der Bahnhof meiner Kindheitsträume (denn dort stieg ich aus, um an die Küste nach Marina di Pisa zu fahren), existierte nicht mehr. Schutt, verrostete und aufgehäuften Schienen hier und da; Züge, deren Fenster durch Bretter ersetzt waren, reihten sich über große Entfernungen aneinander und standen Schlange. Man musste seinen eigenen Zug entdecken, indem man seine Koffer die Schienen entlang schleifte, über Balken, Bretter und Schutt stolperte und so gut es ging in die Waggons kletterte, die wegen des fehlenden Bahnsteigs hoch, sehr hoch waren. Als Heizung diente nur der Atem der Reisenden. Das Panorama bestand aus zerfallenen Häusern, Mauerresten, die irgendwie stehen geblieben waren, und plötzlich waren der Dom, das Baptisterium und der schiefe Turm intakt und noch beeindruckender als früher, da die Gebäude entlang der Gleise verschwunden waren. Inmitten der schwarzen und traurigen Trümmer ragte ihr weißer Marmor hervor und funkelte in der aufgehenden Sonne. Mir wurde warm ums Herz! Pisa war nicht tot, denn auf der grünen Wiese des Domplatzes standen noch immer diese drei prächtigen Bauwerke!

Die Ankunft in Florenz war für mich voller Emotionen. Der „Cupolone“, wie Brunelleschis Kuppel dort genannt wird, erhob sich aus dem rosafarbenen Dunst. Die Hügel um die Stadt herum – Fiesole, S. Miniato, Monte Morello – kamen mir entgegen, als wäre ich nie weg gewesen. Aber was war unter dem Nebel? Was dachten die Menschen in der noch verborgenen Stadt? Das würde ich später erfahren. Zuvor musste ich nach Rom, denn ich wollte Herrn Sommani, Moderator der Waldenserkirche, meinen Freund und ehemaligen Pastor, sehen und nichts tun und niemanden sehen, bevor ich ihn um Rat gefragt und mit ihm gesprochen hatte.

Noch eine Nacht im Zug und dann war es Rom und der Beginn der Arbeit.

Zunächst wurden in jeder Stadt die Personen gesucht, deren Adressen auf den Listen des Londoner Versöhnungsbüros standen: Einer ist gestorben, ein anderer ist vor langer Zeit weggezogen, eine Nummer gibt es nicht mehr. Ein bestimmtes Haus ist leider zerstört

und seine Bewohner sind „sfollati“, wie man in Italien sagt (evakuiert, aus der Menge entfernt). Wie viele nutzlose Fahrten, wie viele Mühen und Enttäuschungen! In Neapel, wo ich während des Straßenbahnstreiks ankam, legte ich kilometerlange Strecken zu Fuß zurück, um schließlich ein Fräulein zu finden, deren Schwester regelmäßig meine „Newsletters“ erhielt. Sie war sehr überrascht, mich zu sehen. Sie hatte keine Ahnung, was „Versöhnung“ ist. Sie hatte nie verstanden, warum man ihrer Schwester, die übrigens umgezogen war und kein Englisch verstand, Papiere schickte! Zum Glück gab es nicht nur Enttäuschungen und unnötige Laufereien. In Rom traf ich mehrere Personen, die sich für unsere Bewegung interessierten, sowie Herrn Claude Nelson, den ich einst in einem Komitee der FOR¹²⁸ in Zürich kennengelernt hatte. Er war Sekretär der FOR in den USA gewesen und kümmerte sich nun um die YMCA in Rom. Herr Nelson bot mir sein Büro an, um dort ein Treffen abzuhalten, und kümmerte sich selbst darum, die Personen einzuladen, die ich sehen wollte, und diejenigen, von denen er glaubte, dass sie mir nützlich sein könnten. Es handelte sich also um ein Treffen von Personen in Verantwortungspositionen, das sich vor allem an Personen richtete, die bereits einer pazifistischen Gruppierung angehörten oder sogar eine dieser Bewegungen leiteten.

Das Treffen wurde für den 17. Dezember nachmittags angesetzt, und am Abend sollte ich in der Waldenserkirche von Pastor Paolo Bosio an der Piazza Cavour vor dem Christlichen Bund Junger Mädchen und junger Männer sprechen. Ich hatte also genug Zeit, um nach Neapel zu fahren und bis zum 17. wieder nach Rom zurückzukehren. Herr Nelson warnte mich vor den Schwierigkeiten des Reisens, insbesondere von Rom aus in den Süden; er sagte mir, dass Anschlüsse in der dritten Klasse unmöglich seien und ich nicht „lebend“ in Neapel ankommen würde. Ich legte ihm die Lage meiner Finanzen dar. Sehr großzügig spendete er 2000 Lire an die FOR, um mir zu ermöglichen, zweite Klasse zu nehmen, eine schnelle Verbindung zu nehmen und mit weniger Schwierigkeiten zu reisen. In Italien waren die Preise nämlich unerschwinglich, vor allem in Rom

¹²⁸ FOR: Fellowship Of Reconciliation, englischer Name der französischen Bewegung MIR (Mouvement International de la Réconciliation) und der deutschen Organisation „Internationaler Versöhnungsbund“.

und weiter südlich. Zum Glück hatte ich in Italien noch viele Freunde, die mich fast immer einluden. Dennoch kam es vor, dass ich Mahlzeiten ausfallen ließ und eine Nacht in einer kostenlosen Unterkunft schlief, was nicht sehr angenehm war.

Auch heute noch ähnelt das Reisen mit der Eisenbahn von Rom aus dem Reisen in Frankreich unter deutscher Besatzung, aber es kommt das italienische „Temperament“ hinzu, d. h. Schreien, Streiten, Beleidigungen und sogar Schläge; alles nicht so wichtig, denn wenn die Plätze erst einmal erobert sind, kehrt in den Abteilen, Gängen und sogar auf den Toiletten, wo sich Menschen und Koffer stapeln, schnell wieder Frieden ein. Selbst wenn man mehrere Stunden vorher ankommt, kann man einen Faustkampf nicht vermeiden, da die Bahnsteige (wenn es welche gibt) von Menschenmassen überschwemmt werden. Wenn sich der Zug formiert, bevor die Wagons zum Stehen kommen, stürmt die Menge von allen Seiten heran, dringt durch alle Öffnungen, Türen und Fenster ein und der Kampf beginnt. Wenn der Zug zum Stehen kommt, ist es vorbei, die Schlacht ist fast vorbei – es gibt keine Plätze mehr!

Zwischen Rom und Neapel, stehend, dicht gedrängt und miss handelt, sah ich Ruinen und Ruinen vorbeiziehen, Landstriche mit abgerissenen Häusern, eingestürzten Mauern und eingestürzten Brücken. Aber die Orangen-, Zitronen- und Olivenbäume, die mit Früchten bedeckt waren, sprachen von Frieden und Arbeit.

Die Abfahrtszeit, wenn man von einem großen Zentrum aus startet, ist in etwa festgelegt, die Ankunftszeit jedoch zufällig. Als die Deutschen abzogen, rissen sie alles nieder und nahmen sogar die Schienen mit! Die geografische Beschaffenheit Italiens ist nicht gerade förderlich für ein großes Eisenbahnnetz. Der Apennin, der sozusagen das Rückgrat des Langen Stiefels bildet, lässt nur zwei Streifen Flachland rechts und links frei, und dort ist es, wo die Züge hinauf- und hinabfahren. Da die Schienen mitgenommen worden waren, konnte nur eine eingleisige Strecke wiederhergestellt werden, außer an Kreuzungen, und die Verspätung eines Zuges führt zur Verspätung vieler anderer Züge.

An den Bahnhöfen bieten unterernährte, zerlumpte Kinder mit großen, mitleiderregenden Augen Orangen, Mandarinen und Zitronen an. Ihre Füße sind oft in Lumpen gewickelt. Die Preise für ihre Früchte, die zu Beginn des Halts hoch sind, sinken mit jeder Minute,

die vergeht, und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, werden die Preise ganz vernünftig: Die Kinder rennen dem Zug hinterher und bedienen weiterhin die sehr zahlreichen Kunden.

Formia! Hier ist endlich das Meer, aber die Stadt existiert fast nicht mehr; und dann Neapel: „Vedi Napoli e poi muori (Sieh Neapel, und dann stirb)!“ Aber Neapel hat sich sehr verändert. Viel Zerstörung, kaum noch Telefonleitungen, eine schwere, unmoralische Atmosphäre. Alle Häfen haben etwas davon, aber Neapel nach diesem Krieg, nachdem es Menschen aller Rassen und Farben hat marschieren sehen, nachdem es Bombenangriffe, Kälte, Hunger und die Erniedrigung der verschiedenen Besatzungen erlitten hat, ist sehr tief gesunken. Sogar der Vesuv schmolzt und protestiert: Er raucht seit einigen Jahren nicht mehr! (Die Neapolitaner erinnerten sich früher daran, dass sie den Vesuv sieben Jahre lang nicht rauchen sahen).

Der Schwarzmarkt ist entsetzlich. Schon in Florenz werden Zigaretten aller Marken und aus allen Ländern auf offener Straße an kleinen tragbaren Tischen verkauft (allerdings ist Tabak in Italien ein Staatsmonopol!). Wie in Rom findet man hier und da die gleichen Tische: Man verkauft Brot und Wurstwaren; vor dem Bahnhof werden ganze geröstete Spanferkel ausgestellt, die in Scheiben geschnitten werden. In Neapel gibt es aber auch Straßen, die dem dreistesten Schwarzmarkt gewidmet sind. Hier wird alles verkauft, von Nudeln bis hin zu Öl, das vor den Augen der Beamten mit kleinen Dezilitern abgemessen wird. Diese engen und malerischen Straßen sehen aus wie arabische Soukhs. Es sind Schwarzmarkt-Soukhs!

Ich habe dort sogar gesehen, wie die Polizei von den Besitzern der kleinen tragbaren Tische den Preis für den Stellplatz verlangte! Ab und zu gibt es jedoch eine Razzia, eine „retata“, wie man dort sagt, und nachdem die Polizei vorbeigekommen war, tauchten die kleinen Tische wieder auf, der Soukh bildet sich neu, so wie das Wasser die Leere füllt, nachdem ein Schiff vorbeigefahren ist!

Aber leider ist es in Neapel noch schlimmer! Von den Städten, die ich besucht habe, ist dies die einzige, die wirklich nach Besatzung riecht. Amerikanische Soldaten, schwarz und weiß, sind überall zu sehen. Ich sage schwarz und weiß, weil die Schwarzen vielleicht nicht in der Überzahl sind, aber die größte Rolle spielen. Sie

sind am auffälligsten, am lautesten und richten vielleicht den größten Schaden an.

Es gibt drei Möglichkeiten für den Italiener, die amerikanische Besatzung zu beurteilen oder von ihr zu profitieren:

1. Diejenigen, die mit der amerikanischen Elite, den Sozial- und Hilfsdiensten, der UNRRA¹²⁹ usw. in Kontakt stehen, sind dankbar und sehen Amerika mit positiven Augen.
2. Diejenigen, die unter der Besatzung leiden und die Besatzer als Eindringlinge sehen, manchmal zu Recht; sie sind unglücklich und urteilen hart über Amerika. Die Amerikaner beschlagnahmen nämlich die Wohnungen, werfen die Italiener raus, sind nachlässig und unhöflich, beschmutzen die Häuser, ziehen die Möbel von einer Wohnung in eine andere und sogar von einem Haus in ein anderes um, ohne dies zu melden. Wenn sie nach Hause gehen können, finden die Hausbesitzer ihre Sachen in schlechtem Zustand oder gar nicht wieder. Die „Jeeps“ rasen mit hoher Geschwindigkeit durch die Stadt, ohne auf die Passanten zu achten. Einige Tage vor meinem Besuch in Neapel wurde eine Frau von einem dieser Jeeps getötet, ohne dass das Fahrzeug angehalten hätte. Die US-Soldaten essen vor den Augen hungriger neapolitanischer Kinder gute Sachen und verschwenden ihr vorschriftsmäßiges Essen sowie das Essen, das sie in Hotels und Restaurants erhalten. Der Bürgermeister von Neapel, so hörte ich, muss einmal gefordert haben, dass die Verteilung an die Soldaten nicht mehr in der Öffentlichkeit stattfinden sollte.
3. Und dann gibt es noch eine dritte Art, die Besetzung zu begreifen. Dies ist in Form des Schwarzmarktes und der Prostitution,

¹²⁹ UNRRA: United Nations Relief and Rehabilitation Administration (Verwaltung der Vereinten Nationen für Hilfe und Wiederaufbau). Diese Behörde wurde am 9. November 1943 auf einer Konferenz im Weißen Haus gegründet, an der Vertreter von vierundvierzig Nationen teilnahmen. Seine Aufgabe bestand darin, nach dem Zweiten Weltkrieg den europäischen Nationen wirtschaftliche Unterstützung zukommen zu lassen und Flüchtlinge, die unter die Kontrolle der Alliierten kamen, zu repatriieren und zu unterstützen. Die Regierung der Vereinigten Staaten finanzierte fast die Hälfte des Budgets der UNRRA (Anm. d. franz. Editoren).

der sich ein Großteil der Frauen in der Stadt hingibt. Für Essen, für Geld, aus Laster oder in der Hoffnung auf eine Heirat prostituieren sich die Frauen. Vor allem am Abend ist es mühsam, sich in der Stadt zu bewegen. Lärm, Schreie, Gesang und Knallkörper, die von allen Seiten bis in die späte Nacht hinein explodieren, stellen die Nerven der Menschen, die die Kanonen und Bombenangriffe satt haben, auf eine harte Probe. Junge Bur-schen bieten ihre Mütter und Schwestern an. Krankheit und Schande breiten sich überall aus. Frauen, die bereits im Krieg vergewaltigt wurden, haben so viel gesehen, dass auch sie keine Zurückhaltung mehr zeigen. Was ist mit den jungen Mädchen, die mit bereits verheirateten Männern verlobt wurden? Und noch schlimmer: Was ist mit jenen, die mit bereits verheirateten Männern verheiratet sind?

In großen Krankenhäusern in der Nähe von Neapel werden syphi-litische Frauen interniert. Es gibt viele von ihnen, sogar Dreizehn-jährige ... In mehreren Dörfern gibt es schreckliche Ausschweifun-gen. Die Welle der französischen Algerier verbreitet Angst und Schrecken. Die Vorgesetzten erlauben den Männern, alles zu tun, was sie wollen. Ganze Dörfer werden verwüstet.

Die Italiener sagen mit zitternder Stimme: „Und wir hatten den Alliierten vertraut, wir hatten uns an sie gewandt! Die Deutschen, sie, abgesehen von den Gräueltaten der letzten Wochen der Besat-zung, waren sehr korrekt!“

Wie viel Elend, wie viel Schrecken hinterlässt der Krieg!

Während ich die kleinen Straßen des Schwarzmarkts entlang-ging, die kleinen Straßen, in denen die angeblich gewaschene Wä-sche von einem Fenster zum anderen hing, während ich diese fen-sterlosen Läden und Wohnungen betrachtete, spürte ich immer das Elend und das Laster trotz der Bilder von Heiligen mit brennenden Lampen. So kam ich mitten im Herzen der Altstadt von Neapel an, im Methodistentempel von Pastor Carsaniga.

Warmer Empfang, reges Interesse. Carsaniga und seine Frau in-teressieren sich für soziale Fragen. Das Kirchengebäude ist voll mit Arbeitern. Es werden Jugendräume und ein Kindergarten eingerich-tet, es werden Pläne geschmiedet. Rundherum wimmelt es von der elenden Bevölkerung. Trotz der beleuchteten Nischen mit Heiligen

an den Straßenecken (manchmal die einzige Beleuchtung in diesen armen Häusern) schauen die Menschen auf diese Zeit, diese Einrichtungen und sind nicht feindselig.

Herr Carsaniga hat sich um die UCJG in Mailand gekümmert; er hat Vorträge von Rednern aller Art organisiert. Er ist ein offener Geist. Er erklärte sich bereit, sich um die FOR in Süditalien zu kümmern. Aber woher sollen die Mittel kommen? Es ist immer die Frage des Geldes, die sich überall in diesem verwüsteten Europa stellt! Im Moment müssen wir Geld auftreiben, um die Kosten für die Korrespondenz zu erstatten. Dann wird mein Mann zu Ostern seine Italien-Tour machen und man wird versuchen, die nötige Summe aufzutreiben, damit Herr Carsaniga zum Juli-Seminar nach Le Chambon kommen kann. „Jedenfalls ... wir werden sehen ... und ...“ – „Se son rose, fioriranno!“, sagt ein italienisches Sprichwort („Wenn es Rosen sind, werden sie blühen“).

Herr Carsaniga hat mich eingeladen, an einem Treffen von Pastoren teilzunehmen, die allen Denominationen in Neapel angehören. (Überall gibt es Bemühungen um eine Vereinigung. Herr Sommani, Moderator der Waldenser in Rom, ist der Präsident der Protestantischen Föderation). Es wurde viel über den Plan gesprochen, ein protestantisches Krankenhaus in Neapel zu gründen; die amerikanischen Pakete wurden mit Dankbarkeit und Freude erwähnt; es wurde über die Schwierigkeiten der Evangelisation in der Stadt und in der Umgebung gesprochen.

Je weiter man in den Süden kommt, desto enger wird die katholische Kirche und desto ignoranter wird sie gegenüber anderen religiösen Strömungen. Es ist übrigens zu bedauern, dass der evangelische Glaube in seiner breiten Form den Italienern so wenig bekannt ist. In der Gemeinde Santa Maria delle Vergine in Scafati ließ Pfarrer Cannavacciuolo ein Flugblatt verteilen, um seine Gemeindemitglieder vor den Evangelisierungsbemühungen zu schützen, die eine Gruppe der Pfingstler unternahm.

Von Herrn Carsaniga vorgestellt, sprach ich mit den versammelten Pastoren über „Versöhnung“, und es wurde beschlossen, dass ich am Abend des 18. Dezember in der Waldenserkirche von Neapel sprechen sollte, wobei die Gemeindemitglieder aller protestantischen Denominationen der Stadt zu dem Treffen eingeladen wurden. Ich war mit dem Ergebnis sehr zufrieden, aber ich musste für

den 17. wieder nach Rom und für den 18. wieder nach Neapel hinunter! Ich dachte an die Kälte, die überfüllten Züge und die trockenen Brötchen, die ich zwischen zwei Bahnhöfen hinunterschluckte. Trotz allem hat es sich gelohnt. Ich wäre mit Freuden bis nach Sizilien gefahren, wie man es mir vorgeschlagen hatte, wenn die Verbindungen möglich gewesen wären. Die protestantischen Kirchen in Sizilien sollen recht fortschrittliche Ideen haben und fühlen sich von den Kirchen auf dem Festland etwas im Stich gelassen.¹³⁰ Es fehle ihnen an Referenten und sie seien offen und aufnahmebereit. Herr Carsaniga wird für meinen Mann André Trocmé im Frühjahr eine Tour durch Sizilien organisieren.

In Neapel besuchte ich Benedetto Croce, den großen italienischen Philosophen. Er empfing mich in seinem alten Palast, in seiner großen Wohnung, die mehr eine Bibliothek als eine Wohnung ist, und dort, in seinem Arbeitszimmer, erzählte ich ihm von der FOR und natürlich auch von Chambon.¹³¹ Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, und sagte mir dann, dass er als Historiker und Philosoph die Sache aus einem anderen Blickwinkel betrachte. Er erklärte mir, dass es Kriege schon immer gegeben habe und immer geben werde. Die einzige Möglichkeit, sie zu verhindern, wäre eine schreckliche, fürchterliche Waffe, die die Menschheit in Angst und Schrecken versetzt. Wenn jeder eine Atombombe in seiner Tasche hätte, sagte B. Croce, würde es keinen Krieg mehr geben. Er führte als Beweis an, dass jedes Land, das Erstickungsgase entwickelt hatte, diese in diesem letzten Krieg nicht eingesetzt hatte. Dann beehrte der alte Philosoph: Er sagte mir, er wolle den Idealisten nicht die Flügel stutzen, denn die großen und großzügigen Ideen dienten, auch wenn sie nicht dem Ziel dienten, das sich die Idealisten vorstellten, immer dem Wohl und der Verbesserung der Menschheit.

¹³⁰ Wie in Livorno und Neapel war ihre Anwesenheit meist mit dem Einfluss der kleinen Siedlungskolonien verbunden, die von englischen Kaufleuten gebildet wurden (Anm. d. franz. Editoren).

¹³¹ Ein Besuch bei Croce gehörte zum Pflichtprogramm eines jeden Intellektuellen, der nach Neapel reiste, doch auch wenn der Philosoph noch immer eine Respektperson war, war seine Zeit im Italien der Befreiung abgelaufen. Trotz seines Engagements und dem des Diplomaten und Schriftstellers Carlo Sforza gelang es der ehemaligen liberalen Partei nicht, wieder ein größeres Publikum zu erreichen. Croce, der zum Zeitpunkt dieses Interviews bereits achtzig Jahre alt war, sollte fünf Jahre später, 1952, sterben (Anm. d. franz. Editoren).

Ich sagte ihm, dass ich einen Bericht schreiben und unser Gespräch schildern würde. Er antwortete mir, dass er nicht möchte, dass seine Gedanken verzerrt werden. Ich bot ihm an, mir seine Meinung zu diktieren.

Und hier ist, was ich unter dem Diktat von Benedetto Croce geschrieben habe, brav neben ihm sitzend, wie eine Grundschülerin. Ich schrieb auch die Punkte und Kommas. Er fragte mich, ob ich stenografiere. Ich verneinte, woraufhin er mir ein Kompliment machte: „Sie schreiben sehr schnell!“

Hier ist sein Text:

„Ich möchte in keiner Weise den moralischen Eifer, der sich in den verschiedenen pazifistischen Bewegungen oder Haltungen manifestiert, auslöschen oder mindern. Aber man muss sich bewusst sein und darf nie vergessen, dass der Krieg in der Natur der Dinge liegt und dass er die gesamte menschliche Geschichte und die Entwicklung der Zivilisation angetrieben hat. Deshalb kann man an weniger nahe beieinander liegende und weniger grausame Kriege denken, aber nicht an ihre radikale Abschaffung. Im Wesentlichen werden dieselben Ziele (diese Friedensziele) nicht erreicht, es sei denn aus Gründen und durch Mittel wirtschaftlicher, politischer, technischer und militärischer Natur, die an sich zur Verhinderung von Kriegen führen.“

Danach gab mir Benedetto Croce sein Autogramm mit folgendem Wortlaut: „An Frau Magda Trocmé-Grilli, in Erinnerung an ein moralisch-politisches Gespräch. In Neapel, 14. Dezember 1946. Benedetto Croce.“

Dann begleitete er mich und blieb oft an den mit Büchern bedeckten Wänden stehen, um mir eine Menge zu erzählen, wie es alte Menschen tun. Ein paar Schritte, dann ein Halt, eine Erinnerung, noch ein paar Schritte und eine kleine persönliche Geschichte.

In einem Flur traf ich Frau Croce und ihre jüngste Tochter, die, wie ihr Vater sagte, noch nicht geboren war, als 1926 die Faschisten kamen, um die Wohnung zu durchsuchen und alles auf den Kopf zu stellen. Damals erregte sich die ausländische Presse ... Mussolini erhielt Briefe der Missbilligung. Von diesem Tag an wurde Croce nicht mehr behelligt.¹³²

¹³² Dieser Einschüchterungsversuch der Machthaber war in der Tat der spektaku-

Aber – andere Erinnerung – hier ist die andere Seite der Medaille: Mussolini benutzte dies als Alibi: „Die italienische Presse ist nicht frei? Aber wie kommen Sie darauf? Seht Benedetto Croce, er schreibt, was er will!“ Benedetto Croce erzählt, dass einige seiner Schüler ihn beschuldigten, dieses Missverständnis aufrechtzuerhalten; aber, so fügt er mit einem schelmischen Lächeln hinzu: „Das hat es meinen Freunden erlaubt, meine Schriften während der gesamten Zeit des Faschismus zu lesen; und das war eine wichtige Sache, da ich der einzige freie Schriftsteller in dieser Zeit war!“

Croce erzählte mir amüsiert und mit einem Gefühl von Stolz, dass Mussolini bei offiziellen Besuchen von Ausländern gerne seine Bücher auf seinen Schreibtisch legte, und wenn seine Besucher ihn fragten: „Lesen Sie Benedetto Croce?“, antwortete er: „Ja, er ist der einzige Schriftsteller, den ich schätze!“

Als ich am Vorabend der YMCA-Konferenz nach Rom zurückkehrte, schrieb ich in meinem kleinen Zimmer im Foyer de la Jeune Fille, während meine Zimmergenossin mich ständig unterbrach, um über Politik zu reden, für die Konferenz am nächsten Tag eine Zusammenfassung von Lilian Stevensons Buch „Versöhnung“¹³³, wobei ich einige persönliche Eindrücke und Erzählungen aus den Kriegsjahren hinzufügte.

Am nächsten Tag ging ich eine Stunde vor der Konferenz in das YMCA-Büro von Claude Nelson, um mich dort mit den Personen zu treffen, die mit mir über Versöhnung und ihre eigenen Bewegungen sprechen wollten. So kam ich in Kontakt mit Herrn Posabella von den „Rittern des Friedens“ („Equites Pacis“), der von Herrn Nelson empfohlen worden war.

Herr Posabella, einst methodistischer Pastor, betreut die „Ritter des Friedens“ seit 1932. Von 1923 bis 1928 arbeiteten die „Ritter des Friedens“ in Italien allein; 1928 schlossen sie sich dem Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen an, und 1930 schlossen sie sich der

lärste, doch der Philosoph blieb bis zum Ende der faschistischen Ära unter diskreter, aber sehr realer Überwachung (Anm. d. franz. Editoren).

¹³³ Eine der Gründerinnen des Versöhnungsbundes in England. Diese Irin, Lilian Stevenson (1870-1960), Presbyterianerin und Pfarrerstochter, arbeitete auch mit dem Schweizer Pierre Ceresole an der Schaffung eines internationalen Zivildienstes, der humanitäres Engagement mit der Aufnahme von Kriegsdienstverweigerern verband (Anm. d. franz. Editoren).

Bewegung von Étienne Bach an, um nicht zwei parallele Organisationen bestehen zu lassen. Ihr offiziell abgelegtes Abzeichen stellt ein Feuer dar und vor diesem Feuer einen Hammer, der ein Schwert zerschlägt. „Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?“ (Jeremia 23, 29) Ihre blassblaue Flagge wird vom Regenbogen des Friedens durchzogen. Auf der einen Seite befinden sich die Sterne des Großen Bären und auf der anderen Seite die Sterne des Kreuzes des Südens, d. h. die Enden der Erde, die durch den Regenbogen des Friedens vereint sind.

Während der Wahlen von 1946 lernten die „Ritter des Friedens“ eine andere pazifistische Liga kennen, deren zwei Vertreter ebenfalls an meinem Vortrag teilnahmen. Sie schlossen sich zusammen, um vor der verfassungsgebenden Versammlung eine Einheitsfront zu bilden, und bereiteten ein gemeinsames Manifest vor. Ihr Hauptziel war es, die Ideale des Friedens in das praktische Leben, in die Politik, einzuführen und ihre Ideen von der verfassungsgebenden Versammlung akzeptieren zu lassen. Trotz des Faschismus konnten die „Ritter des Friedens“ bis 1935 bestehen; 1935 musste sich ihre Vereinigung jedoch auflösen und die 600.000 Lire, die sie in der Kasse hatten, wurden beschlagnahmt. Man ließ ihnen 70.000 Lire, um ihre Schulden zu begleichen.

In Neuseeland gibt es eine Organisation, die den „Rittern des Friedens“ ähnelt und eine Nachahmung der italienischen Organisation ist. In Kanada gibt es eine parallele Organisation mit demselben Ziel, die jedoch auf eine lokale Initiative zurückzuführen ist. Einer der Anführer dieser Bewegung, Giaconto Leccisi aus Montreal (Kanada), der an diesem Abend ebenfalls anwesend war, ist nach Italien gekommen. Die beiden Bewegungen entdeckten sich gegenseitig und beschlossen, zusammenzuarbeiten.

Das Treffen verlief gut. Es waren etwa 20 Personen anwesend, die interessiert aussahen. Nach dem Vortrag sprachen die Leiter der verschiedenen Gruppierungen über ihre Arbeit und ihre Hoffnungen. Nur der Baptistenpastor Ronchi, der mich bereits elf Jahre zuvor in Turin gehört hatte, machte theologische Einwände. Der methodistische Pastor M. Nitti, den ich 1935 in Neapel kennengelernt hatte und der mit dem Minister verwandt war, erzählte mir von der Existenz einer pazifistischen Frauengruppe namens *Le Madri Unite*.

M. Ammeti, methodistischer Pastor und Mitglied der FOR, früher Pastor in Venedig, berichtete von einer anderen Gruppierung: „Humanitas“.

Mehr als genug Arbeit! Herr Ursis von der theosophischen Gruppe war sehr erfreut über die Botschaft der FOR und bedauerte, dass seine Frau sie nicht gehört hatte. Eine Stunde später, bei der Jugendversammlung der Waldenserkirche, kam er mit seiner Frau zurück und ich fühlte mich unterstützt von ihrer Sympathie. Im Jugendkreis der Waldenserkirche waren etwa 50 Personen anwesend und vor allem die Jugendlichen schienen sehr interessiert zu sein. Ich hatte die Gelegenheit gehabt, einige von ihnen im Voraus kennenzulernen, und ihnen war es sogar zu verdanken, dass das Treffen organisiert worden war. Während ich sprach, schien mir die Atmosphäre von Sympathie geprägt zu sein, doch gleich darauf nahmen sich die anwesenden Pastoren das Wort.

Pastor Moreschini machte theologische Einwände. Außerdem sagte er, dass er konkrete Dinge liebe und dass ihm die FOR als etwas Unbestimmtes erscheine. Pastor Paolo Bosio sagte, er befürchte, dass die FOR zu einer kleinen Kirche in der Kirche werden könnte, und fragte, was aus England geworden wäre, wenn zum Zeitpunkt des deutschen Angriffs alle seine Männer Kriegsdienstverweigerer gewesen wären! Der Händedruck einiger Leute ermutigte mich, aber ich war an diesem Abend ein wenig traurig, vielleicht zu müde.

Am nächsten Abend in Neapel erneuter Streik der Straßenbahnen, gleiche Schwierigkeiten wie beim ersten Mal, und Demonstrationen gegen die hohen Lebenshaltungskosten und den Mangel an Lebensmitteln.

Ich war über diese Unruhen nicht überrascht. Im Gegenteil, ich hatte mich gewundert, dass es nicht schon früher und überall passiert war. Lebensmittelkarten wurden in Italien nicht akzeptiert, außer für Brot und Fett. Die Geschäfte waren so überfüllt mit Waren, dass ich selbst, aus Frankreich kommend, vor einigen Metzgereien und Lebensmittelgeschäften stehen blieb und mir das Wasser im Mund zusammenlief. Dasselbe galt für Kleidung, Stoffe, Schuhe, Reifen und Benzin. Alles war frei, aber zu so unerschwinglichen Preisen, dass es sich nur wenige Menschen leisten konnten. Besser wäre es, Textilkarten und Schuhgutscheine zu haben und sich ab und zu das Nötigste zu vernünftigen Preisen leisten zu können!

Also Straßenbahnstreik, Unruhe in der Stadt und strömender Regen – alles, was man braucht, um ein Treffen zu sabotieren! Trotzdem waren etwa vierzig sehr interessierte Menschen gekommen; aber ein anderer Pastor, Herr Ricci, diesmal ein Baptist, ergriff das Wort und erklärte, dass die FOR nicht christlich genug inspiriert sei, dass die Kirchen bereits die nötige Arbeit leisteten, etc.

An diesem Abend hatte ich wegen der Einwände vom Vortag weniger betont, dass es Kirchenmitglieder waren, die die FOR gegründet hatten. Aber ich hatte von Anfang an die Unterstützung von einem der Pastoren, Mr. Carsaniga. Einige der Leute, die nach der Konferenz übrig geblieben waren, stimmten Herrn Carsaniga und dem, was ich gesagt hatte, zu. Ich erteilte noch einige weitere sympathisierende Handschläge.

Was ist von all dem zu halten?

Fühlt sich die Kirche schuldig, wenn sie so reagiert? Oder fühlt sie sich beschuldigt? Löst jede neue Idee immer Diskussionen aus? Ist das ein Beweis dafür, dass die FOR Recht hat? Eine falsche Idee oder eine Idee von untergeordneter Bedeutung würde unbemerkt bleiben. Sie würde höchstens mit einem leichten Achselzucken bedacht werden ...

Als ich zum dritten Mal nach Rom zurückkehrte, sah ich Herrn Benedetti, zwanzig Jahre alt, Schüler einer ganz neuen Gruppe des „Internationalen Zivildienstes“ (ICS), die aus dreißig katholischen Studenten bestand, die bereits in Italien gearbeitet hatten und nicht nach Le Chambon zum Arbeitslager kommen konnten, weil sie keine Pässe erhalten hatten.

Außerdem vereinbarte ich auf Anraten von Herrn Nitti einen Termin mit Frau Maria Baiocco Remiddi, einst Literaturprofessorin, jetzt Mutter, die sich um die Zukunft ihrer Kinder und der Kinder aller Mütter sorgt. Sie gründete 1946 die Internationale Vereinigung der vereinigten Mütter zur Verteidigung des menschlichen Lebens (AIMU). Diese Organisation hat Gruppen in mehreren italienischen Städten. In Rom treffen sich diese Damen einmal pro Woche, um über das Problem des Friedens zu sprechen. Im Moment fasst die eine oder andere Bücher über den Frieden zusammen und lässt die anderen daran teilhaben.

Frau Baiocco Remiddi möchte mit internationalen Organisationen in Kontakt treten und ihr großer Wunsch ist es, eine Föderation

der verschiedenen Friedensorganisationen in der Welt zu erreichen und für alle zusammen eine Stunde pro Woche im Radio zu bekommen, um die Stimme des Friedens auszusenden. Im Moment nutzen die „Madri Unite“ die Presse, um sich bekannt zu machen, und eine pädagogische Zeitung: „I Diritti della Scuola“ (Die Rechte der Schule).

Dem Rat von Herrn Ammenti folgend, wollte ich die Gruppierung „Humanitas“ kennenlernen, zu deren Gründungsmitgliedern er gehört. Im Ministerium für öffentliche Bildung suchte ich daher Herrn Gianni Oliva auf. Er kümmert sich um diese Bewegung, die sich gerade mit der Associazione Internazionale Affratellanza Popoli (AIAP¹³⁴) zusammengeschlossen hat. Ziel ist die Annäherung der Völker durch Kultur. Diese Gesellschaft wurde 1936 gegründet. Rechtlich existiert sie erst seit dem 30. September 1944. Ihre vierteljährlich erscheinende Zeitschrift heißt: „La Cultura nel Mondo“. Der Pazifist Dr. Oliva schreibt auch in der Wochenzeitung „Il Progresso“ sowie der Zeitung der „Associazione Progressista Internazionale“ und würde gerne mit dem Versöhnungsbund in Kontakt treten.

Zwischen Rom und Siena, bei Nacht, habe ich die beschwerlichste Reise gemacht. Im Gang, im Luftzug, das Auge auf der Lauer, um die Ankunft in Chiusi nicht zu verpassen, Halt im zerstörten Bahnhof; dann, da die Unterführung eingestürzt war, langes Warten in der Kälte, die Nacht und die Steine; schließlich, nachdem der Zug, der uns am Durchkommen hinderte, abgefahren war, ein zweites Mal Warten in einer provisorischen Baracke, wie in einer überfüllten U-Bahn.

Siena ist eine ruhige, verschlafene Kleinstadt mit großen, dunklen Palästen, ohne offensichtlichen Schwarzmarkt, ohne Ausschweifungen. Eine Stadt der Kirchen und Kirchen, der Glocken und Glocken, der Klöster und Klöster, darunter das Kloster meiner Cousine, ein spirituelles Kloster, dessen Nonnen ohne Uniform in Kontakt mit der Welt und ihrem Elend leben. Die „Figlie di S. Angela“ verfolgen ein soziales Ziel. In Siena kümmern sie sich um Mädchen, die Waise geworden waren, oder um Töchter von ‚unwürdigen‘ Eltern. Die Mädchen sind zwischen einem und zwanzig Jahren alt. Für alle

¹³⁴ Internationale Vereinigung für die Brüderlichkeit der Völker.

gibt es die Arbeit auf dem Feld, in der Schule und in der Werkstatt. Das Werk wächst; es ist notwendig, ein neues Haus zu bauen.

Ich erzählte ihnen von der FOR, von Pierre Ceresole, vom „Service Civil“, von den englischen Kriegsdienstverweigerern, die in Le Chambon und anderswo arbeiten. Das Interesse wurde geweckt, die Seelen öffneten sich und träumten von einer Annäherung zwischen den Völkern und Religionen. Die hingebungsvollen kleinen Schwestern erblickten riesige Möglichkeiten. Man gab mir Zahlen, Fotos und Zeitungen. Wir schmiedeten Pläne. Genau am Tag nach meiner Rückkehr nach Le Chambon kam ein Kriegsdienstverweigerer, der als freiwilliger Arbeiter auf der Baustelle des „Collège Cévenol“ tätig war, zu mir und bat mich um Rat für ein neues Arbeitslager. Ich erzählte von Siena, dem Kloster, den Pflegekindern, dem Haus, das man inmitten von Weinbergen und Olivenbäumen bauen sollte; ich schrieb nach England, und jetzt korrespondieren die „Friends Ambulance Unit, Post-War Service“ mit den „Figlie di S. Angela“. Ich hoffe, dass sich alles zum Besten wendet.

In Siena und auch in anderen Städten hingen Plakate an den Wänden, die den Friedenssonntag der Union der italienischen Frauen (UDI¹³⁵), ankündigten. Man hatte mir von einer Messe erzählt, die an jenem Sonntag in Siena aus diesem Anlass gehalten wurde. Das Datum war schon vorbei, aber wo sollte ich mich erkundigen? Da eine Messe gehalten worden war, musste der Erzbischof davon wissen, und so machte ich mich auf den Weg zum Sitz des Erzbischofs, gleich neben dem prächtigen Dom, in einem herrlichen, aber kalten, großen und leeren Palast. Der herzliche, ja sogar joviale Erzbischof empfing mich sehr freundlich. Er sagte mir jedoch, dass dieser Friedenstag in Siena keine Bedeutung gehabt habe, dass die UDI eine kommunistische Organisation sei und dass die Messe eine Tarnung gewesen sei; man habe Anstecknadeln mit der Friedens-taube verkaufen wollen. Am Nachmittag sollte eine Konferenz stattfinden, aber es hatte in Strömen geregnet und seitdem hatte man nichts mehr von der Veranstaltung gehört.

Was sollte man von all dem halten? Sollte man dem Erzbischof glauben und das Ideal der „Unione Donne Italiane“ in Frage stellen?

Vor elf Jahren, als ich zum ersten Mal nach Italien reiste, konnte

¹³⁵ Unione Donne Italiane (d. Ü.).

man in Italien keine Spur von anderen Bestrebungen als dem Faschismus erkennen. Es gab keine Bewegung. Und jetzt, was für eine Blüte von Bewegungen, Initiativen, neuen Bestrebungen, was für Gruppen und Vereinigungen! Wie sollte man in all dem klar sehen? Wie kann man eine Linie ziehen zwischen reinem Idealismus und dem Spiel der Politik, dem Strebertum und dem persönlichen Stolz? Dass die „Unione Donne Italiane“ (UDI) der Kommunistischen Partei angehört, ist eine Tatsache, aber warum dann diese Messe?

Tarnung oder religiöse Bestrebungen?

Bereits in einem Zug, zwischen Neapel und Rom, eine Verspätung von sechs Stunden, die durch eine Entgleisung verursacht worden war, das hat den Reisenden die Möglichkeit gegeben, über Religion und Politik zu sprechen, und dieses Gespräch hatte mir neue Horizonte eröffnet. Einer von ihnen sagte, er sei ein guter Katholik, könne aber die Sakramente nur außerhalb seines Dorfes empfangen. Er kannte das Privatleben seines Pfarrers zu gut, um sich ihm anzuvertrauen! Ein anderer, der in England gefangen gewesen war, sprach von Pfarrern, die eine Familie und ein normales, moralisches Leben haben. Er sprach auch von protestantischen Kirchen, der Stille und der Andacht der Zuhörer während der Predigt. Ein anderer sagte, er bereue es, gleich nach seiner Geburt in der katholischen Kirche getauft worden zu sein, an die er nicht mehr glaube und von der er als Abtrünniger betrachtet werde. Zwei andere Reisende, eine junge Lehrerin und ein Arbeiter, der in Frankreich gearbeitet hatte, verteidigten die katholische Kirche mutig.

Religion und Politik, Politik und Religion – das sind die beiden großen Gesprächsthemen in Italien.

Diese sechs Stunden Verspätung haben mich viel gelehrt, unter anderem, dass der italienische Kommunismus antiklerikal, aber nicht antireligiös ist, dass er die Ideen von Karl Marx nicht ins Extreme treibt und dass viele Geister weiterhin an einem religiösen Glauben festhalten. Ich erfuhr von der Existenz dreier antiklerikaler Wochenzeitungen: „Il Pollo“, „Il Marcante“ und „Don Basilio“, wobei letztere bereits von der katholischen Kirche verurteilt wurde. Meistens waren es die Sitten des Klerus, die angegriffen wurden, und nicht der Inhalt des Dogmas. All dies wurde mir von Professor Silvio Pons aus Florenz bestätigt, auf dessen Besuch ich mich sehr gefreut hatte.

Zwischen Siena und Florenz reiste ich mit dem Bus. Entlang der Hauptstraße waren die Zerstörungen entsetzlich, manchmal total.

Mein erster Besuch in Florenz galt Silvio Pons, der seit langem Mitglied der FOR ist. Bereits am 19. Oktober 1927 hatte er in „La Luce“, der Wochenzeitung der Waldenserkirche, einen Bericht über die Versöhnungskonferenz in Vaumarcus¹³⁶ veröffentlicht. Nach diesem Krieg war er der erste Italiener gewesen, der dem FOR-Büro in London seine Neuigkeiten mitteilte.

Der Inhalt meines Gesprächs mit ihm war folgender:

Silvio Pons ist Protestant und Kommunist. Er spricht in kommunistischen Kreisen über das Christentum und findet dort Gehör. Vor kurzem las er sogar bei einem kommunistischen Treffen in Florenz die Glaubens- und Arbeitserklärung vor, die die Jugendlichen 1927 auf dem Kongress in Vaumarcus verfasst hatten. Diese Erklärung, die eingerahmt in drei Sprachen in seinem Büro hängt, wurde von den Zuhörern ohne Einwände angenommen.

Auch Professor Armando Saporì, Professor an den Universitäten von Florenz, Mailand und Pisa und unabhängiger Kommunist, sprach mit mir über die kommunistische Partei als antiklerikale, aber nicht antireligiöse Partei.

In Florenz, wo ich insgesamt vier Tage blieb, hatte ich Gelegenheit, mit Kreisen in Kontakt zu treten, die sich sehr von denen unterschieden, die ich gerade erwähnt habe. Eines Abends hatte ich ein interessantes Gespräch mit Graf Pesciolini, dem Ehemann einer meiner Freundinnen und „Podestà“¹³⁷ von Florenz während der faschistischen Zeit; er hatte nach dem Sturz des Regimes sechs Monate im Konzentrationslager verbracht. Er erzählte mir einige seiner Erfahrungen.

Er erzählte mir, dass er ein ernsthafter Faschist gewesen sei und dann in den letzten Jahren gemerkt habe, dass die Dinge nicht so liefen, wie er es sich gewünscht hätte. Er wäre gerne zurückgetreten. Aber wie sollte er das tun? Seine Freunde klammerten sich an ihn und baten ihn, sie nicht im Stich zu lassen und die Verantwortung, die er übernommen hatte, nicht aufzugeben.

¹³⁶ Vaumarcus: Schweizer Ort am Neuenburger See, wo 1927 der internationale Kongress der IFOR (International Fellowship of Reconciliation) stattfand, deren französischer Zweig der MIR (Mouvement International de la Réconciliation) ist.

¹³⁷ Hochrangiger Beamter der Stadt (d. Ü.).

Herr Pesciolini schloss mit den Worten: „Wir haben nicht miss-traut. Die Katholiken haben auf den Papst geschaut und den Faschismus akzeptiert. Die Royalisten haben auf den König geschaut und das Regime ebenfalls akzeptiert! Der Papst und der König unterstützten Mussolini, die italienische Bevölkerung folgte.“

Schon in Frankreich und später in Rom und Florenz hatte ich von Aldo Capitini¹³⁸ gehört, dem Leiter der Universität für Ausländer in Perugia. Er war eine Person, die man kennen sollte und die sich für Versöhnung interessieren könnte. Ich hatte mit ihm korrespondiert, aber seine Reisen und meine eigenen hatten mich davon abgehalten, ihn früher zu treffen. Schließlich nahm ich von Florenz aus den Bus nach Perugia, um ihn zu besuchen. Schöne Fahrt in der Kälte, inmitten der fruchtbaren Hügel in der Umgebung von Florenz. Nach und nach, als wir uns Umbrien näherten, wurden die Hügel kahl und karg, mit alten Städten, die sich an ihre Hänge klammerten; schließlich, nach der großen Weite des Trasimeno-Sees, erschien Perugia in seiner ganzen Schönheit, mit seinen Bastionen und Türmen.

Herr Capitini wartete auf mich, als der Bus ankam, einfach, klein und einladend. Er erzählte mir, dass er der Sohn des Turmwächters des „Palazzo Comunale“ sei, in Perugia aufgewachsen sei und in einem kleinen Arbeitszimmer im oberen Teil des Turms studiert habe. Wir gingen dort hinauf, über das Museum und die Büros, ganz nach oben. Nachdem wir durch eine große Küche gegangen waren, in der der alte Hausmeister, der Vater von Herrn Capitini, am Feuer schlief, betraten wir ein winziges, mit Büchern tapeziertes Arbeitszimmer, und sofort öffnete ich das Fenster ...

Darunter: die alten Dächer von Perugia, die engen, gewundenen Gassen; weiter hinten die Stadtmauern und gegenüber, jenseits

¹³⁸ Der in Frankreich kaum bekannte Aldo Capitini (1899-1968) ist eine sehr bekannte Figur der Gewaltlosigkeit in Italien, wo er Gandhis Gedankengut einführte und populär machte. Sein Werk als Erzieher und Propagandist für die Sache des Friedens ist beachtlich. Er war unter anderem der Initiator des Marsches für Frieden und Brüderlichkeit der Völker von Perugia nach Assisi im Jahr 1961. Er stand der Amtskirche sehr distanziert gegenüber und hatte durch seine Lehren der „offenen Religion“ und des „Liberalsozialismus“ großen Einfluss. Siehe die umfangreiche Website über ihn <http://www.aldocapitini.it> und in einer umfangreichen Bibliografie auf Italienisch: Caterina Genna, Aldo Capitini. Una filosofia per la vita, Mailand: Franco Angeli, 2014 (Anm. d. franz. Editoren).

eines tiefen Tals am Fuße des Subasio, die kleine Stadt Assisi, die im Sonnenlicht auftaucht aus dem Wolkenmeer!

„Ich verstehe jetzt besser, in welche Richtung Ihre Studien gegangen sind“, sagte ich zu Capitini.

„Glauben Sie an den Einfluss von Orten?“

„Ja, ich glaube daran.“

Capitini gibt zu, dass er nur in seinem Büro auf der Spitze des Turms gut arbeiten konnte und dass er weder Perugia noch Italien während des Faschismus verlassen wollte.

Aldo Capitini wurde 1899 in Perugia geboren und besuchte die Grundschule. Mit etwa 12 Jahren löste er sich trotz der Frömmigkeit seiner Mutter von der katholischen Kirche. Später entschied er sich ganz allein dafür, ein klassisches Studium aufzunehmen. Mit 19 Jahren begann er mit dem Studium von Latein, Griechisch und Hebräisch. 1928 schloss er sein Studium der Literaturwissenschaft an der Fakultät in Pisa ab. 1929 schloss er das Studium an der Scuola Normale Superiore in Pisa ab. Er wurde 1930 zum Sekretär der École Normale Supérieure und zum Universitätsassistenten in Pisa ernannt. 1933 wurde er als einer von 13 italienischen Akademikern, die sich weigerten, den Eid auf den Faschismus abzulegen, abberufen.

Als er in seinen Turm zurückkehrte, beschäftigte er sich mit philosophischen und ethischen, religiösen und sozialen Problemen und gründete antifaschistische Gruppen von Intellektuellen, Jugendlichen und Arbeitern in Perugia und mehreren anderen Städten in Italien. Er wurde 1942 vier Monate lang in Florenz und 1943 in Perugia inhaftiert und während der Badoglio-Zeit freigelassen.

Nach der Befreiung von Perugia gründete Capitini in dieser und anderen Städten das „Centro d'Orientamento Sociale“ (COS), eine Gruppe für freie politische, soziale, pädagogische und administrative Diskussionen.

Seit 1944 leitet Capitini die Italienische Universität für Ausländer in Perugia. Seine fortschrittlichen religiösen und sozialen Ideen haben die katholische Kirche bereits alarmiert. Herr Capitini rechnete damit, dass er seine Position bald verlieren würde. Im November 1946 wurde er nach Rom eingeladen, um auf dem Internationalen Kongress für Philosophie eine Studie vorzustellen. Im Schuljahr 1946/47 wurde er mit den Pädagogikvorlesungen an der Universität

Pisa betraut. Capitini schreibt im „Mercurio“, im „Risorgimento“, in den „Nuovi Quaderni di Giustizia e Libertà“ und in anderen Zeitungen. Ich besitze zwei kleine religiöse Bücher von ihm: „Vita religiosa“ und „Elementi di un'esperienza religiosa“.

Capitini beschäftigte sich mit dem Problem der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Er wurde während des Krieges ausgemustert. Er ist Vegetarier, weil er gewaltfrei ist, und ist mit anderen der Meinung, dass das Töten eines Tieres, um sich zu ernähren, zu Gewalt führen kann. Sein Jugendfreund, mit dem er viele seiner Ideen bis zum Ende diskutierte, Claudio Baglietti, ein Bauernsohn, starb 1940 im Exil in Basel. Aus pazifistischer Überzeugung war er nicht nach Italien zurückgekehrt; er wollte einer militärischen Einberufung nicht Folge zu leisten.

Capitini und sein Freund Ferdinando Tartaglia, der aus einem Geist der Unabhängigkeit aus religiösen Orden ausgetreten war, sind radikale Pazifisten. Ich habe Herrn Tartaglia in Florenz kennengelernt. Beide würden gerne zum Seminar im Juli 1947 nach Le Chambon kommen und endlich die Gelegenheit haben, andere Pazifisten aus anderen Ländern zu treffen.

Aldo Capitini organisierte einen Kongress in Perugia vom 8. bis 10. Oktober 1946 und einen weiteren in Bologna vom 3. bis 6. Januar 1947 zum „Problema religioso moderno in Italia“. Er bat mich, am Kongress in Bologna teilzunehmen, um über die FOR zu sprechen, aber mein Visum und mein Ticket würden dann abgelaufen sein. Er machte sich Notizen und beschloss, in Bologna ein paar Worte über die Versöhnung zu sagen und die Teilnahme meines Mannes am dritten Kongress, der zu Ostern in Mailand stattfinden sollte, anzukündigen.

Ich stieg leichten Herzens vom Turm herunter und war glücklich, dass mein Land, das oft die Initiative auf dem Gebiet der Ideen ergriffen hatte, nach einer langen Zeit der Stille, aber nicht des Todes, wieder aufwachte.

Am Abend fand ich am Bahnhof von Arezzo Professor Carlo Salani, der auf mich wartete, weil er von Capitini benachrichtigt worden war. Bei ihm zu Hause mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter, die brav zuhörte, wie soziale Fragen diskutiert wurden, sprachen wir lange über die „Versöhnung“ und den „Zivildienst“. Ferdinando Tartaglia hatte gerade einen religiösen Vortrag in Arezzo

gehalten, wo sich einige Menschen für religiöse und soziale Fragen interessieren. Auch in Arezzo gibt es ein Feld, das für den Empfang der Botschaft der FOR vorbereitet ist.

Zurück in Florenz verpasste ich Giorgio Spini, sah aber Frau Zilli, die mit Capitani und Tartaglia befreundet war. Sie betreibt eine soziale und religiöse Zeitung.

Da ich aus Zeitmangel nicht nach Mailand fahren konnte, machte ich mich auf den Weg nach Turin. Als ich am Bahnhof in Florenz abfuhr, kam der junge Graf Carlo Rusconi, mich zu sehen. Ich war bei ihm vorbeigekommen, aber er war auf Reisen. Er interessierte sich für den Zivildienst und überlegte, eine Sektion dafür zu organisieren.

In Turin wurde ich im Heim der „Unions Chrétiennes de Jeunes Filles“ (Christliche Vereinigung junger Mädchen) empfangen. Die Leiterinnen hatten mir ihren Speisesaal und ihr Wohnzimmer für einen kleinen Vortrag zur Verfügung gestellt. Elf Jahre zuvor hatte ich in demselben Heim bereits über die FOR gesprochen! Die Unterhaltung war einfach, ich wurde vom Interesse der Zuhörer unterstützt. Frau Silvia Maiorca, die ich am Anfang dieses Berichts erwähnt habe, war mit zwei Mitgliedern ihrer „Fronte Internazionale Femminile contro la Guerra“ anwesend. Eine der beiden war Frau Attilia Rovero, Professorin und Vorsitzende der UDI in Turin. Sie war mit einem anderen Mitglied ihrer Liga gekommen, und trotz dessen, was der Erzbischof von Siena über ihre kommunistische Bewegung gesagt hatte, schien sie sich sehr für die Ideen der FOR zu interessieren. Herr Terenzio Grandi, Direktor der Zeitung „Il Pensiero Mazziniano“, stellte mir Fragen über die „Communauté de travail von Marcel Barbu“. Ich hatte den Eindruck, dass es in Turin mehr als anderswo eine große Offenheit und große Möglichkeiten gibt.

Anwesend waren Professor Ferrera, Verwalter der Zeitschrift „Protestantesimo“ und einer der Leiter des „Centro di Cultura Evangelica“ in Turin, sowie der Philosophieprofessor Del Noce, ein Freund Capitinis, und der Rechtsanwalt Libois, der die sozialistische Zeitung „Sempre avanti“ betreute. Alle diese Herren bitten unsere Bewegung, mit ihnen in Verbindung zu bleiben, und erwarten meinen Mann im Frühjahr zu einer Reihe von Vorträgen.

Auch die Leiterinnen des Foyer waren von der Botschaft der

FOR sehr angetan und wollten ein Geschenk machen, indem sie mich kostenlos bei sich empfangen.

Mir fehlte die Zeit, um in die Waldensertäler und nach Mailand zu fahren. Und wie viele andere Städte es zu besuchen gäbe und wie viele Menschen zu sehen wären!

Wir haben soeben eine Ausgabe der Zeitung „La Cittadella“ (Politica e Cultura) aus Bergamo mit einem Artikel von Ferdinando Taglia erhalten. Überall diese Sehnsucht nach Frieden, nach der Schaffung der „Vereinigten Staaten von Europa“ und immer wieder der Ruf nach einem besseren Leben, das den humanitären und christlichen Idealen näher steht. Frau Baiocco Remiddi hatte Recht: Alle Friedensbewegungen sollten sich zusammenschließen und über das Radio über den Frieden sprechen können. Das Radio hat lange genug über den Krieg gesprochen.

Italien ist also ein offenes, sehr offenes Arbeitsfeld, und wir müssen nun mit Freunden korrespondieren und uns eifrig auf die Vortragsreise zu Ostern vorbereiten, die uns nach Torre Pellice, Turin, Mailand, Florenz, Arezzo, Rom, Neapel und Sizilien führen wird. Diese Tournee wird umso interessanter sein, als sie in sehr unterschiedlichen Kontexten stattfinden wird: Protestanten, unabhängig religiöse Menschen, Sozialisten, Kommunisten, Föderalisten, Theosophen und Republikaner. Hoffentlich wird es uns auch gelingen, Kontakt zu katholischen Bewegungen aufzunehmen. Wenn das in Siena begonnene Experiment erfolgreich ist, wäre dies ein Türöffner.

Benedetto Croce hat vielleicht Recht: Wir können Kriege wahrscheinlich noch nicht verhindern, aber wir können daran arbeiten. In der Zwischenzeit sollten wir versuchen, die Abstände zwischen ihnen zu vergrößern und sie weniger grausam zu gestalten. Wir sollten versuchen, in den Ländern, die dies noch nicht getan haben, Bestimmungen in die Gesetzgebung aufzunehmen, die die Legitimität von Gewissensentscheidungen anerkennen.

Kapitel VII

Reise in die USA im Jahr 1954

29. August 1954

Nachdem ich im Mai zu einer Vortragsreise für den Amerikanischen Versöhnungsbund eingeladen worden war und im Juni und Juli in sechs „Quaker Institutes“¹³⁹ sprechen durfte, schiffte ich mich auf der „Queen Mary“ in die Vereinigten Staaten ein. Ich durchquerte den großen amerikanischen Kontinent vom Osten bis zum Mittleren Westen¹⁴⁰ und vom Süden bis zum Norden, vom Golf von Mexiko bis zu den großen nordischen Seen.

Die Welt ist klein! Schon auf dem Schiff hatte ich, ohne es zu wissen, Freunde! Am ersten Tag saß ich beim Frühstück mit zwei englischen Damen, der Mutter und der Tochter, an einem kleinen Tisch. Sie fragten mich, wer ich sei und was ich mache, und ich erzählte ihnen von unserem „Haus der Versöhnung“ in Versailles. Einige Stunden später suchte mich die jüngste der Damen auf der Brücke und als sie mich gefunden hatte, fragte sie mich: „Ist das nicht bei Ihnen, wo während der Streiks im letzten Sommer fünfundfünfzig junge englische Schüler mit dem Direktor ihrer Schule und einigen Lehrern empfangen wurden?“ Ich bejahte dies und die Frau sagte lächelnd: „Der Direktor war mein Mann!“

In den USA freute ich mich, viele Gruppen der Amerikanischen Versöhnungsarbeit kennen zu lernen, und ich danke John Swomley, dass er meine Tour so gut organisiert hat. Trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit und der bevorstehenden Prüfungen hatte ich genügend Zuhörer, die mich ermutigten. Ich sprach in Schulen, an Universitäten, in Kirchen und in Räumen aller Art, im Radio und im Fernsehen.

Einige Leute kamen, um mir zuzuhören, weil sie sich für das „Collège Cévenol“ interessierten, andere waren in Le Chambon gewesen; andere interessierten sich für unser „Haus der Versöh-

¹³⁹ Studententreffen der Quäker.

¹⁴⁰ Middle West: Das Zentrum der Vereinigten Staaten.

nung“¹⁴¹, wohin einige gekommen waren. Wieder andere besuchten die Vorträge, weil sie André Trocmé gehört hatten, ihn schätzten und nicht „Magda Trocmé“, sondern „die Frau von André Trocmé“ sehen und hören wollten.

Ich fühlte mich dadurch nicht gedemütigt, sondern eher stolz und amüsiert, obwohl ich ein wenig Angst hatte, nicht „auf der Höhe der Zeit“ zu sein.

Am ersten Abend fuhr ich von New York nach Scarsdale, wo ich in einem Raum der Quäker sprechen sollte. Da der Zug Verspätung hatte, fragte ich einen Angestellten, was los sei, und er antwortete mir lächelnd: „Aber es ist doch Samstag, Madam, und wir warten auf die Sonntagszeitungen!“ (Die Sonntagszeitungen in den USA haben etwa 50 Seiten!) „Sie werden sich bestimmt freuen“, fügte er hinzu, „wenn Sie morgen früh, wenn Sie aus der Kirche kommen, Ihre Sonntagszeitung in den Händen halten!“ Morgen früh, wenn ich aus der Kirche komme, dachte ich mir: Der Mann geht also davon aus, dass ich morgen früh in die Kirche gehen werde, vielleicht ist er sogar sicher, dass alle Leute im Abteil in die Kirche gehen werden. In Frankreich hätte man mir gesagt: „Madame, morgen, am Sonntag, nach einer guten Tasse Kaffee, werden Sie bestimmt glücklich sein, Ihre Zeitung zu lesen!“ Dieses kleine Detail ließ mich den Unterschied zwischen unseren Ländern deutlich spüren.

Am nächsten Tag war ich sehr aufgeregt, denn ich sollte in einer Kirche sprechen, dem Chor folgend hineingehen, ein Kleid tragen, auf die Kanzel steigen und auch in einer Prozession wieder hinausgehen. Der Pastor hatte mich ermutigt und mir gesagt, ich solle mich nicht erschrecken, natürlich bleiben und so sprechen, als wäre ich in einem beliebigen Raum. Ich tat also, was er sagte, aber als ich vor meinen Zuhörern stand und an all die anderen Zuhörer dachte, die sich in anderen Kirchen versammelten, an all die festlich gekleideten, ernsten, überzeugten Menschen, die ich später in den USA in großen Gruppen von Gläubigen in den Kirchen ein- und ausgehen sah – so an diesem Sonntag und an allen anderen Sonntagen in den USA, da wurde mir das Herz schwer. So viele Christen! Was für eine Überraschung für mich, die ich aus einem weitgehend entchristlichten Land kam, aber was für eine Verantwortung für ein reiches und

¹⁴¹ Genannt „Moulin de la Paix“ (Friedensmühle Mill of Peace).

mächtiges Land mit einer Mehrheit von Christen! Wie kommt es, dass man am Sonntag die Tempel und Kirchen füllen und an den anderen Tagen den Krieg vorbereiten kann? Ich habe dieses Problem oft in den Vereinigten Staaten angesprochen, wo die Menschen so großzügig, so enthusiastisch, so hilfsbereit sind; mir wurde klar, dass in einem Land mit christlicher Mehrheit wie auch in einem Land mit christlicher Minderheit die Liebe, die menschliche Brüderlichkeit sehr schnell an Grenzen stößt. Diese Grenzen werden von den Grenzen zwischen Ländern und den Parteigrenzen innerhalb eines Landes bestimmt. Die Gefühle der Brüderlichkeit reichen allenfalls bis zu den Grenzen verbündeter Länder. Aber diese Verbündeten sind Eintagsverbündete, denn Allianzen ändern sich leider oft, und die „Gehirnwäsche“ (engl. Brain-washing) führt sogar bei Christen dazu, dass sie ihre religiösen Ideale mit der Politik ihrer Regierung verwechseln.

Nachdem ich Indien, muslimische Länder und viele europäische Länder bereist habe, ist mir die Verantwortung, die Christen tragen, vielleicht besser bewusst als anderen. Wir sind so gemacht, dass wir die Ungereimtheiten anderer leichter sehen als unsere eigenen Ungereimtheiten. In meinen Augen erschien der Widerspruch eklatant zwischen den vollen Kirchen in den USA am Sonntag und der Anhäufung eines erschreckenden Bestands an A- und H-Bomben, dem Finanzimperialismus, den ständig steigenden Ausgaben und der Segregation der Schwarzen in den USA.

Aber werfen wir einen Blick auf uns selbst. Was ist bei uns in Frankreich los? Können wir unser Christentum und unsere Kolonialpolitik miteinander versöhnen?

Was würde passieren, wenn der Ökumenische Rat morgen in Evanston auf der Grundlage des Evangeliums beschließen würde, den Krieg zu ächten, und erklären würde, dass ein Christ nicht mehr zu den Waffen greifen darf? Der Vatikan würde wahrscheinlich folgen. Und was würde dann passieren? Was ist der Krieg? In den USA hatte ich den Eindruck, dass es ein abstraktes Wort war, an das sich die Massen gewöhnt hatten¹⁴², während es in Europa ein schreckliches Wort war, eine Geißel, mit der man sich abfinden musste.

¹⁴² Nicht so abstrakt, denn Tausende von Familien hatten Väter und Söhne in Europa (1914-1918, 1940-1944) und in Korea und Vietnam verloren (NdNH).

Wichtig ist, dass man nicht gegen den Krieg als Abstraktion, sondern gegen die konkreten Ursachen von Kriegen kämpft. Den Krieg zu ächten bedeutet, die Kriegsursachen zu beseitigen: den Nationalstolz, den individuellen oder kollektiven Profit als Motor unseres Handelns, die vitale Konkurrenz, die Beherrschung und Ausbeutung einer Nation durch eine andere, den Rassismus und den Kult um militärischen Ruhm.

Was würde passieren, wenn wir dafür kämpfen würden, dies abzuschaffen? Es wäre einfach eine Revolution, eine soziale Revolution auf der ganzen Linie und eine moralische Revolution.

Sind wir bereit für dieses Abenteuer?

Das Christentum: Ist es eine solche Revolution oder etwas ganz anderes? Sind wir nicht seit fast zweitausend Jahren dabei, Gott zu bitten, uns seinen Heiligen Geist zu senden, während wir insgeheim, fast ohne es zu merken, sogar hoffen, dass uns dieser Heilige Geist nie gewährt wird?

Wenn die Revolution Christi vollendet wäre, bräuchte die Welt dann linke oder rechte Revolutionen?

Amsterdam, Evanston ... Rom ... so viel Verantwortung; aber wir, jeder von uns nichtkatholischen Christen, sind für das, was derzeit in Evanston geschieht, mehr verantwortlich als die Katholiken, die gemäß ihrer Lehre individuell weniger direkt für das, was in Rom geschieht, verantwortlich sind.

Meine Tour im Dienste der Amerikanischen Versöhnungsarbeit war für mich sehr lehrreich. Ich habe sehr viel gelernt, und das war auch nötig. Seit meiner Reise nach Indien im Jahr 1950 begann mein Geist abzustumpfen; ich war ein wenig zu einer Maschine geworden, die im Haus der Versöhnung in Versailles Briefe schrieb, Essen servierte, Wäsche wusch und Böden fegte.

Es waren vor allem die Fragen, die mir nach meinen Vorträgen gestellt wurden, die mich belehrten, und die vielfältigen Kontakte, die sich täglich ergaben; denn jeden Tag wurde ich von einer anderen Familie empfangen, und oft nahm ich meine Mahlzeiten bei der einen oder der anderen Familie ein.

Ich war bei Kirchenleuten, bei reichen Industriellen, bei einfachen Leuten; auf diese Weise habe ich die gesamte soziale Leiter durchlaufen. Ich war in kleinen Städten, in denen sich das echte,

typisch amerikanische Leben abspielt, und in den großen Städten wie New York, Boston und Chicago, die monströs sind.

Ich war in kleinen Holzhäusern, die zwischen Bäumen auf grünem Rasen eingebettet sind, und in großen Wolkenkratzern. In Chicago wurde ich von einer der McCormick-Familien¹⁴³ auf die Spitze eines gläsernen Wolkenkratzers eingeladen, in eine der modernsten Unterkünfte direkt am See. Man konnte glauben, man wäre in einem Flugzeug, zwischen Himmel und Wasser.¹⁴⁴ Und doch hörte ich trotz des unterschiedlichen Hintergrunds und Vermögens überall die gleichen Fragen, die mir stereotyp erschienen: der Ausdruck der gleichen Angst um das bedrohte Amerika, die Gewissheit der gleichen Pflicht, es mit Waffengewalt zu verteidigen, und ich dachte an drei Erfahrungen, die ich in meinem Leben gemacht hatte ... Ich war 1923 in Italien, als der Faschismus entstand, 1933 in Deutschland kurz nach dem Aufstieg Hitlers und 1940 in Frankreich, als das Pétain-Regime begann. Ich konnte nicht umhin, die damalige Stimmung in Europa mit der heutigen Stimmung in den USA zu vergleichen. Ich habe jedoch einen Unterschied festgestellt, der für die USA spricht. Anders als in Italien, Deutschland und Frankreich, wo die Meinung keinen Widerspruch duldet, konnte ich 1954 zu den Amerikanern, die ich traf, sprechen, meine Ideen kundtun¹⁴⁵, von meinen Erfahrungen berichten. Ich konnte, ohne dass man aufhörte, mir zuzuhören und sich für meinen Standpunkt zu interessieren, versuchen, zu vergleichen und klar zu sehen. Dies zeigt, wie wichtig der internationale Austausch, Konferenzen und sogar die Dringlichkeit von Kontakten aller Art sind. Vor allem in den *Friends Institutes* der Quäker, die Menschen erreichen, die nicht zu den pazifistischen Kreisen gehören, Menschen, die nicht reisen können und keine Gelegenheit haben, Ausländer zu treffen, schienen mir die Kontakte effektiv zu sein.

Die Freunde der Versöhnung im Mai und die Mitglieder der „Quakers institutes“ im Juni und Juli interessierten sich zwar für allgemeine Ideen, gewiss aber noch mehr für praktische Dinge.

¹⁴³ McCormick: Große Millionärsfamilie aus Chicago (NdNH).

¹⁴⁴ Zwischen Himmel und Wasser: Chicago wurde an den Ufern des Großen Michigansees erbaut (NdNH).

¹⁴⁵ Abgesehen von seltenen Ausnahmen.

„Frieden ist gut, aber was können wir praktisch tun?“, fragten meine Gesprächspartner.

Das Collège Cévenol in Frankreich, das Freundschaftsheim¹⁴⁶ in Deutschland, Agape¹⁴⁷ in Italien haben sie sehr interessiert, ebenso wie die Arbeitsgemeinschaften. Was mich ermutigte und mich die Strapazen und auftretenden Schwierigkeiten in Versailles freudig akzeptieren ließ, war, dass „La Maison de la Réconciliation“¹⁴⁸ allgemeine Begeisterung auslöste.

Dieses Haus existierte ohne ein bestimmtes Programm, außer dem, Menschen aller Religionen, aller Rassen, aller Nationalitäten, aller sozialen Klassen und irgendwelcher Parteien im Geiste der Bergpredigt zu empfangen; ein Haus mit dem Ziel, verschiedene Tendenzen und Ideale zusammenzubringen; ein Haus, das für alle offen war, mit einem kleinen Team, das bereit war, Gäste zu empfangen, zu unterrichten, zu leiten und auch zu lernen und vor allem Kontakte zu knüpfen. Das war eine Idee, die meinen Zuhörern gefiel. Sie verstanden die Idee eines internationalen Büros für Versöhnung, das eng mit einem Besucherzentrum verbunden ist, das sei-

¹⁴⁶ Freundschaftsheim: Internationales Zentrum für Begegnung und Friedensengagement, das 1948 von Pastor Wilhelm Mensching (1887-1964), einem Freund von André und Magda Trocmé, in Bückeburg (Niedersachsen) gegründet wurde (Anm. d. franz. Editoren).

Siehe den Wikipedia-Artikel zu „*Internationales Freundschaftsheim Bückeburg*“; dort auch Literatur (d. Ü.).

¹⁴⁷ Agape: Ökumenisches und internationales Zentrum, das von 1947 bis 1951 in Prali (Piemont) von dem waldensischen Pastor Tullio Vinay (1909-1996) und zahlreichen Freiwilligen aus ganz Europa errichtet wurde. Es sollte der ökumenischen Bildung gewidmet sein und eine große Ausstrahlung haben. 1961 verlegte Tullio Vinay seine Initiative nach Rieti (Sizilien), wo er ein zweites Zentrum und eine Bewegung mit dem Titel „*Servizio cristiano*“ (Christlicher Dienst) gründete, mit einem kühnen Projekt des Zeugnisses und des Engagements in den Einfluss- und Kulturgebieten der Mafia. Siehe Tullio Vinay und Georges Richard-Molard, *Rieti ou la force de l'Agape*, Paris, Buchet-Chastel, 1976 (Anm. der franz. Editoren).

Zu Agape s.: Gottfried Orth (Hrsg.), *Agape: unsere ersten 40 Jahre. Eine Publikation des Ernst Lange-Instituts für ökumenische Studien*. Rothenburg ob der Tauber 1991 (d. Ü.).

¹⁴⁸ Das Haus, „*Mill of Peace*“, genannt auch „*moulin de la paix*“ wurde um eine der drei alten Mühlen herum gebaut, die Ludwig XVI. in einem verzweiferten Versuch, sich mit dem hungernden und nach Brot schreienden Volk von Paris zu versöhnen, errichtet hatte.

nem Team als Erfahrungsfeld dient. Das verlieh dem Büro eine besondere Bedeutung und ein intensives Leben, das die menschlichen Bedürfnisse über die Sorgen der Verwaltung stellte. Da sich das gleiche Team um das Haus und das Büro kümmerte, hatten die Konferenzen und unsere ‚Wanderarbeit‘ eine reale Ausgangsbasis in einer konkreten Atmosphäre, denn die Ideen, über die wir sprachen, waren in Versailles, im Haus der Versöhnung, umgesetzt worden. Nun war unser Erfahrungsfeld zwar begrenzt, aber es handelte sich dennoch um einen Kontakt. Es ist zu wünschen, dass sich solche Erfahrungsfelder immer mehr entwickeln und vermehren.

Das Wort „Frieden“ ist für viele leider auch ein abstraktes Wort, ähnlich wie das Wort „Krieg“. Es wird allzu oft von Menschen verwendet, die sich nicht mit den Implikationen auseinandergesetzt haben. Je nach Fall wird es sogar verwendet, um diametral entgegengesetzte Dinge zu bezeichnen; das Wort „better understanding“¹⁴⁹ hat jedoch eine praktische Bedeutung. Die meisten von uns können „better understanding“ dort praktizieren, wo sie sich befinden. Aber damit es keine Missverständnisse gibt! Dies ist keine Reklame für unsere Arbeit oder unser Haus. Ich war ziemlich müde und entmutigt in die USA gereist und zweifelte an der Nützlichkeit unserer Arbeit in Frankreich. Ich kam voller Kraft und Hoffnung zurück, weil ich gesehen hatte, dass die Menschen sich mehr nach Taten als nach Worten sehnten, selbst wenn sie noch so klein waren.

Ich verstehe Henri Roser¹⁵⁰ immer mehr, der kein ‚Wanderprediger‘ sein wollte, ohne auch das Evangelisationswerk von Aubervilliers zu erhalten. Ebenso konnte André Trocmé nicht auf die Erfahrung von Le Chambon und heute auf die von Versailles als Unterstützung für seine Vortagsreisen verzichten. Ich verstehe Wilhelm Mensching in Petzen, Muriel Lester in Kingsley Hall, Nathanael Beskin in Birkagarden und Philippe Vernier in Quarignon.

Die Quäker hatten dies schon vor langer Zeit erkannt und bemühten sich wie einige Mitglieder des Versöhnungsbundes, in der ganzen Welt Zentren für praktisches Christentum zu errichten.

¹⁴⁹ Verständnis, bessere Beziehungen.

¹⁵⁰ Zu Henri Roser vgl. unseren Kommentar am Ende des Buches, S. 254 ff (Anmerkung der franz. Editoren).

Ihre „Institutes“, bei denen es sich um „Studientreffen“ handelt, die etwa eine Woche dauern, sind in den USA zahlreich. Es gibt sie auch in Europa. Ich habe an sechs dieser Institute an Veranstaltungen teilgenommen: in Wichita, Kansas, in Houston und San Antonio, Texas, in Boone bei Des Moines, Iowa, in Littleton bei Boston, Massachusetts, und in Ithaca, an der Cornell University im Norden des Staates New York.

In Wichita fanden die Treffen in der „Friend University“, der Quäker-Universität, statt; das Publikum war sehr gemischt, da das „Institute“, das seit neunzehn Jahren in Wichita existiert, Studenten und Professoren, die sich dafür anmelden und die empfohlenen Bücher lesen, „Credit Points“ verleiht. Amerikanische Studien sind wie ein Lottospiel, das auch im Laufe mehrerer Jahre durch das Hinzufügen von „Credits“ vervollständigt werden kann.¹⁵¹ Die Gesamtzahl der „Credits“ sichert den Abschluss. Die unterrichtenden Lehrer müssen alle zwei Jahre ihre „Credits“ durch Studien oder Reisen erhöhen, um wachsam zu bleiben¹⁵² und nicht in die Routine ihres Unterrichts zu verfallen. Die Zuhörerschaft an unserem „Institute“ in Wichita war daher sehr interessant.

Mehrere Personen, die die Vorträge verfolgten, waren aus schulischen Gründen dort, ohne sich zu pazifistischen oder internationalistischen Ideen zu bekennen. Wir hatten die Gelegenheit, sie aufzuklären und von ihnen andere Denk- und Reaktionsweisen zu lernen. In Wichita wurde mir klar, wie wichtig die „Institutes“ im Mittleren Westen waren, der häufiger ohne Kontakte und direkte Nachrichten aus der Außenwelt auskommen musste.

Eine junge, sehr religiöse und katholische Studentin, die sich am „Institute“ eingeschrieben hatte, um „Credits“ zu erhalten, sagte mir beim Händeschütteln: „Ich war sehr interessiert an dem, was Sie gesagt haben. Es ist das erste Mal, dass ich mit einer Person spreche, die nicht in den Vereinigten Staaten geboren wurde.“ Stellen Sie sich die Überraschung vor! Für uns Europäer sind die Amerikaner „Globetrotter“, die um die Welt fliegen: Wir denken, dass ihre Frauen alle hohe Absätze tragen, sich wenig um ihre Häuser und Kinder

¹⁵¹ Die Mehrheit dieser „Credits“ muss im Spezialisierungsfeld des Studenten erworben werden.

¹⁵² Um sich selbst weiterzubilden.

kümmern, in Clubs gehen, sich scheiden lassen und Spaß haben! Eine kleine Reise in die Vereinigten Staaten, überall, aber noch mehr im Mittleren Westen, offenbart uns, dass die amerikanische Frau ihren Haushalt selbst macht und ihre Kinder ohne Hausmädchen erzieht, sich um ihren Garten kümmert, eher häuslich und manchmal zu sehr auf ihren Haushalt beschränkt ist!

Erst später, wenn die Kinder groß sind, kann die amerikanische Frau, wenn sie daran interessiert ist, ein zweites Leben führen, sich mit Kunst und Politik beschäftigen und sogar reisen! Anstatt sich von Sorgen, Jahren und Müdigkeit überwältigen zu lassen, versucht sie, ihre Figur zu halten, trägt weiterhin junge und auffällige Kleidung und genießt das, was sie ihre „zweite Existenz“ nennt. In dieser zweiten Existenz versucht sie, sich zu bilden und sich auf dem Laufenden zu halten über das, was in der Welt geschieht. So viele reife Frauen ersetzen die Reisen, die sie nicht machen können, durch ein Praktikum bei den Institutes of Foreign Relations.

Eine weitere ausgezeichnete Idee ist es, die Redner der Institute auch außerhalb der Seminare sprechen zu lassen, um Kontakte zu anderen Gruppen zu knüpfen, die ihrerseits selten die Gelegenheit haben, ausländische Sprecher einzuladen.

So wurde ich in ganz andere Kreise geschleudert als die, in denen ich mich aus Gewohnheit bewege. Der interessanteste dieser Besuche war bei einem Herrenclub, den „Kiwanis“¹⁵³. Ich aß mit diesen Herren in einem eleganten Restaurant zu Abend. Anschließend sollte ich mit ihnen über die „Gründe, warum Europäer mit dem Kommunismus sympathisieren“ sprechen. Man hatte mir genau er-

¹⁵³ Der Kiwanis-Club ist eine internationale Organisation (ein Dienst-Club), die 1915 von Joseph C. Prance und Allen S. Browne in Detroit gegründet wurde. Sie bestand damals aus freiwilligen, relativ wohlhabenden und philanthropischen Männern (und heute auch Frauen), die sich dafür einsetzten, kranken, behinderten oder in Not geratenen Kindern zu helfen, indem sie ihnen materielle und moralische Unterstützung gewährten. Ihre philosophische Grundlage ist die „Goldene Regel“: „Tue anderen das, was du möchtest, dass sie dir tun.“ Ihr Motto: „Den Kindern der Welt dienen.“ Die Organisation ist in über 100 Ländern vertreten und führt ständig Spendenaktionen durch. Der Begriff „Kiwanis“ ist eine phonetische Adaption von „Nunkee-wan-nis“, einem indianischen Ausdruck des Ochipew-Stammes, der übersetzt werden kann mit: „Wir teilen gerne unsere Begabungen“ (Anm. d. franz. Editoren).

klärt, dass ich mein Gespräch um Punkt acht Uhr beenden müsse. Es hieß also, pünktlich zu beginnen. Der Präsident schlug mit einem Hammer auf die Glocke des Clubs, ich sah, wie die Clubinsignien aus einem winzigen ‚Nachttopf‘ herausgeholt wurden und die Mitglieder sie an ihre Knopflöcher steckten, ich sah den Fahngruß, das Treuegelöbnis gegenüber den Vereinigten Staaten, das Männer mit der Hand auf dem Herzen der Fahne zugewandt ablegten. Ich aß eine gute Mahlzeit und ergriff dann das Wort. Um Punkt acht Uhr hielt ich an. Aber siehe da, die Herren waren keineswegs schockiert über meine Worte, sondern baten mich, meine Rede fortzusetzen. Um zehn Uhr abends waren wir immer noch dabei, zu diskutieren! Ich wäre nie eingeladen worden, in diesem Kreis zu sprechen, wenn ich nicht ein ‚Sprecher‘ des Quäker-Instituts in Wichita gewesen wäre.

In Houston wurde ich in eine große Methodistenkirche gesandt, eine Art Fabrik, in der sich Gottesdienste und Sonntagsschulen über alle Stockwerke erstreckten und das Publikum von Kindergarten-gruppen bis hin zu Gruppen von 80-jährigen Greisen reichte! Ich geriet in eine Gruppe junger Paare. Ich erzählte ihnen von meinen Erlebnissen während des Zweiten Weltkriegs; man hat mir eine Menge Fragen gestellt und ich musste sogar das Essen absagen, zu dem ich eingeladen war. Ein junges Paar nahm mich mit; ein anderes junges Paar wurde für den Nachmittag eingeladen und am Abend waren diese Freunde wieder bei meinem offiziellen Vortrag im Rahmen des Instituts und sagten, dass sie noch nie von den Fragen gehört hätten, die wir aufwarfen!

In San Antonio waren die Zuhörer eher daran gewöhnt, sich mit internationalen Themen zu befassen. Ich lernte die Mitglieder des Seminars weniger gut kennen, da ich als letzte in Houston geblieben war, um das Institut abzuschließen. Ich war erst in den letzten Tagen in San Antonio angekommen. Bei diesen Konferenzen wird der Kontakt nach der Vorstellung des Redners hergestellt, und ich sprach als eine der letzten. Ich genoss die „spanischen Missionen“¹⁵⁴, die ich unter tropischer Sonne besuchte, und stellte mir vor, wie

¹⁵⁴ Kirche und Nebengebäude, Gebäudekomplex, der der katholischen Kirche zur Zeit der Besiedlung des amerikanischen Südens und Südwestens als Außenposten diente, Karmelitermission in Kalifornien, die im Juni 1770 gegründet wurde.

Mexiko sein müsste, und ich reiste ab in dem Moment, als Kontakt und Freundschaften entstanden.

In Boone, in einem Camp der Young Women's Christian Association (YWCA) mitten im Wald, waren Jungen und Mädchen aus verschiedenen „High Schools“ versammelt. Es gab zwei indische Mädchen, acht farbige Jugendliche, einen japanischen und einen hinduistischen Redner. Dieses Camp war eine Offenbarung für mich! Viele der Jugendlichen kamen aus Ländern, in denen die Rassentrennung trotz einiger Fortschritte immer noch vollständig war. Wenn sie nicht auf die eine oder andere Weise umgangen würde, würde das neue Gesetz die Schulen ab September 1954 dazu verpflichten, farbige Schüler genauso gut wie weiße aufzunehmen. Diese Jugendlichen waren noch nie mit farbigen Mitschülern zusammen gewesen, geschweige denn hatten sie ihre Mahlzeiten, Schlafsäle und Duschen mit Schwarzen geteilt!

Der Geist war sofort bemerkenswert und eine Diskussion folgte auf die andere. Einer der Schüler fragte, warum die Quäker diese „High School Institutes“ organisierten, und wollte wissen, wie viele Quäker unter den vierzig Jugendlichen waren.

Es gab nur zwei!!!

Alle Schüler waren interessiert und überrascht und sagten, dass dies von den Quäkern „umwerfend“ sei und dass sie nie gedacht hätten, dass der Aufenthalt im Kontakt mit anderen Rassen so einfach, schön und interessant sein könnte. Sie hatten alle dieselbe Frage: „Wie erklären wir das unseren Eltern, unseren Lehrern und den Menschen, mit denen wir zusammenleben und die ihrerseits diese Erfahrung nicht gemacht haben?“

Am letzten Tag wurden improvisierte Sketche aufgeführt, um die Jugendlichen auf die Bildung der Erwachsenen vorzubereiten; sie stellten die Heimkehr der Schüler dar: Zum Beispiel:

Erste szenische Darstellung: Eine Gruppe von Weißen und Schwarzen kehrte, bevor sie sich trennte, in einem Restaurant ein, und das Essen wurde den Schwarzen verweigert: Darauf folgte eine komische und interessante Diskussion.

Zweite szenische Darstellung: Ein junges Mädchen ist wieder in der Schule und schaut sich ihre Notizen vom Seminar an. Der Lehrer fragt sie, was sie macht: Sie nutzt die Gelegenheit, um ihm zu erklären, was sie gelernt hat und vor allem, was sie selbst erlebt hat und

was nicht mit dem übereinstimmt, was ihr in der Schule gelehrt wird!

Dritte szenische Darstellung: Ein Junge kommt nach Hause, und die Eltern hören mit offenem Mund seinen Erzählungen zu; sie wissen nicht, ob sie dem Quäker-Seminar, in dem ihr Sohn sich entwickelt hat oder ... in die Absurdität gezogen wurde, danken oder es missbilligen sollen!

Die Sketche hatten die Teilnehmer auf Ideen gebracht und so reisten alle ab, entschlossen, ein neues Leben zu beginnen. Das Camp endete fröhlich, trotz der Überschwemmungen am Mississippi und in Des Moines, die uns in unserem Camp ohne Wasser, Strom und Telefon festgesetzt hatten. Die Abreise erfolgte über die Hügel, da die Straßen noch mit Wasser überschwemmt waren.

Als ich in Boone ankam, bevor ich meinen Zug nahm, traf ich zwei weinende Teilnehmerinnen, die auf einer Bank vor der Bushaltestelle saßen. Ich fragte sie, was sie hätten. Sie sagten mir: „Wenn wir das gewusst hätten, wären wir nie ins Camp gekommen!“ Als sie meine Überraschung sahen, fügten sie hinzu: „Weil es zu schrecklich ist, wegzugehen, die neuen Freunde zu verlassen und in das normale Leben zurückzukehren, nachdem man etwas anderes gesehen hat!“

Littleton in der Nähe von Boston war ebenfalls für Schüler der „High Schools“ reserviert, die in einem als Jugendherberge umgebauten Bauernhof untergebracht waren. Auch hier war die Begeisterung groß, die Fragen drängend; da die Jugendlichen aus dem Osten weiter entwickelt sind als die aus dem Mittleren Westen, wurden die Gehirne der Redner einer härteren Prüfung unterzogen.

Das Cornell-Seminar war das letzte und vielleicht eines der interessantesten. Wir waren sehr zahlreich, da das Institute eine alte Institution ist (wir feierten sein 25-jähriges Bestehen). Die Mitglieder wurden fast alle in einem der Universitätsgebäude empfangen, und die Bindungen, die sich zwischen uns entwickelten, waren stärker. Da waren junge Leute, ein Ehepaar, das auf seiner Urlaubsreise durch das Land der „Finger Lakes“¹⁵⁵ zufällig Halt gemacht hatte und, nachdem es einem Vortrag zugehört hatte, für die gesamte Dauer des Seminars blieb. Es befanden sich dort zwei alte Damen,

¹⁵⁵ Fünf Seen wie die Finger einer Hand.

die ältesten des ältesten Jahrgangs von Cornell, und ein achtzigjähriger Herr, der sagte, dass man in jedem Alter lernen könne! In der Tat kann man immer etwas lernen, und wir, die Redner, lernten enorm viel, indem wir einander zuhörten, Fragen beantworteten und jeden Tag einer anderen Diskussionsgruppe vorstanden.

Wie ist mein Gesamteindruck von den „Quaker Institutes“ und den Versöhnungsgruppen? Ich fand bei den Zuhörern einen großen Wunsch zu lernen, vielleicht etwas zu vereinfachte Vorstellungen von Gut und Böse, eine Tendenz zu glauben, dass alles Gute auf der einen und alles Böse auf der anderen Seite liegt, und vor allem eine Tendenz, nicht so leicht zu verstehen, dass eine Handlung im Leben selten völlig rein ist. Unsere Freunde sahen „weiß“ und „schwarz“ und vergaßen dabei völlig das „grau“, das leider manchmal sehr wohl die Farbe unserer Handlungen und Gedanken ist.

Widerstand gegen den Nationalsozialismus, die Gestapo und die Judenverfolgung? Herrlich! Prächtig! Aber als ich das Missverständnis erkannte, als ich die etwas kindliche, vereinfachte Bewunderung meiner Zuhörer für die „Helden“ dieses Widerstands erkannte, ihre Neigung, Tatsachen, die sich auf menschlicher Ebene abspielten, in eine Legende zu verwandeln, versuchte ich, vielleicht unbeholfen, die Probleme, Konflikte und Gewissenskrisen zu erklären, die mit diesem „gewaltlosen Widerstand“ einhergingen. Ich habe von den gefälschten Ausweisen gesprochen, mit denen die Juden ausgestattet werden mussten, denn es bedeutete, sie bei der Gestapo zu denunzieren, wenn sie ihren richtigen Namen benutzten. Ich sprach von der Wahrheit, die oft geheim bleiben muss, um einen Mann oder eine Frau der Polizei, dem Konzentrationslager und dem Tod entreißen zu können! Dann verdunkelten sich die Gesichter meiner Zuhörer, das „Weiße“ war in ihren Augen nicht mehr das „Weiße“. Plötzlich erschien es ihnen „schwarz“, ohne auch nur „grau“ zu sein. Einige hätten es vorgezogen, dass wir Juden geopfert hätten ... um unsere Seelen rein und ohne Lügen zu halten!!!

Natürlich wäre es für uns einfacher gewesen, ruhig zu leben, da wir keine Juden waren, nicht zu lügen und die Juden in den Tod gehen zu lassen, wie Tolstois Engel, der der Legende nach zurück in den Himmel aufstieg, ohne den Menschen zu helfen, um sein weißes Kleid nicht zu beschmutzen!

„Gott ist Wahrheit und die Wahrheit ist Gott“, sagte Gandhi.

Aber die Wahrheit, der höchste Wert liegt in der Existenz des anderen Menschen. Das ist es, was man Liebe nennt. Wenn Liebe und Wahrheit manchmal in Konflikt miteinander zu stehen scheinen, ist dies der Moment, sich daran zu erinnern, dass die höchste Wahrheit darin besteht, den Menschen, unseren Nächsten, zu retten.

In der Nähe von Cornell besuchte ich eine Pilgerstätte, das Haus einer in der Geschichte berühmten Schwarzen, die zur Zeit des Sklavenaufstands aus dem Süden floh und neunzehn Mal vom Süden in den Norden und zurück reiste, wobei sie jedes Mal Schwarze mitnahm, die sie vor der Sklaverei rettete.¹⁵⁶ Hätte sie dies tun können, indem sie ihre Schützlinge unter dem Vorwand verriet, die Menschen, die da waren, um diese Flucht zu verhindern, nicht anzulügen? Hätte sie ihre Arbeit, ihr Ideal, das sie sich selbst auferlegt hatte, aufgeben müssen, weil sie Angst hatte, ihre Seele zu „beschmutzen“?

Bevor man urteilt, muss man einen Juden vor der Tür gehabt haben, der von der Gestapo gejagt wurde, und ihm die Tür geöffnet haben ... um zu erkennen, dass diese normale und christliche Handlung andere nach sich zieht, die nicht im Voraus geplant waren. Ohne aus der Lüge eine Verhaltensregel zu machen, muss man durch jeden Umstand hindurch auf Gottes Führung warten, auf den Gott, der befiehlt, niemals zu töten, weder unseren Feind noch unseren Freund.

Mein Mann und ich haben eine dankbare Erinnerung an die „Seminare“, die in Le Chambon mit finanzieller Unterstützung der Quäker abgehalten wurden. Mein Mann hat auch an zwei Seminaren des American Friends Service Committee (AFSC)¹⁵⁷ in Berlin teilgenommen.

Das Problem der Erwachsenen- und Jugendbildung stellt sich in Europa anders als in den USA; der gute Wille erleichtert die Kontakte zwischen Menschen mit demselben kulturellen und sprachlichen Hintergrund.

Ganz anders ist die Situation in Europa, wo die Geschichte, die religiösen, kulturellen und nationalen Gegensätze Abgründe aufge-

¹⁵⁶ The „*Underground Railroad*“, ein Untergrundsystem, das Sklaven helfen sollte, aus dem Süden der USA an einen sicheren Ort im Norden zu fliehen. Die Frau heißt Harriet Tubman.

¹⁵⁷ American Friends Service Committee, Internationaler Quäkerdienst.

rissen haben. Sicherlich sind Begegnungen zwischen jungen Menschen nützlich; man kann sich immer kennenlernen, aber das reicht nicht aus. Es geht darum, welcher Geist die Begegnungen leiten soll. Der Geist der Bergpredigt, der von der Mehrheit der Amerikaner zu leicht akzeptiert zu werden scheint, wird in der Tat als utopisch und gefährlich von der Mehrheit der Europäer energisch zurückgewiesen.

Deshalb bin ich der Meinung, dass in Europa ganz andere Methoden angewandt werden sollten, wo die Redner und Leiter sorgfältig aus Personen ausgewählt werden sollten, die die Inspiration der Bergpredigt akzeptieren, und wo die Studenten bei ihrer Ankunft ebenfalls akzeptieren sollten, dass dies die Inspiration des Seminars ist. Fehlt eine solche mutige und aufrichtige gemeinsame Basis, besteht die Gefahr, dass die Aufmerksamkeit der Studierenden und Sprecher zerstreut wird und sie nur die angenehme Erinnerung an einen interessanten Ferienaufenthalt behalten, in dem ein Geist eines unklaren guten Willens herrschte. Es wäre auch von Vorteil – und ich glaube, dass dies bereits anderswo als in Le Chambon getan wurde –, nur ein oder zwei Themen gründlich zu behandeln, was in Amerika normalerweise nicht gemacht wird.

Amerikanische Schüler und Zuhörer sind nämlich an schnelle Zusammenfassungen einer Reihe von Themen gewöhnt, die die gesamte Weltlage umfassen, während europäische Schüler daran gewöhnt sind, sich mit einem einzelnen Thema, sei es historisch, philosophisch oder politisch, auseinanderzusetzen.

Ich habe mich auf der „Mauretania“ nach Frankreich eingeschifft. Als ich in New York in meine Kabine ging, fand ich dort Briefe, Fotos, Blumen, ein Telegramm und ... zwei neue Freundinnen vom „Cornell Institute“, die gekommen waren, um mir eine gute Reise zu wünschen!

Magda Trocmé

P.S. Unter den Kollegen, die bei den „Quaker Institutes“ als Redner auftraten, war auch Claude Bourdet.

[Illustrationsseite]

Kapitel VIII

Bericht von Magda Trocmé, geborene Grilli, Mitarbeiterin der TRIP im Dienst italienischer Einwanderer

NEAPEL, DEN 2. OKTOBER 1956 – NEW YORK, DEN 12. OKTOBER 1956.
AN BORD DER T.S.S. OLYMPIA

Das Tourismus-Büro der Universität fragte mich, wie ich meine Bemühungen bewerten könne.

Ich kann meine Bemühungen an der Freundschaft messen, die mir die Einwanderer entgegenbrachten, und an dem Vertrauen, mit dem sie zu mir kamen, nicht nur mit ihren Schwierigkeiten und Sorgen, sondern auch, indem sie mir von sich selbst, ihren Familien und ihren Hoffnungen erzählten und mir ihr Herz öffneten, als würden sie mich schon seit Jahren kennen. Ich sah mehrere Fotos von Kindern und Eltern. Ich hörte die Geschichte mehrerer schwieriger Leben und wurde in einige Kabinen eingeladen. Kleine Gruppen versammelten sich um mich herum auf dem Deck oder in den Gemeinschaftsräumen.

Die meisten Einwanderer waren sehr stolz auf die Aufmerksamkeit, die ihnen auf dem Schiff zuteilwurde. Sie sagten mir: „Stell dir vor, wir haben einen Ober im Speisesaal, der uns alles bringt, was wir wollen! Ein weiterer Angestellter in der Kabine! Fast jeden Tag frische Bettwäsche und jeden Tag frische Handtücher! Zusätzlich zu all dem haben wir einen italienischen ‚Commissario‘, einen italienischen Arzt und Sie ‚Signora‘¹⁵⁸. Wir können uns für alles, was wir brauchen, an unsere eigenen Behörden wenden.“

Einige Einwanderer waren erst vor kurzem in Südamerika gewesen; andere, die Italoamerikaner, erinnerten sich an schreckliche Reisen in großen Schlafsälen ohne Komfort, mit schlechter Ernährung und dem Gefühl, arme Einwanderer zu sein, verachtet von den anderen Passagieren. „Hier auf der Olympia können wir gehen,

¹⁵⁸ Andere Einwanderer nannten mich „Signorina“, wieder andere „die Direktorin“.

wohin wir wollen, man gibt uns Unterricht, hält Vorträge und kümmert sich um uns.“ Ist das zu viel? Werden sie sich einsam und verlassen fühlen, wenn sie das Schiff verlassen? Das glaube ich nicht.

Es ist sehr wichtig, einen „guten Start“ zu haben und in guter Stimmung an Land zu gehen, voller Hoffnung und Mut zu sein. Diese Tage des Übergangs zwischen dem alten und dem neuen Leben sind sehr wichtig, denn an der Schwelle zu diesem neuen Leben kann alles durch eine gute Reise erleichtert werden. Keine Minderwertigkeitskomplexe, keine Depressionen, sondern vielmehr ein Gefühl der persönlichen Würde. Ich denke, dass die Arbeit, die darin besteht, die Zuwanderer kennenzulernen und ihnen zu helfen, die wichtigste aller Arbeiten ist, vielleicht sogar wichtiger als der Unterricht.

Ich hatte mir interessante Unterrichtsstunden, Plaudereien und einfache Vorträge vorgestellt, doch die Realität sah ganz anders aus. Die meisten Einwanderer brauchten keinen „Lehrer“, sondern eine Mutter, eine Schwester oder eine Freundin. Eine Frau hatte die Quittung für ihr Gepäck verloren, eine andere hatte ihre Handtasche ins Meer fallen lassen; darin befanden sich ihr Geld, ihr Schmuck, ihr Ticket und ihr Impfausweis! Das alles konnte bis auf den Schmuck wieder in Ordnung gebracht werden. Geld wurde ihr dank einer spontanen Sammlung unter ihren Einwanderungskameraden gegeben. Drei Arbeiter, die sich eine Kabine teilten und in dieselbe kanadische Stadt fuhren, hatten drei verschiedene Preise für das Schiff und die Eisenbahn bezahlt. Andere Einwanderer waren in der ersten Klasse, weil in der „Touristenklasse“ kein Platz mehr frei war. In der ersten Klasse hatten sie keinen Wein, außer dem teuren Flaschenwein, während die anderen Zuwanderer in der „Touristenklasse“ so viel Wein bekamen, wie sie wollten, und zwar kostenlos! Das war das einzige Problem, das wir wirklich nicht lösen konnten!

Eine Mutter hatte ihre beiden Töchter zurücklassen müssen. Sie waren unter den 60.000 Einwanderern des „Refugee Relief Act“ aufgenommen worden, aber im letzten Moment hatte man ihr mitgeteilt, dass das festgelegte Kontingent von 60.000 erreicht worden war. Eine 35-jährige Frau war mit einem 85-jährigen Mann, einem Italo-Amerikaner, verheiratet. Da er zu alt zum Reisen war, musste er in Italien bleiben. Einige Ehemänner hatten Frau und Kinder

zurückgelassen. Sie wollten erst einmal sehen, ob sie ein „besseres Leben“ haben können und ihre Familie später nachkommen lassen.

Spät am Abend hielt mich ein Mann in einem Korridor an und zeigte mir Fotos von ihm, von seiner Jugendzeit bis zur Gegenwart, und Fotos seiner Kinder. Der älteste seiner Söhne war sein ganzer Stolz! „Viereinhalb Jahre alt! Ein wunderbarer Junge! Wissen Sie, Signora, manchmal gehe ich allein irgendwo auf das Schiff, wo mich niemand hören kann, und dann rufe ich meinen Jungen, rufe seinen Namen, und ich fühle mich besser!“ Ein junger Mann hatte stellvertretend geheiratet, seine Schwägerin war anstelle seiner Verlobten vor den Altar getreten. Nur so konnte er schnell ein Visum bekommen, und die frisch verheiratete Frau wartete in Kanada auf ihn. Wie wird er sie nach zwei Jahren der Trennung wiederfinden?

Ein altes Ehepaar hatte 22 Jahre lang in Kanada gearbeitet und gespart, um nach Italien zurückzukehren, in der Hoffnung, dort ein wenig arbeiten zu können und glücklich zu werden; aber es gab keine Arbeit für sie! Auch nicht einmal für die Jungen ... Innerhalb von sieben Jahren hatten sie ihre gesamten Ersparnisse aus zweiundzwanzig Jahren Arbeit ausgegeben. Sie hatten ihr kleines Haus verkauft, um ein Schiffsticket kaufen und nach Kanada zurückkehren zu können, wo ihre Kinder sich um sie kümmern würden. Als der italienische Arzt an Bord sagte, dass er Italien nie verlassen würde, antwortete der Mann, dass er das alte Land wegen des Mangels an Arbeit und Nahrung verlassen hatte, und dass er es nach 22 Jahren „noch einmal versucht“ hatte, aber erneut hatte er wieder gehen müssen. Ein weiteres Ehepaar war endlich wieder vereint. Der Ehemann hatte sechsunddreißig Jahre lang in den USA gearbeitet und erst jetzt, nach einem Besuch in Italien, konnte er seine Frau mit nach Hause nehmen. Zuvor war das nicht möglich gewesen. Jetzt wo ihr Leben fast vorbei war!

Andere italienische Freunde machten sich Sorgen, weil ihre Eltern nicht mit ihnen an Bord gehen konnten. Die Papiere waren fast fertig, als eine Liste mit Schwierigkeiten auftauchte! Ich schrieb ihre Namen und Adressen auf und ging mit ihnen zum italienischen Kommissar. Er war sehr freundlich und versprach, dass er die Anträge nach Italien weiterleiten würde. Er fügte hinzu, dass die Einwanderungsgesetze sehr streng seien, aber er würde sein Bestes tun

...

So erinnerte ich mich an die italienische Oper „Il Console“¹⁵⁹: eine bewundernswerte und tragische Beschreibung der Einwanderung. Es ist die Tragödie der Bürokratie. Sie sehen den „Konsul“ während dieser Oper nie; nur einmal erblicken Sie seinen Schatten hinter einem Fenster. Plötzlich dreht ein Mann durch und wirft alle Papiere und Akten in die Luft; auch die Musik dreht durch und alle Papiere fliegen über die Bühne. Ich wusste, dass die Papiere dieser Freunde, die ich dem „Commissario“ vorlegte, keine sehr wirksame Hilfe sein würden, aber ich sagte ihnen, sie sollten zum Konsulat in Kanada oder den USA gehen und nach Italien schreiben, um die dort zurückgebliebenen Verwandten zu ermutigen. Obwohl die Bitten, die ich geschrieben hatte, diesen Menschen keine sofortige Hilfe bringen konnten, bin ich mir sicher, dass sie dadurch ermutigt wurden, mehr Energie in ihre späteren Bitten zu stecken: Das war es, was ihnen helfen konnte. Ich „spielte das Spiel“ für sie, und sie konnten die Hoffnung, die Energie und das Selbstvertrauen erlangen, die sie brauchen würden.

Eine Mutter, die nach Kanada reiste, hielt ihren Sohn auf der Brücke an der Hand. Sie sagte zu mir: „Meine Mutter hat mir aus Uruguay, wo sie sich gerade aufhält, geschrieben und mir empfohlen, gut auf das Kind aufzupassen. Als sie letztes Jahr den Atlantik überquerte, verschwand ein Kind und wurde nie wiedergefunden!“

Als wir die Straße von Gibraltar passierten, erzählte ein junger Mann, dass sein Onkel vor vielen Jahren an Bord einen Schwächeanfall erlitten hatte und in der Nähe gestorben war. Er war als Einwanderer auf dem Weg in die Vereinigten Staaten. Kurz vor Gibraltar fragte mich ein junges Mädchen, wie lange es dauern würde, bis wir dort ankommen würden: „Sobald wir dort sind“, fügte sie hinzu, „muss ich ein paar Blumen ins Wasser werfen. Meine Mutter hatte mir gesagt, dass ich das tun sollte, denn vor mehreren Jahren war mein Onkel, der noch jung war, mit viel Geld aus Amerika

¹⁵⁹ Der Konsul, von Gian Carlo Menotti (1911-2007). Der Komponist und Librettist, der häufig mit Samuel Barber und Leonard Bernstein zusammenarbeitete, war gebürtiger Italiener, hatte aber sein Musikstudium am Curtis Institute in Philadelphia fortgesetzt und schließlich die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen. Die Oper wurde 1950 in New York uraufgeführt und handelt von der Bürokratie eines totalitären Landes, die das Auswanderungsvorhaben der Frau eines Dissidenten behindert (Anm. d. franz. Editoren).

zurückgekommen. Er hatte eine Kabine in der ersten Klasse und das Geld in seiner Kabine. Er sprach von dem Geld ... und in Gibraltar verschwand er. Das Geld war auch aus seiner Kabine verschwunden und der Onkel kam nie in Italien an!“

Alle diese Geschichten werden mit zitternder Stimme, Tränen in den Augen und großer Rührung erzählt. Sind sie alle wahr? Handelt es sich um Familienlegenden? Vielleicht, aber auch so offenbaren sie das schwierige Leben und die großen Leiden eines Volkes, das zu einem wunderbaren, aber armen Land gehört, einem Land, das seine gesamte Bevölkerung nicht ernähren kann.

Ein Mann erzählte mir, dass er einen Kontakt hatte, um in den Minen in Belgien zu arbeiten; er verzichtete darauf, weil sein Vater Angst vor den Gefahren hatte ... Kurz darauf ereignete sich das jüngste, schreckliche Drama von Marcinelle ...¹⁶⁰ „Ich hatte Arbeit gefunden auf den Straßen in Italien“, sagte er. „Meine Arbeit bestand darin, Steine zu zerschlagen und ein Stein verletzte mich an der Stirn; Sie können die Narbe noch sehen. Als ich wegen meines Einwanderungsvisums aufgerufen wurde, gab ich meine Arbeit auf. Ich war Arbeitsloser – einen ganzen Monat lang, aber ich wollte nicht mein Leben riskieren oder verletzt werden, jetzt, da ich ein Visum hatte und nach Amerika gehen konnte.“

Es ist nicht möglich, in einem so kurzen Bericht alles zu erzählen, was ich auf dieser Reise gelernt und gehört habe.

Ich kann nur sagen, dass diese Art von Arbeit sehr wichtig und nützlich ist. Ich hoffe, dass sie auch auf anderen Schiffen organisiert wird. Ich würde mich freuen, wenn ich mich wieder dem Team des Personals anschließen könnte.

Diese Reise wird eine wunderbare Erfahrung in meinem Leben bleiben; die Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern von TRIP und der Crew war so glücklich, wie sie nur sein konnte.

¹⁶⁰ Die Katastrophe von Marcinelle ist das schwerste Grubenunglück in Belgien. Es ereignete sich am 8. August 1956 im Kohlebergwerk Bois de Cazier in Marcinelle (Charleroi) und führte zum Erstickungstod von 262 Bergleuten, darunter 136 Italienern (nur 13 Bergleute überlebten); die hohe Zahl von Italienern erklärt sich durch das „Kohleabkommen“ zwischen Belgien und Italien vom 16. Juni 1946, das aufgrund der diplomatischen Krise, die durch die Katastrophe ausgelöst wurde, aufgehoben wurde (Anm. d. franz. Editoren).

Die letzte und nicht geringste Geschichte ist die der alten Dame mit 81 Jahren, die sich in Neapel einschiffte, um in die USA zurückzukehren, wo sie in ihrer Jugend gelebt hatte. Dort hatte sie eine Vielzahl von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Sie erhielt das letzte Visum, das 60000te Visum des „Refugee Relief Act“¹⁶¹. Sie hoffte sogar, in der neuen Welt einen zweiten Ehemann zu finden ...!

Viel Glück für sie und alle Immigranten, die in wenigen Tagen über die gesamten Vereinigten Staaten und Kanada verstreut sein werden.

Gott segne sie alle!

Magda Trocmé geb. Grilli

KOMMENTARE VON REISENDEN

I. MATERIAL, DAS AUF DER OLYMPIA GEFUNDEN WURDE

Farbige Projektionen.

Den italienischen Zuwanderern gefielen die Projektionen, die Lissabon darstellten und sie auf ihren Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt vorbereiteten, sehr gut. Sie konnten sie genießen, weil sie die italienische Übersetzung der Worte von Herrn Ghizis zu diesem Thema hatten.

Sie bedauerten lediglich, dass zu viele Plaudereien auf Griechisch gehalten wurden.

¹⁶¹ Das 1953 verabschiedete Gesetz sollte die Bestimmungen des großen amerikanischen Einwanderungsgesetzes der Nachkriegszeit, des McCarran-Walker Act von 1952, korrigieren, die als zu restriktiv für Nationalitäten aus dem europäischen Mittelmeerraum galten. Konkret stand das Recht auf Durchreise Personen in absoluter Armut offen, die sich auf die Einladung eines Verwandten innerhalb der auf US-amerikanischem Boden lebenden italienisch-amerikanischen (oder griechisch-amerikanischen, hispano-amerikanischen usw.) Gemeinschaften berufen konnten. Wie der Displaced Persons Act von 1948 richtete er sich jedoch auch an „Vertriebene“, d. h. Personen, die aus ihrem Heimatland vertrieben wurden, insbesondere aus den osteuropäischen Ländern, die kommunistisch geworden waren. Insgesamt profitierten etwa 60.000 Italiener von dieser Maßnahme [Anm. d. franz. Editoren].

Zu meiner Überraschung erkannten sogar die wenigen Einwanderer, die nicht in Lissabon an Land gegangen waren, die Sehenswürdigkeiten, die man vom Schiff aus sehen konnte, und sie erzählten mir von allem, was man in Lissabon gesehen haben musste! Als ich sie fragte, ob ihnen die Busfahrt gefallen habe, antworteten sie, dass sie nur die Projektionen gesehen hätten.

Dokumentarfilme über das Leben in Kanada und den USA.

Diese Art von Filmen würde ihnen sehr helfen, wenn sie auf Italienisch erklärt würden! Der italienische Film über das kanadische Leben gefiel ihnen sehr gut.

Unterhaltungsfilme.

Es hätte ihnen sehr geholfen, ihre Sorgen und die Seekrankheit zu vergessen, wenn sie sich an den Filmen hätten erfreuen können; sie verzichteten auf den Kinobesuch, weil sie die verwendete Sprache nicht verstehen konnten.

Musik, organisierte Spiele.

Nationale Nächte, Kostümparade.

Abendveranstaltungen, die unter Mitwirkung aller Talente und aller Arten von Unterhaltung organisiert werden.

Sie waren sehr beliebt, und dank der Freiwilligen unter den Zuwanderern war das Ganze ein voller Erfolg.

II. VORGESCHLAGENES MATERIAL FÜR DIE NÄCHSTE REISE

- a) Eine große Tafel.
 - b) Mehr Dokumentarfilme auf Italienisch.
 - c) Zumindest einige Unterhaltungsfilme auf Italienisch.
 - d) Für die Lektionen gibt es große Tafeln mit Zeichnungen und Erklärungen zu leichten, bereits gelösten Problemen.
-
- 1. Yard, Meter und ihre Unterteilungen.
 - 2. Die Meile, der Kilometer und ihre Unterteilungen.
 - 3. Thermometer: Zentigrade und Fahrenheit.
 - 4. Geographische Oberflächen und ihre Unterschiede zu Kontinentaleuropa.
 - 5. Die Mengenbezeichnungen in den USA und Kanada und die Unterschiede zu Kontinentaleuropa.

6. Gewichte und ihre Unterschiede zu Kontinentaleuropa.
7. Ich schlage auch eine Tabelle vor, in der die Unterschiede zwischen amerikanischen und europäischen Größen für Kleidung und Schuhe, sowohl für Frauen als auch für Männer, aufgeführt sind. Ich selbst hatte von meinem Mann vorbereitete Tabellen mitgebracht; sie leisteten mir enorme Dienste. Ein italienischer Maurer hat die meisten von ihnen kopiert.
8. Es wäre sogar wünschenswert, bedruckte Papiere zu haben, die an jeden Immigranten verteilt werden könnten. Die meisten waren zu krank (seekrank) oder hatten nicht genug Schulbildung, um sich Notizen machen oder auch nur ein Diagramm kopieren zu können.

III. AKTIVITÄTEN, FÜR DIE ICH VERANTWORTLICH WAR

Jeden Tag:

Morgens:

10.00-10.45 Uhr. Zebra-Raum: Englischunterricht und amerikanisches Leben.

10.45 Uhr. Zebra-Raum: Sprechstunde für Italiener oder Italo-Amerikaner, die mit mir sprechen wollten. Es gab nur eine kleine Anzahl von ihnen. Sie zogen es vor, mit mir zu sprechen, wenn sie mich auf weniger offizielle Weise trafen.

Nachmittags:

16.15-17.00 Uhr. Olympic Theatre: Englischunterricht und amerikanisches Leben. In den ersten Tagen hatte ich eine große Zuhörerschaft, aber sobald wir den Ozean erreichten, vor allem nach Lissabon, waren die meisten Einwanderer wirklich krank oder zumindest zu müde, um am Unterricht teilzunehmen. Die Zahl der Schüler, die an den Kursen teilnahmen, wurde geringer.

Jeden Tag :

Sehr viele inoffizielle persönliche Kontakte. Hilfe für Einwanderer bei einer Vielzahl von kleinen und großen Problemen und anderen Schwierigkeiten. (Siehe Bericht oben.) Zahlreiche Mitteilungen und Durchsagen, die jeden Tag und mehrmals täglich über den Lautsprecher in italienischer Sprache verbreitet wer-

den, oder persönlich an jedem Tisch im Esszimmer bei beiden Gängen, oder sogar insbesondere in den Kabinen.

Am 8., 9. und 10. Oktober im Olympic Theatre

Ich dolmetschte Herrn Ghizis, der alle notwendigen Informationen über die Ausschiffung in Halifax oder New York gab. Die Zuwanderer stellten viele Fragen und die Antworten halfen ihnen sehr.

Unterhaltung:

Ich half Frau Ougourloglou, die Künstler unter den italienischen Einwanderern zu finden, und unterstützte sie bei den Proben und den Kostümen.

Italienische Nacht: 4. Oktober, Zebra-Saal.

Kostümwettbewerb: 7. Oktober – 1. Klasse, Zebra-Saal.

Abendveranstaltung, die unter Mitwirkung aller Talente organisiert wird: 9. Oktober, Zebra-Saal.

Ein italienischer Schulmeister und der katholische Priester halfen als Freiwillige bei der Unterhaltung.¹⁶²

¹⁶² Magda Trocmé arbeitete an der T.S.S. Olympia als Gegenleistung für ihre kostenlose Überfahrt in die USA. Sie ging auf eine Vortragsreise für den Internationalen Versöhnungsbund. Die auf diesen Reisen gesammelten Gelder gingen an den Internationalen Versöhnungsbund und nicht an das Besucherzentrum in Versailles. Dasselbe galt für die von André Trocmé durchgeführten Sammlungen. André und Magda reisten abwechselnd, bis ihre Arbeit mit der Fellowship of Reconciliation endete (Anmerkung von Juliette Paillot – ehrenamtliche Sekretärin im Haus des Versöhnungsbundes).

Kapitel IX

Gewaltloser Widerstand von Schwarzen in den U.S.A.

Ende des Busboykotts. Um Weihnachten 1956

Wenn wir an Weihnachten denken, sehen wir den beleuchteten Baum unserer Kindheit vor uns, Wärme und Licht in der dunklen Winternacht. Wir denken an Schnee, Kälte und vergessen, dass in der Nacht, in der Jesus geboren wurde, die Hirten mit ihren Schafen draußen waren ...

Zweimal durfte ich dieses Weihnachten erleben, und ich muss gestehen, dass ich erst diese beiden Male die Weihnachtsbotschaft wirklich realisiert habe: „Friede auf Erden den Menschen guten Willens“.

1950 funkelten in Sevagram (Indien) in Gandhis Ashram in der Weihnachtsnacht die Sterne, und im Stall wurde in dieser Nacht die Geburt Christi von Hindus dargestellt. Joseph, Maria, das Jesuskind, die Hirten, der Esel und der Ochse waren da; keine Krippenfiguren, sondern lebendige Wesen. Gandhi war tot, aber sein Geist war anwesend, und das von einem Nichtchristen gefühlte Evangelium strahlte um die Krippe herum. Die Botschaft war eine Botschaft des Friedens und der Gewaltlosigkeit für alle Menschen guten Willens, für die, die aus dem Osten gekommen sind, wie für die, die aus dem Westen gekommen sind ...

In einem anderen Jahr, zu Weihnachten, war ich in Florida. Auch dort leuchteten die Sterne, zirpten die Grillen, hatten die Bäume Blätter und von ihren Ästen hingen lange Fransen aus spanischem Moos. Auch dort spürte ich den Weihnachtsfrieden, auch dort war die Haut der Menschen schwarz und der Geist des Evangeliums lebendig.

In Tallahassee, der Hauptstadt Floridas, bereitete man sich auf Weihnachten vor ... Ein Weihnachten für die Weißen und ein Weihnachten für die Schwarzen ... Seit sieben Monaten fuhren die Busse nur noch im Leerlauf. Die Schwarzen streikten. Sie forderten das Recht, nicht mehr auf den Rücksitzen der Wagen sitzen zu müssen. Sie wollten nicht mehr zurückgesetzt und diskriminiert werden.

Die Schwarzen in den USA haben jetzt nämlich ihren Propheten: Martin Luther King aus Montgomery, Alabama, ein 27-jähriger junger Pastor, der in der Gewaltlosigkeit die beste Waffe im Kampf gegen die Rassentrennung und gegen die Ungerechtigkeit entdeckt hat.

Am Sonntag, dem 23. Dezember, hatte mich Reverend Rollins, ein schwarzer Pastor, abgeholt, um an einem „Mass Meeting“ teilzunehmen, einer großen „Massen“-Versammlung, bei der ich eine Rede halten sollte. Der große Tempel war überfüllt. Es sollten wichtige Entscheidungen getroffen werden. Ich war die einzige Weiße mit meinem Sohn Daniel, der an der Universität von Tallahassee studierte, und einigen Journalisten und „Kameraleuten“. Ich wurde gebeten, auf dem Podium Platz zu nehmen und sah vor mir eine gedrängte Menge von Schwarzen in auffälligen Anzügen. Die Zeremonie hatte etwas Exotisches und Rührendes an sich. Die „leaders“ (Anführer), manchmal Propheten, manchmal Tribunen, wechselten einander ab, und Gebete, Lieder und Reden, die von Gerechtigkeit und Gleichheit sprachen, fanden inmitten einer aufmerksamen Menge statt.

An diesem Abend verstand ich Negro-Spirituals und Jazz, mystische Gesänge, die Sehnsucht der Seelen, hoch hinaufzusteigen in eine Welt, in der Gerechtigkeit herrscht, weit weg von den Leiden dieser Welt, ganz nah bei einem sehr mächtigen Gott. Langsame, pathetische Gesänge wechselten sich mit rhythmischen Gesängen ab, die nach und nach in Schreie übergingen, die von Händeklatschen und Stampfen begleitet wurden. Manchmal geriet die Gemeinde in Trance, rief nach Gott, dem Heiligen Geist und klopfte im Takt auf die Bänke. Die Körper wiegten sich im Takt und die Stimmen stiegen in außergewöhnliche Stimmlagen. Die Gebete, die von Ausrufen und Anrufungen unterbrochen wurden, riefen Gott als Zeugen an.

Gott war da.

Wie hätte er dieser Menge widerstehen können, die entschlossen war, durch Liebe und Gewaltlosigkeit Gerechtigkeit zu erlangen?

Von Zeit zu Zeit wurden die Reden und Gebete unterbrochen und es wurden Sammlungen organisiert. Man braucht Geld, um Freiheit und Gleichheit zu erlangen. Und die Leute kamen nach und nach von ihren Bänken und marschierten an der Bühne vorbei, um

ihren Obulus zu geben. Manchmal ertönte ein Solo mit hohen Tönen, aber es gelang ihnen nicht, das Getrappel der marschierenden Gläubigen zu übertönen. Es war, als würde eine Menschenmenge an einer Wahlurne vorbeiziehen, um die Stimme jedes Einzelnen abzugeben, eine Abstimmung, die zu einer neuen Verfassung führen würde – gerechter, liberaler menschlicher.

Irgendwann begann einer der Anführer der gewaltfreien Kampagne mit großer Kraft und Überzeugungskraft zu sprechen. Er sprach über Montgomery, den Busboykott, der vor zwei Tagen beendet worden war, und die relative Ruhe in der Stadt. Sollte man den Streik in Tallahassee wie in Montgomery abbrechen, sollte man versuchen, auf demokratische Weise wieder in die Busse zu steigen? Es folgte ein Schweigen, dann hoben sich alle Hände, aber der Anführer fuhr fort:

„Ihr akzeptiert, dass Eure Anführer den Streik auf gewaltfreie Weise brechen, aber seid Ihr auch bereit, ihnen zu folgen? Seid Ihr moralisch bereit, die Konsequenzen zu tragen? Eine einzige Gewalttat würde alle Bemühungen von sieben Monaten Streik zerstören. Wer sich bereit fühlt, hebe die Hand.“

Die Hälfte der Anwesenden hob den Arm. Mit erhobenem Kopf und leuchtenden Augen: Sie riefen Gott, Jesus und den Heiligen Geist an und warteten, die Hand immer noch erhoben. Die Emotionen erreichten die Menge. Dann wurden vervielfältigte Papiere verteilt und einer der Pastoren las eine Liste mit Empfehlungen vor, von denen die wichtigsten hier genannt sind:

1. Wenn jemand Euch schlägt, bietet die andere Wange an.
2. Wenn jemand euch verflucht, ignoriert ihn.
3. Wenn Ihr geschubst werdet, bewahrt Euer körperliches, seelisches und geistiges Gleichgewicht.
4. Sprecht nicht unnötig.
5. Denkt daran, dass von der Art und Weise, wie Ihr euch verhaltet, der Erfolg oder Misserfolg unserer Bemühungen abhängt.
6. Die Busgesellschaft und die Fahrer werden sich freuen, wenn Ihr zurückkommt, denn ohne uns sind sie arbeitslos. Niemand kann Euch etwas antun, denn Gott ist mit Euch.
7. Lest diese Anweisungen und gebt sie an Eure Freunde weiter.

Es wurde wieder gesungen. Es wurde wieder gebetet. Dann stand eine Frau auf und sagte in ihrem Jargon, einer Art südländischem Dialekt: „Stürmt morgen nicht alle in die Busse. Ihr habt sieben Monate lang darauf verzichtet. Lasst bei den Weißen nicht den Eindruck entstehen, dass wir sie überfallen und herausfordern wollen. Diejenigen, die ein Auto haben, sollen es noch ein paar Tage lang weiter benutzen. Diejenigen, die nicht ausgehen müssen, sollen zu Hause bleiben. Nur diejenigen, die ein Transportmittel benötigen, sollen in den Bussen Platz nehmen.“

Einer der Pastoren stand auf und sagte: „Denkt gut nach, bevor ihr morgen früh in den Bus steigt. Betet, beruhigt Euch. Bittet Gott um die Kraft der Gewaltlosigkeit; und wenn Ihr beim Betreten des Trittbretts das Gefühl habt, dass Ihr nicht bereit seid, dass Ihr nicht im Frieden seid, dann verzichtet darauf, in den Bus zu steigen und geht zu Fuß. Wenn möglich, solltet Ihr bei den ersten Malen nicht allein reisen. Nehmt einen Freund oder zwei mit. Ihr werdet stärker und gelassener sein. Wenn jemand von Euch geschlagen, beleidigt oder sogar verletzt wird, bleibt stehen, sprecht nicht, sondern betet still. Gott wird Euch helfen. Wenn Eurem Kameraden zu Hilfe eilt, bildet eine Gruppe um ihn herum, und es entsteht automatisch eine weitere Gruppe von Weißen, und die beiden Gruppen werden sich gegeneinander wenden. Wenn ihr nicht reagiert, wenn ihr würdig und ruhig bleibt, wird der Weiße sich für seine Taten schämen, und Gott ist bei dem, der leidet.“

Ein großer, starker Mann stand im Publikum auf und sagte mit vibrierender Stimme: „Warum sollten wir an das Schlimmste denken? Warum denken wir, dass wir beleidigt, geschlagen und verletzt werden? Warum stellen wir uns nicht vor, dass der weiße Mann ein normaler Mensch ist? Dass er sich nicht um uns kümmert? Versuchen wir zu denken, dass es ihm egal ist, auf welchem Sitz wir sitzen. Versuchen wir uns vorzustellen, dass es das Ziel des Weißen ist, pünktlich zur Arbeit zu kommen, ohne Hintergedanken, und das wird uns helfen.“

Ich konnte an diesem Abend nicht sprechen. Es waren drei lange Stunden vergangen und meine Rede wurde für den nächsten Sonntag in einer größeren Kirche angekündigt. Ich sollte über unsere Erfahrungen mit dem gewaltlosen Widerstand unter den Nazis zur Zeit der Judenverfolgung sprechen. Die Zeitungen kündigten es an:

„Eine Weiße wird zu Schwarzen sprechen!“

Einige Weiße hatten mir gesagt, dass es gefährlich sei ... aber es war nicht gefährlich: Es war eine der schönsten Erfahrungen meines Lebens. Die Kirche war voll: Etwa 700 Menschen waren anwesend, dazu kamen noch die Menschen im Keller, die über einen Lautsprecher verbunden waren. Ich sprach wie von der Menge getragen. Ich stellte keine Parallelen zwischen der Situation unter den Nazis und der heutigen Situation der Schwarzen in den USA her, aber es war spürbar, und jedes Mal, wenn die Beziehung zwischen den beiden Situationen stärker wurde, nahmen die Ausrufe zu, weil Gott als Zeuge genommen wurde:

„Ja Jesus!“ – „Heiliger Geist, komm auf uns herab!“

„O ! Gott!“ oder „Amen!“

Und noch nie in meinem Leben habe ich die „Temperatur“ meiner Rede so messen können wie dieses eine Mal! Was in manchen Erweckungsversammlungen manchmal übertrieben, bizarr, ja sogar ungesund erscheinen mag, hatte hier eine besondere Bedeutung. Die Hände streckten sich zum Himmel, als wollten sie um mehr Gerechtigkeit flehen, und der schwache Mensch rief Gott um die Kraft zu widerstehen an, ohne Hass und Gewalt.

Wie in Chambon-sur-Lignon 1942, als die Präfekturbehörden an einem Sonntag im August die Stadträte im Rathaus versammelten und sie aufforderten, die Juden an die Behörden auszuliefern, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, als sich in den Kirchen gewaltloser Widerstand organisierte, so auch in Tallahassee organisierte sich in jenen Tagen gewaltloser Widerstand in den Kirchen, während der ‚White Citizens’ Council‘ im Rathaus überlegte, wie man diesen Widerstand brechen und das Bundesgesetz zur Aufhebung der Rassentrennung auf der Ebene des Bundesstaates Florida ablehnen könnte.

Frankreich 1942 – USA 1957

Die Menschheit ist überall gleich, und es genügt nicht, auf öffentliche Gebäude zu schreiben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder eine Freiheitsstatue im Hafen von New York zu errichten, damit Gleichheit herrsche unter den Menschen, damit der Frieden auf die Erde herabkommt – unter den Menschen guten Willens.

Madga Trocmé¹⁶³

¹⁶³ Artikel veröffentlicht in „Cité Nouvelle“, 21. März 1957.

Kapitel X

Der gewaltfreie Kampf der Schwarzen in den USA verläuft nicht ohne Schwierigkeiten

17. März 1957

Am Montag, dem 24. Dezember, endete in Tallahassee der Busboykott.¹⁶⁴

Die Schwarzen stiegen schon am Morgen in die Busse, und alles verlief relativ ruhig, da man deutlich spürte, dass es in der Öffentlichkeit rumorte und der „White Citizens Council“¹⁶⁵ sich rächen würde. Die Polizei ließ die Leute herumgehen und versuchte, die Kameramänner, die immer auf der Suche nach sensationellen Fotos oder Filmen waren, wegzuschicken. Die Schwarzen reisten zwar ‚demokratisch‘ (ein Begriff, der vom gewaltlosen Widerstand gewählt wurde: Die Schwarzen weigerten sich zu dieser Zeit die für sie reservierten Plätze im hinteren Teil der Busse zu besetzen), aber die „Anführer“ konnten weder tagsüber noch nachts Ruhe finden.

Reverend Rollins kam zu mir.

„Das Telefon steht Tag und Nacht nicht still“, erzählt er mir, „und es gibt ständig Drohungen. Meine Frau erwartet in diesen Tagen ein Baby und ihr Nervensystem wird auf eine harte Probe gestellt. Manchmal werden wir am Telefon aufgefordert, das Haus zu verlassen, weil in wenigen Minuten alles in die Luft fliegen wird. Später wird uns gesagt, dass wir nicht aus dem Haus gehen sollen, weil man draußen auf uns wartet! Und dann, wehe uns!

Wir haben versucht, das Telefon auszuhängen, aber es ist nicht möglich, die Leitung wegen der Nachbarn lange zu blockieren.¹⁶⁶

¹⁶⁴ Es war um den 20. Dezember 1956, als das jüngste Urteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, das die Entscheidung eines Bundesbezirksgerichts in Florida vom Juni, Browder vs. Gayle, bestätigte, den Behörden der Städte und Südstaaten von Bundesbeamten zugestellt wurde (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁶⁵ Vereinigung weißer Bürger.

¹⁶⁶ In den USA können aus wirtschaftlichen Gründen mehrere Geräte zusammen an eine Leitung angeschlossen werden.

Wir haben Kissen und Polster auf dem Gerät gestapelt, um nicht zu hören, aber auch das kann nicht lange gut gehen, denn Freunde in Kummer oder Gefahr könnten uns brauchen!

Schlafmangel ist etwas Schreckliches, besonders in Zeiten von Krisen und großer Verantwortung, und in Tallahassee wie in Montgomery und anderswo wird das Telefon benutzt, um die Energie der Anführer zu brechen.“

Am Abend meines Vortrags über Gewaltlosigkeit in einer der großen Kirchen für Schwarze in Tallahassee folgten mehrere Zeugnisse auf meinen Vortrag. Der Busboykott war seit fast einer Woche beendet, und eine Frau aus dem Volk stieg auf die Kanzel, um von ihren Erfahrungen zu berichten.

„Am Montagmorgen“, sagt sie, „als ich zum ersten Mal wieder in den Bus an der Spitze der Warteschlange stieg, hielt ich mich für sicher, stark und gewaltfrei! Ich hatte versprochen, mich nicht zu bewegen, nicht zu antworten ... Ich setzte mich weit nach vorne, hinter den Fahrer, und wartete. Ich war zu früh dran. Der Fahrer kam, sah mich an und sagte: ‚Auntie¹⁶⁷, setz dich nach hinten!‘ Ich reagierte nicht. ‚Auntie, beweg dich!‘, schrie der Fahrer. Schweigen von meiner Seite! Da packte mich der entnervte Fahrer am Arm und schleifte mich hinter sich her! Ich verlor meine Selbstbeherrschung. Die Röte stieg mir in die Stirn. Ich vergaß den Rat meiner Anführer und sagte: ‚Ich habe meinen Platz bezahlt und habe das Recht, mich hinzusetzen, wo ich will! Wenn Sie mich daran hindern wollen, geben Sie mir mein Geld zurück, und ich gehe!‘

Der Fahrer gab mir das Geld zurück und war froh, dass er mich los war. Einen Augenblick später stand ich auf dem Pflaster und merkte, dass ich mein Ziel verfehlt hatte! Ich bin arm, aber ich nahm ein Taxi und ging schnell an die Spitze einer anderen Warteschlange, um meine Reise in einem anderen Bus wieder aufzunehmen, auch dieses Mal wieder ‚demokratisch!‘ Die Szene begann wieder wie beim ersten Mal: ‚Auntie, steh auf und setz dich hinten hin!‘ Ich rührte mich nicht! ‚Auntie, geh und setz dich hinten hin!‘, und die Stimme des Fahrers wurde lauter und seine Wut auch! Dann

¹⁶⁷ „Kleine Tante“. – So wie in Nordafrika, wo Männer oft *Mohamed* und Frauen *Fatma* genannt werden, werden in den USA Schwarze oft ‚Nigger‘ oder ‚Johnny‘ und Frauen ‚Auntie‘ genannt. Das erniedrigt Schwarze ebenso wie Araber, weil sie sich so einer Menschheit zweiter Klasse zugehörig fühlen.

nahm ich meine Handtasche (und die Frau nahm von der Kanzel, mit Blick auf das Publikum, ihre Tasche und unterstützte ihre Erzählung mit Gesten) und begann beharrlich, darin nach etwas zu suchen ... Ich nahm Papiere, Geld, ich erforschte die Tiefen meiner Tasche ... und der Fahrer wiederholte: ‚Auntie, geh nach hinten!‘ Also machte ich mich daran, meine Taschen weiter zu durchsuchen! ‚Auntie, zurück!‘ Ich nahm mein Taschentuch, schnäuzte mich, drehte meine Tasche um ... immer noch schweigend und sehr geschäftig ... und die Zeit der Abfahrt war gekommen. Und der müde Fahrer setzte sich auf seinen Platz, kuppelte aus, und der Bus fuhr los! So fuhr ich zum ersten Mal ‚demokratisch!‘“

Zu Beginn der zweiten Woche wurden die Fensterscheiben des Hauses eines der Anführer, Reverend Steele, eingeschlagen. Auf die Fensterscheiben des Lebensmittelgeschäfts seines Neffen wurde geschossen. Am 2. Januar, dem Tag meiner Abreise nach Montgomery, Alabama, wurden die Busse in Tallahassee auf Anordnung des ‚White Citizens’ Council’ eingestellt.

In Montgomery wohnte ich in einer kleinen Pension für ‚Farbige‘, die direkt neben dem Haus von Reverend Martin Luther King lag. Sein Haus war leer und von außen hell erleuchtet. Seine Familie war weg. Er selbst schlief woanders! Auf der Eingangstreppe waren die Spuren einer Bombe zu sehen. Die Beleuchtung sollte weitere Anschläge abschrecken ...

Ich erfuhr, dass der ‚Ku Klux Klan’ Kreuze vor den Häusern von Schwarzen, die er angreifen wollte, und auch vor den Häusern integrationsfreundlicher Weißer verbrannte – Warnzeichen für gewalttätige Angriffe.

Ich wollte Reverend R. L. Graets, den weißen Pfarrer der schwarzen lutherischen Kirche, besuchen. In seinem Garten waren Spuren von Bomben zu sehen. Es war am Abend. Er war allein und versorgte seine drei kleinen Kinder mit Essen. Seine Frau war im Krankenhaus, wo gerade ihr viertes Baby geboren wurde. Reverend Graets konnte nicht schlafen. Auch bei ihm klingelte ständig das Telefon, wie bei allen schwarzen Führungspersonlichkeiten. Unmittelbar nach der Geburt des Babys erhielt er mehrere Telefonanrufe. Man fragte ihn in höhnischem Tonfall: „Welche Farbe hat Ihr Kind?“

Einige Tage später sah ich im Fernsehen, wie das Haus von Reve-

rend Graets durch eine Bombe schwer beschädigt wurde, die Tür war herausgerissen und die Wand durchlöchert ...

In Orangeburg, South Carolina, habe ich drei Tage an einer schwarzen Universität verbracht.¹⁶⁸ Die Stadt ist zu klein, um sich Busse leisten zu können, so konzentrierte sich der Kampf der Schwarzen auf die Integration in den Schulen. Diejenigen, die gerade eine entsprechende Petition unterzeichnet hatten, waren bestraft worden ... Die Frau des Pastors, eine Lehrerin, war von ihrer Schule verwiesen worden.

Unternehmern und Geschäftsleuten waren Kredite verweigert worden.

Welchen Sinn hat es, die Liste dieser Beispiele zu verlängern? Sollte man die Amerikaner verurteilen? Diejenigen, die ohne Sünde sind, sollen den ersten Stein werfen. Warum versuchen wir nicht, anstatt uns gegenseitig zu verurteilen und zu kritisieren, das Positive an all dem zu sehen?

Positiv ist der gewaltlose Kampf. Martin Luther King, der sich seines Erfolges und der Mittel, die er dafür gewählt hat, sicher ist, organisiert nun einen gewaltfreien Marsch auf Washington, der auf die Aufmerksamkeit des Präsidenten für das Problem der Rassentrennung zielt. M. L. King hat keine Angst vor Leid. Zuletzt schrieb er Folgendes: „Jedes Mal, wenn eine Lehrerin entlassen wird, weil sie mutig nach Gerechtigkeit verlangt hat, muss man daran denken, dass es noch 4000 weitere Lehrerinnen gibt, die bereit sind, das gleiche Schicksal zu erleiden. Wenn der Unterdrücker wegen des Mutes eines Schwarzen Bomben auf dessen Haus wirft, muss man davon ausgehen, dass er das Gleiche auf die Häuser von 50.000 anderen Schwarzen tun muss. Diese dynamische Einheit, diese überraschen-

¹⁶⁸ Es handelt sich um die South Carolina State University. Sie wurde 1896 gegründet und ist eine öffentliche Einrichtung für farbige Studierende, die in South Carolina einzigartig ist. Historisch gesehen spielte sie eine wichtige Rolle dabei, den Afroamerikanern im Bundesstaat den Zugang zu akademischen Studiengängen zu ermöglichen, und sie brachte viele der führenden Köpfe und Aktivisten des Bürgerrechtskampfes der 1950er und 1960er Jahre hervor. Sie erhielt finanzielle Unterstützung von der Rosenwald Foundation, die 1917 von einem amerikanischen Milliardär und langjährigen Vorsitzenden der Kette Sears and Roebuck gegründet wurde, ebenso wie die Tuskegee University, die „historische“ Einrichtung, die Booker Washington 1881 in Alabama ins Leben gerufen hatte (Anm. der franz. Editoren).

de Selbstachtung, diese Akzeptanz von Leid und die Weigerung, Böses mit Bösem zu vergelten, wird den Unterdrücker dazu zwingen, sich seiner Methoden zu schämen. Der Unterdrücker wird gezwungen sein, sich vor Gott und der Welt zu zeigen, bespritzt mit dem Blut der Schwarzen, seiner Brüder, und den Geruch dieses Blutes verbreitend. Es gibt nichts Größeres auf der Welt als die Freiheit. Es lohnt sich, den Preis zu zahlen, um sie zu erlangen. Es lohnt sich, seine Stellung zu verlieren und ins Gefängnis zu gehen, um diese Freiheit zu erobern. Ich möchte lieber ein freier und armer Mann sein als ein reicher Sklave. Ich sterbe lieber in bitterer Armut und behalte meine Überzeugungen bei, als in Wohlstand zu leben, ohne Selbstachtung zu haben. Ich wiederhole es noch einmal: Jeder Schwarze muss in der Lage sein, mit seinen Vorfahren zu rufen: „Anstatt die Sklaverei zu akzeptieren, möchte ich lieber in meinem Grab eingeschlossen werden und zum Haus meines Vaters gehen, wo ich die Freiheit finden werde.“

Viel Glück, Martin Luther King!

Ich bin stolz darauf, Sie getroffen zu haben. Danke, dass Sie der Welt zeigen, dass Gewaltlosigkeit nicht nur im Osten möglich ist, dass sie nicht das Monopol eines angeblichen ‚Hindu-Fakirs‘ ist, sondern auch im westlichsten aller westlichen Länder erfolgreich angewendet werden kann.

Magda Trocmé¹⁶⁹

¹⁶⁹ Der Artikel wurde am 4. April 1957 in „Cité Nouvelle“ unter dem Titel „*Es ist schwer, gewaltfrei zu sein*“ veröffentlicht.

Kapitel XI

Martin Luther King, Schwarzer Pastor. Der Apostel der Gewaltfreiheit in den USA

17. März 1957

Martin Luther King ist 27 Jahre alt. Er ist ein kleiner Mann. Er sieht nicht wie ein Asket aus. Er sieht weder wie ein Heiliger noch wie ein Prophet aus. Sein Anzug ist hell, sein Gesicht glatt rasiert. Er trägt einen Schlapphut. Er lächelt mit einem gutmütigen Lächeln. Er ist wachsam, sportlich und spielt nicht den großen Mann.

Er hat eine Idee und setzt sie in die Tat um.

Seine Idee ist dieselbe, die Gandhi in der Bergpredigt wiederentdeckte und in den heiligen Büchern Indiens wiederfand: Es ist der gewaltlose Widerstand. Gewaltlosigkeit bedeutet für M. L. King ebenso wie für Gandhi nicht die passive Akzeptanz eines ungerechten Zustands. Es ist ein Kampf, ein Widerstand und die Akzeptanz des Leidens, das notwendig ist, um das Ziel zu erreichen, das er sich gesetzt hat. Das Ziel von M. L. King ist das gleiche, das Gandhi ersehnte und erreichte: die Befreiung eines unterdrückten Volkes.

Vor einigen Jahren besuchte ich Vinoba Bhawe.

Ich fand ihn in seinem Ashram, der ganz in der Nähe von Gandhis Ashram lag. Er war dünn und pergamentartig; er aß Quark, während er einsilbig auf die Fragen antwortete, die man ihm stellte. So stellte ich mir die Anachoreten des Mittelalters vor.

Aber M. L. King ist, wie Abbé Pierre, ein ‚moderner Heiliger‘. Er bedient sich nicht nur aller modernen Errungenschaften: Flugzeug, Auto, Radio, Fernsehen, sondern er lebt und bewegt sich in der Welt wie ein Fisch im Wasser. Er lebt in der Welt, aber er akzeptiert sie nicht so, wie sie ist, und er arbeitet für eine bessere Welt. Er sagt Folgendes:

„Wir, die wir im 20. Jahrhundert leben, sind privilegiert, weil wir in einer der wichtigsten Perioden der Menschheitsgeschichte leben.

Dies ist eine außergewöhnliche Zeit, die voller Hoffnung ist. Es ist die Zeit, in der wir die Geburt einer neuen Gesellschaftsordnung miterleben.

Heute befinden wir uns zwischen zwei Welten. Wir erleben den Tod der einen und die Geburt der anderen. Aber es gibt keine Geburt ohne Leiden.

Jedes Mal, wenn die neue Gesellschaftsordnung hervortritt, stoßen wir auf den ‚renitenten Widerstand‘ der alten Gesellschaftsformen.

Es gibt ungefähr 2,4 Milliarden Menschen auf der Erde, und die große Mehrheit davon – ungefähr 1,6 Milliarden – sind Farbige.

Vor 25 Jahren lebte der größte Teil dieser Bevölkerungsgruppen unter der Unterdrückung durch den weißen Mann.

Aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, an dem die Unterdrückten es satt haben, mit dem eisernen Fuß getreten zu werden, in den Abgrund der Ausbeutung gestürzt zu werden, wo sie die Erfahrung des Schreckens und der Dunkelheit der Verzweiflung machen.

Es ist die Zeit gekommen, in der die Menschen es satt haben, vom blendenden Licht des Juli weg und in die eisigen Zonen des Novembers hineingedrängt zu werden.

Diese Müdigkeit, diese Erschöpfung der Unterdrückten äußert sich in einem immensen Protest gegen die Ungerechtigkeit.

Das Ergebnis ist bereits da: Mehr als 1,3 Milliarden farbige Männer und Frauen haben heute ihre Freiheit erlangt. In den USA war der Schwarze ein benutztes Objekt und keine Person, die ein Recht auf Respekt hat.

Ein Frieden war in der Rassentrennung gefunden worden, aber es war ein negativer Frieden. Wahrer Friede ist nicht die Abwesenheit einer negativen Kraft (wie Konflikte, Verwirrung oder Krieg), sondern die Anwesenheit einer positiven Kraft, wie Gerechtigkeit, guter Wille und Brüderlichkeit.

Heute müssen wir alle lernen, miteinander zu leben, sonst werden wir alle gezwungen sein, gemeinsam zu sterben.

Durch sein wissenschaftliches Genie war der Mensch in der Lage, Entfernungen zu überwinden und die Zeit in Ketten zu legen. Er hat ‚Autostraßen in die Stratosphäre gemeißelt‘.

Unsere Welt ist geografisch gesehen eine Einheit. Jetzt stehen wir vor einem neuen Problem: Wir müssen ihre ‚spirituelle‘ Einheit verwirklichen.“

M. L. King spricht über all diese Dinge ruhig und gelassen, als ob es sich um Allgemeinplätze handeln würde.

„Wie können wir bei der Geburt dieser neuen Welt helfen? Wie kann man diese mühsame Geburt fördern?“

M. L. King fand diesen Weg in der Gewaltlosigkeit.

Er sagt, dass „der Eintritt in dieses neue Zeitalter“ durch Verständnis und guten Willen erfolgen muss. Die christlichen Tugenden der Liebe, des Erbarmens und der Vergebung müssen im Mittelpunkt unseres Lebens stehen.

„Diejenigen, die unterdrückt, ausgebeutet und mit Füßen getreten wurden, genau diese laufen Gefahr, mit Hass und Bitterkeit in das neue Leben einzutreten.

Wenn wir uns mit Hass und Bitterkeit rächen, wird die neue Welt nur ein Abklatsch des alten Sozialstaats sein.

Die Gefahr ist da.

Wir müssen den Hass und die Ungerechtigkeit des alten Zustands auslöschen und annullieren und durch Liebe und Gerechtigkeit ersetzen.

Deshalb glaube ich fest an die Gewaltlosigkeit.

Gewalt löst niemals ein Problem. Sie schafft nur neue, noch kompliziertere.

Wenn wir der Versuchung erliegen, Gewalt anzuwenden in unserem Kampf für Gerechtigkeit, werden künftige Generationen ein sinnloses Chaos erben.

Unser Motto lautet: ‚Freiheit und Gerechtigkeit durch Liebe.‘

Diese Liebe darf keine sentimentale Liebe sein ... es wäre Unsinn, von den Menschen zu verlangen, dass sie ihre Feinde auf sentimentale Weise lieben. Es handelt sich um ein Verlangen nach gutem Willen, nach Brüderlichkeit. Nicht ‚Eros‘, nicht einmal ‚Philia‘, sondern ‚Agape‘.¹⁷⁰

Wenn es uns gelingt, die Menschen auf der Ebene der ‚Agape‘ zu lieben, werden wir sie nicht deshalb lieben, weil wir sie gutheißen oder uns zu ihnen hingezogen fühlen, sondern weil Gott sie liebt. Nur so können wir den Menschen, der Böses tut, lieben, während wir das Böse, das er tut, hassen.“

¹⁷⁰ Im Griechischen bezeichnet „Eros“ die körperliche Liebe, „Philia“ die Freundschaft und „Agape“ die bedingungslose Liebe, von der das Neue Testament spricht und die der ursprünglichen Liebe Gottes zu allen seinen Kindern entspricht und die dazu führt, dass man sein Leben sogar für seine Feinde hingibt (Anm. d. franz. Editoren).

Der Abend, den ich in Montgomery mit M. L. King verbracht habe, war für mich sehr lehrreich.

Ich musste an Sevagram, Gandhis Ashram, denken und sah wieder die abgemagerte Gestalt von Vinoba Bhave vor mir.¹⁷¹ „Aber es braucht alles mögliche, um eine Welt zu schaffen“, würde der gesunde Menschenverstand sagen. Und M. L. King, der Mann, der von der amerikanischen Öffentlichkeit und sogar von seinen Feinden als „der größte religiöse Geist der Gegenwart“¹⁷² beurteilt wurde, hörte während des Abends, den ich mit ihm verbrachte, viele Male auf zu reden, um den Knopf des Fernsehers zu drehen und das Finale eines Wrestling-Kampfes nicht zu verpassen!!! ...

Dies sind die modernen ‚Heiligen‘, vor allem die aus der Neuen Welt, diejenigen, die eine neue Welt vorbereiten, ohne die Freuden und Ablenkungen, die die heutige Welt ihnen bieten kann, zu verurteilen oder zu vernachlässigen.¹⁷³

Magda Trocmé

¹⁷¹ Vinoba Bhave (1895-1982) war ein enger Freund und Schüler Gandhis. Er wird in Indien als sein wichtigster spiritueller Erbe angesehen. Magda hatte ihn auf ihrer Reise 1949 kennengelernt. Er war Schirmherr mehrerer humanitärer Initiativen wie der Bhoodan-Bewegung (ab 1951), die Landabtretungen an die ärmsten Inder koordinierte, oder der Friedensarmee (Shanti Sena) (ab 1957), einem Freiwilligenkorps, das die im Land herrschende Gewalt in den Gemeinden abwenden sollte und sich vor allem auf Wohltätigkeitsinitiativen und die ländliche Entwicklung konzentrierte. Siehe Peter Brock, *Twentieth-Century Pacifism*, New York: Van Nostrand, 1970, S. 216-220 und Lanza del Vasto, *Vinôbâ ou le Nouveau pèlerinage*, Paris: Gallimard-Folio, 1982 (1954) (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁷² Gallup-Umfrage in den USA.

¹⁷³ Gandhi und Martin Luther King wurden beide ermordet (NdNH).

[Illustrationsseite]

Zeugnisse

Zeugnis von Oliver Hatzfeld¹⁷⁴

*Paris am 16. Oktober 1996 bei der Bestattung von
Magda Trocmé auf dem Friedhof Père-Lachaise*

Als Jacques Trocmé mich bat, hier und heute ein paar Worte zu sagen, dachte ich, dass ich aufgrund der Freundschaft, die mich mit ihm selbst, Nelly und Jean-Pierre verbunden hat, und vor allem aufgrund der Erinnerungen, die meine Frau und ich an Herrn und Frau Trocmé haben, nicht ablehnen könnte. Und doch versuche ich nicht ohne Scheu und Angst, auf Jacques Trocmés Bitte zu antworten. Scheu, weil man sich einer Person wie Magda Trocmé nicht mit einem leichten und unbefangenen Geist nähert. Angst, weil ich es mir übel nehmen würde, wenn ich unseren bewundernden und freundschaftlichen Respekt nicht wiederzugeben wüsste.

Deshalb hoffe ich, dass Sie mir verzeihen, dass ich diese Worte lese. Dass ich sie geschrieben habe, bedeutet nicht, dass sie nicht von Herzen kommen, sondern nur, dass ich meinem Gedächtnis und meinen Gefühlen nicht traue.

Frau Trocmé hat seit einigen Jahren die Neugier, das Interesse und die Bewunderung mehrerer Personen geweckt, die sie in den Jahren, in denen Herr Trocmé Pfarrer in der großen Gemeinde Le Chambon war, nicht gekannt hatten. Aus diesem Interesse heraus entstanden Zeitungsartikel, Bücher und sogar, so fragwürdig sie auch sein mögen, Versuche einer filmischen Rekonstruktion. Man könnte sagen, dass über Frau Trocmé bereits alles gesagt wurde und dass jede weitere Ergänzung überflüssig und vielleicht irreführend

¹⁷⁴ Olivier Hatzfeld: Pariser Lehrer, der während der Besatzung nach Le Chambon-sur-Lignon geflohen war und an der École Nouvelle Cévenole und später am Collège Cévenol unterrichtete. Autor des Buches: *Le Collège Cévenol a cinquante ans. Petite histoire d'une grande aventure*, Le Chambon-sur-Lignon, Collège Cévenol, 1989 (Anm. d. franz. Editoren).

wäre. Ich beschränke mich darauf, einige Erinnerungen zu erwähnen.

Das erste Mal, dass ich eine persönliche Beziehung zu Frau Trocmé hatte, war im Dezember 1943. Natürlich war ich ihr schon öfter begegnet, und sei es nur bei Lehrerversammlungen am Collège, wo man nicht anders konnte, als von ihrer warmen, gut artikulierten, tiefen Stimme beeindruckt zu sein, in der man kaum einen fremden Akzent erkennen konnte, der zudem schwer zu identifizieren war; beeindruckt manchmal auch von einer etwas pikanten Bemerkung, denn sie verstand es gut, an jedem Menschen und in jeder Situation das Erstaunliche oder Unpassende zu bemerken. Aber an diesem Tag oder vielmehr an diesem Abend, einem Samstagabend, klopfte Frau Trocmé an unsere Wohnungstür, und das nicht, um uns zu amüsieren: Sie erklärte mir, dass am nächsten Tag einige ältere Schüler mit dem Bus zu einem Skitag fahren würden, aber sie würden allein sein; und man könne nicht wissen, ob sie alle vertrauenswürdig seien. Es musste also unbedingt ein Erwachsener mitkommen, und dieser Erwachsene würde ich sein.

Inwiefern war Frau Trocmé von dieser kleinen Angelegenheit betroffen? Das Collège, die École Nouvelle Cévenole, wie es damals hieß, hatte einen Direktor, eine Direktorin und Internatslehrer. Man hätte es für normal gehalten, dass sie einschreiten, wenn sie eingreifen mussten. Aber sie hatten sich nicht gerührt. Aber jemand musste etwas tun, und so kümmerte sich Frau Trocmé aus eigenem Antrieb darum. Denn Frau Trocmé interessierte sich nicht nur für alles, was in Le Chambon passieren konnte, und wusste viel, sondern sie hatte auch ein Gespür dafür, handeln zu müssen, wenn es ihr notwendig erschien ... In dieser Zeit und dieser Welt, in der so vieles schief lief, musste es zumindest in Le Chambon so gut wie möglich laufen, dass die Flüchtlinge Unterschlupf fanden, dass die Eigentümer ihre Wohnungen öffneten, dass diejenigen, denen es an Lebensmittelkarten fehlte, diese erhielten, dass die Kinder lernen konnten und dass die Schüler sich gut benahmen. Frau Trocmé war diejenige, die nie und in keiner Situation sagte: „Es tut mir leid für Sie, aber das geht mich nichts an; gehen Sie weiter und wenden Sie sich an jemand anderen.“

Und wenn sie sich eines Problems annahm, handelte sie, d. h. sie baute einen Plan auf, wusste, wen sie aufsuchen oder wen sie einbe-

rufen würde, was sie ihm sagen würde, womit sie ihn beauftragen würde; und wenn es sein musste, was sie selbst tun würde. Und es funktionierte. An diesem Abend kann ich nicht sagen, dass ich glücklich war mit dem, was sie von mir verlangte; ich war kein erfahrener Skifahrer und riskierte, mich lächerlich zu machen, und vor allem riskierte ich, von diesen großen Schülern kalt empfangen zu werden, die nicht damit gerechnet hatten, dass ein Lehrer in ihre Mitte kommen würde. Aber es kam nicht infrage, zu diskutieren oder abzulehnen, sondern nur darum, einzuwilligen, wie es so viele andere bei anderen Gelegenheiten getan hatten.

Woher hatte Frau Trocmé diese Überzeugungskraft? Zunächst einmal war Frau Trocmé schön, eine Schönheit, die niemanden gleichgültig lassen konnte. Sie war groß und hatte die Haltung einer Königin, und dieser Ausdruck passt auf niemanden besser als auf sie selbst; sodann bestand ihre Schönheit aus Harmonie, Vitalität und innerer Stärke, aus ihrem geraden Blick; dabei konnte die Ernsthaftigkeit ihrer Gesichtszüge durch Ausbrüche von Humor oder Freundlichkeit gemildert werden. Außerdem erschien Frau Trocmé jedem Gesprächspartner so sicher, so selbstbewusst, dass es unpassend und fast frevelhaft erschienen wäre, ihr zu widersprechen und nicht zu akzeptieren, worum sie bat; es war eine Selbstverständlichkeit. Ich glaube nicht, dass sie dabei eine Rolle spielte. Diese Vitalität und Selbstsicherheit waren ihr Wesen selbst. Nicht die eitle Sicherheit, Recht zu haben, sondern die Sicherheit, dass das, was gut war und getan werden musste, richtig war, und dass sie es mit anderen teilte. Es war diese Sicherheit, die es ihr ermöglichte, einen der Bewohner des Hauses Les Roches zu retten.

Es gibt jedoch einen Bereich, von dem ich glaube zu wissen, dass Frau Trocmé sich immer davor gehütet hat, sich einzumischen, nämlich die Leitung und Unterweisung der Gemeinde, denn das war der Bereich von Herrn Trocmé, für den sie ebenso viel Bewunderung wie Vertrauen empfand, und dem sie half, ihn unterstützte, ihm zur Seite stand, indem sie die Episoden und Wechselfälle eines Berufsweges teilte, der durch die Überzeugungen von Herrn Trocmé nicht einfach war. Was nicht ausschließt, dass sie in manchen Punkten vielleicht eine etwas persönliche Theologie hatte, wie ich aufgrund einiger Äußerungen, die sie später machte, vermute.

Ich möchte eine weitere Erinnerung aufrufen. Nach einigen Jah-

ren trafen wir Herrn und Frau Trocmé in Versailles wieder. Sie zeigten uns das Haus des Versöhnungsbundes. Es war eine ganz andere Frau Trocmé, die wir fast wie eine Frau von Welt vorfanden, die ihre Einrichtung in Ehren hielt, was wiederum keine Rolle, sondern ein Aspekt ihres Wesens war. Was sie die harten Jahre davor nicht vergessen ließ ... Als ich sie eines Tages zwischen zwei Geschäften in der Rue de la Paroisse traf, bat sie mich unvermittelt, ihr wieder in Erinnerung zu rufen, wer die vier Pfadfinderführer gewesen waren, die Jean-Pierres Körper vom Tempel in Chambon bis zum Friedhof getragen hatten, und welchen Platz jeder von ihnen eingenommen hatte. Und in ihrer Stimme schwangen so viel Dringlichkeit und Angst mit, dass mir klar wurde, dass die Erinnerungen an die tragischen Tage im August 1944 so lebendig waren und immer sein würden.

Wir haben Frau Trocmé mehrmals in Le Chambon getroffen, als sie noch zu Aufenthalten im Sommer dort war. Manchmal fiel es ihr schwer, die Veränderungen anzuerkennen, aber sie hatte dort treue Freunde und freute sich sehr, diejenigen wiederzuerkennen, die sie am Ausgang der Kirche oder auf dem Platz begrüßten; deren Zahl wurde von Jahr zu Jahr weniger – leider. Sie war besorgt darüber, was aus jenem geworden war, den sie nicht mehr sah, dass der Blaukreuz-Laden oder der Kirchendienst vor Ort verschwunden waren, aber sie war bereit, denjenigen zu vertrauen, die jetzt die Verantwortung trugen. Sie wollte insbesondere die Entwicklung des Collège Cévenol verfolgen und sich vergewissern, dass die Neuerungen nicht den Kern dessen gefährdeten, was Monsieur Trocmé gewollt hatte.

Zuerst mit Jispa, später ohne sie, konnten wir einige Spaziergänge rund um Le Chambon machen, und ich glaube, sie hatte Freude daran, Fay, Araules und Montbuzat wiederzusehen. Ihr erstaunliches Gedächtnis erlaubte es ihr, sich zu erinnern und zu erzählen, was dort geschehen war, was sie gesehen oder gehört hatte. Manchmal traf sie alte Bekannte oder deren Kinder und Enkelkinder, und es fiel ihr unglaublich leicht, sich mit Menschen zu unterhalten, die sich dann geehrt fühlten, sie getroffen zu haben. Man soll jedoch nicht annehmen, dass sie nur in ihren Erinnerungen lebte; sie wollte wissen, wie die Menschen heute leben, wie diese Gegend weiterhin Pläne und eine Zukunft hatte.

Abschließend möchte ich noch an ihr Talent als Geschichtenerzählerin erinnern, die sowohl einen Gesprächspartner, der ihr Fragen stellen wollte, als auch eine Schulklasse oder ein größeres Publikum in ihren Bann ziehen konnte. Worin bestand dieses Talent? Es ist schwer zu analysieren; man müsste von ihrer Stimme sprechen, von der Sprache, die sie präzise und reich zu gebrauchen wusste, von ihren schnellen, gut gebauten Sätzen, die ohne Zögern gesprochen wurden. Vor allem aber war da die Erzählerin selbst, die das, was sie sagte, noch einmal durchlebte, die gerührt oder besorgt, traurig oder fröhlich war; da war das pittoreske und konkrete Detail, das sie beeindruckt, amüsiert oder beunruhigt hatte; da war vor allem der Blick der Erzählerin, der sich an jeden Einzelnen und an alle gleichzeitig richtete. Frau Trocmé zuzuhören bedeutete, einen Teil ihrer Vitalität zu empfangen, von ihrem Feuer zu profitieren, ihre Liebe zur Welt und zu den Geschöpfen zu teilen.

Zeugnis von Pierre Boismorand

Interview in der Wochenzeitung *Réforme*¹⁷⁵, 6. März 2008

Magda Trocmé. Interview mit Pierre Boismorand¹⁷⁶, dem Herausgeber der Korrespondenz von Magda und André Trocmé. Aus diesen Briefen geht die starke Persönlichkeit von Magda hervor, die an den Kämpfen ihres Jahrhunderts teilnahm.

„EIN AUSGEPRÄGTER SINN FÜR DEN NÄCHSTEN“

Inwiefern kann Magda Trocmé als eine Figur der „résistances“ betrachtet werden?

Die Frage führt zu einer notwendigen Unterscheidung zwischen „Résistance“ und „Widerstand“ (*résistance*), wobei sich ersterer genauer auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs bezieht. Zu dieser Zeit lebte Magda Trocmé in Le Chambon-sur-Lignon, wo ihr Mann André seit 1934 Pfarrer der reformierten Gemeinde war und beide sich entschieden gegen die antijüdische Ideologie und die antijüdischen Gesetze der Vichy-Regierung wandten. Wenn jüdische Menschen in Le Chambon Zuflucht suchen, kümmert sich Magda um die Suche nach Gastfamilien, zögert aber auch nicht, welche im Pfarrhaus zu verstecken, wo sie sich bereits mit André um ihre vier Kinder kümmern muss.

Es ging also darum, „mit den Waffen des Geistes“ Widerstand zu leisten, d. h. gewaltfrei und konkret zu handeln, um Menschen aller Schichten, Franzosen und Ausländer, die von der Polizei und der Gestapo gejagt wurden, zu retten. Bis zum Kriegsende halfen Magda und André Trocmé unermüdlich und unter dem Risiko, verhaftet zu werden, Juden und ermutigten die Internate in Le Chambon und Umgebung nachdrücklich, sich um zahlreiche Kinder zu kümmern, die meist von Organisationen wie OSE¹⁷⁷, Cimade¹⁷⁸ oder

¹⁷⁵ Dossier: Protestantische Frauen in der Résistance.

¹⁷⁶ Pierre Boismorand: Pfarrer in Matigny (Schweiz) ist der wissenschaftliche Herausgeber der Veröffentlichung: *Magda et André Trocmé. Figure de résistance*. Paris. Edition du Cerf. 2007.

¹⁷⁷ Organisation (juive) de secours aux enfants (Jüdische Organisation der Kinderhilfe (d. Ü.).

¹⁷⁸ Comité intermouvements auprès des évacués (Überparteiliches Komitee für

der Schweizer Hilfsorganisation geschickt wurden. Für ihren Mut, ihre Selbstlosigkeit und die Rettung verfolgter Juden erhielten Magda und André von Yad Vashem die Medaille der Gerechten.

Nachdem in Europa von 1946 bis 1960 Frieden eingekehrt war, hörte Magda nicht auf, sich an anderen Widerständen zu beteiligen. Im Rahmen des Internationalen Versöhnungsbundes nahm sie an zahlreichen Vortagsreisen auf internationaler Ebene teil. So macht sich das Ehepaar Trocmé vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, der atomaren Aufrüstung und der Entkolonialisierung mehr denn je zum Sprachrohr für Dialog, Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden. Magda führt mit André das Sekretariat der europäischen MIR, nimmt an Anti-Atomkraft-Demonstrationen teil, organisiert mit Protestanten aus Algerien Alphabetisierungsklassen (insbesondere für algerische Frauen) und solidarisiert sich an der Seite von Martin Luther King mit dem Kampf gegen die Rassentrennung in den USA.

War Magda von André abhängig oder spielte sie ihre spezifische Rolle?

Es ist wahr, dass Magda und André Trocmé in ihrem Widerstand so vereint waren, dass sie in der Erinnerung derer, die sie kannten, und in der unseren untrennbar geworden sind. Sie verbanden dieselben Ideale und teilten den Willen, ihren evangelischen Kampf für Gerechtigkeit und Frieden in die Praxis umzusetzen. Es muss jedoch klar sein, dass Magda eine starke und fesselnde Persönlichkeit war, die ihrem Mann nichts verdankte, im Gegenteil, denn André hätte ohne die unerschütterliche Unterstützung seiner Frau zweifellos viele Schwierigkeiten gehabt, seine pastorale und pazifistische Berufung zu leben.

Es sei hier daran erinnert, dass Magda vor ihrer Heirat im Jahr 1926 eine junge Frau war, die bereits relativ emanzipiert war. Magda Grilli di Cortona stammte aus zwei aristokratischen Familien, einer russischen (Mutter) und einer italienischen (Vater), und besuchte die Klosterschule der Mantellaten in Florenz, wo sie unter dem Druck eines konservativen Katholizismus stand. Nach dem Ersten Weltkrieg legte sie 1919 die Matura ab und besuchte anschließend das Lehrerseminar, das ihr einen Abschluss in italienischer Literatur verlieh. Während sie ihr Studium fortsetzte, engagierte sie sich im

Flüchtlinge; die Cimade ist Mitglied des Französischen Evangelischen Kirchenbundes (d. Ü.).

YWCA, wo sie sich um junge Mädchen in Schwierigkeiten und ledige Mütter kümmerte. Nachdem sie 1925 ein Stipendium erhalten hatte, studierte sie an der New York School of Social Work und arbeitete mit italienischen Einwanderern.

Als Frau eines Pastors, zunächst in Nordfrankreich, entwickelte Magda ihr eigenes Tätigkeitsfeld im sozialen Bereich: Aufnahme von Bedürftigen, Präsenz bei Familien von Grubenarbeitern, Italienischkurse ... Als Mutter mehrerer Kinder bildete sie sich dennoch weiter und wurde 1931 in Paris mit dem Capes in Italienisch ausgezeichnet. In Le Chambon-sur-Lignon zeigte sich ihr Initiativegeist in der Idee einer protestantischen und gemischten Sekundarschule, die 1938 in Form der *École nouvelle cévenole* (dem späteren Collège cévenol) verwirklicht wurde, wo sie zehn Jahre lang unterrichtete. Und als ihr Mann zunächst inhaftiert und dann gezwungen wurde, in den Untergrund zu gehen, engagierte sich Magda verstärkt bei der Aufnahme von Flüchtlingen und im Gemeindeleben.

Eine Frau der Tat und des Mutes?

Magda Trocmé war von bemerkenswerter geistiger Wachheit und lebte ihr Engagement ohne Zugeständnisse oder Verstellung, denn sie war stets um pragmatisches und effizientes Handeln bemüht. Ihre starken christlichen und humanistischen Überzeugungen verkörperte sie mit einem ausgeprägten Sinn für den Nächsten, ungeachtet seiner Herkunft, seines Standes und seiner Religion. Ihre tiefsten Beweggründe schöpfte sie aus einer Spiritualität, die offen und frei gegenüber Institutionen war, so dass ihr Mann gerne von „Magdas Religion“ sprach. Ihre Freundlichkeit und ihr selbstloser Mut spiegelten die schöne Vitalität einer fesselnden Persönlichkeit, die frei von engstirnigen Moralurteilen den Ereignissen gewachsen war, die ihre Wachsamkeit und Hingabe erforderten.¹⁷⁹

¹⁷⁹ Das Gespräch führte Nathalie Leenhardt.

Die Reise durch ein Jahrhundert

Frédéric Rognon, Patrick Cabanel & Nicolas Bourguinat

Von Sin-le-Noble bis Chambon-sur-Lignon und von Neapel bis New York wird Magda Trocmé im Laufe ihres Erwachsenenlebens verschiedene Orte des Engagements kennenlernen. Ihr Leben ist nicht nur ein persönlicher Weg, sondern eine Reihe von Übergängen und Verknüpfungen unterschiedlicher Kontexte, Begegnungen und Synergien. Manchmal stand sie im Schatten ihres Mannes, manchmal konnte sie selbst ihr ganzes kreatives Potenzial entfalten. Auf ihrem Weg durch das 20. Jahrhundert wusste sie in sehr unterschiedlichen Realitäten, von ihren starken Überzeugungen Zeugnis abzulegen: von den Arbeiterwohnvierteln im Norden bis zur geschlossenen Hochebene von Vivarais-Lignon während der deutschen Besatzung Frankreichs oder in Friedenszeiten, mit italienischen Einwanderern wie mit schwarzen Bürgerrechtsaktivisten. Der rote Faden ist zweifellos der Einsatz für die Würde des Menschen, wo immer sie missachtet wird.

Wir haben vier Blickwinkel gewählt, um die verschiedenen Dimensionen dieses Engagements darzustellen: das soziale Christentum, Pazifismus und Gewaltlosigkeit, der Zufluchtsort während der deutschen Besatzung und die Reisen nach dem Krieg.

SOZIALES CHRISTENTUM

Als Magda André Trocmé heiratete, wurde sie die Frau eines Pfarrers mit einer klaren theologischen Überzeugung: die des sozialen Christentums. Obwohl sie selbst am Ende ihres verschlungenen Weges als Jugendliche einen religiösen Rahmen entwickelt hatte, der ihr eigen war („Magdas Religion“¹⁸⁰), folgte sie ihrem Mann und wurde zu seiner unerschütterlichen Stütze bei den sehr klaren kirch-

¹⁸⁰Magda Trocmé, *Eine Jugend außerhalb der Normen*. 2026, S. 8, 15, 105, 111, 283 f.

lichen Verpflichtungen. Es ist daher notwendig, den theologischen Hintergrund des sozialen Christentums zu klären, um dessen konkrete Praxis besser zu verstehen.

Das Soziale Christentum¹⁸¹ ist eine protestantische theologische Strömung, die aus dem Bewusstsein der Umwälzungen entstanden ist, die die industrielle Revolution im Leben der Menschen bedeutet hat: Landflucht und Entchristlichung, Fabrikarbeit auch für Kinder, Arbeitsbedingungen und -unfälle, Arbeitslosigkeit und Prekariat, gesundheitsschädliche Wohnungen, Alkoholismus, Prostitution ... Die sozialen Christen sind der Ansicht, dass die Kirchen, die in der Regel in privilegierten Milieus angesiedelt sind, es versäumt haben, diese Bewegung zu begleiten, bei den unteren Schichten präsent zu sein, sich in den sozialen Kämpfen zu engagieren und hier ihre Hoffnung zu bezeugen. Diese Kritik an ihren eigenen Kirchen führte zu dem Entschluss, dieses Defizit durch die Gründung von „Solidaritäten“ oder den „Volksheimen“ zu beheben, die sowohl Sozialhilfzentren als auch Orte der Verkündigung des Evangeliums im Herzen der Elendsvororte sein sollten.

Der Gründer des sozialen Christentums in Frankreich ist Tommy Fallot (1844-1904)¹⁸². Als Enkel des Industriellen Daniel Legrand sollte er dessen Unternehmen in Ban-de-la-Roche (Elsass) übernehmen, lehnte dies jedoch ab und studierte stattdessen Theologie, die

¹⁸¹ Jean Baubérot, *Un christianisme profane? Royaume de Dieu, socialisme et modernité culturelle dans le périodique „chrétien-social“*. L'Avant-Garde (1899-1911), Paris, Presses Universitaires de France, 1987; Jean Baubérot, *Le christianisme social français de 1882 à 1940. Évolution et problèmes*. In: Revue d'Histoire et de Philosophie Religieuses, Band 67, Nr. 1, Januar-März 1987, S. 37-63; Jean Baubérot, *Le christianisme social français de 1882 à 1940. Évolution et problèmes* (suite et fin). In: Revue d'Histoire et de Philosophie Religieuses, Band 67, Nr. 2, April-Juni 1987, S. 155-179; Raoul Crespín, *Des protestants engagés. Le Christianisme social, 1945-1970*, Paris, Les Bergers et les Mages, 1993; Klauspeter Blaser, *Le Christianisme social. Une approche théologique et historique*, Paris, Van Dieren éditeur (coll. Débats), 2003.

¹⁸² Marc Boegner, *La vie et la pensée de T. Fallot*. Tome I: La préparation 1844-1872, Paris, Berger-Levrault / Librairie Fischbacher, 1914; *La vie et la pensée de T. Fallot*. Bd. II: L'achèvement, 1872-1904, Paris, Berger-Levrault / Librairie Fischbacher, 1926; T. Fallot, *L'Homme et l'œuvre*, Paris, Éditions „Je sers“, 1940; Pierre Poujol, *Bio-bibliographie du Christianisme Social: I - Tommy Fallot*. In: Christianisme social, 72. Jahrgang, Nr. 3-4, März-April 1964, S. 222-230; Jean Baubérot, *Le retour des huguenots. La vitalité protestante XIX. – XX. siècle*, Paris / Genf, Les Éditions du Cerf / Labor et Fides, 1985, S. 113-128.

er mit einer Dissertation über „Die Armen und das Evangelium“ abschloss. Als Pfarrer einer kleinen freien (d. h. vom Staat unabhängigen) Kirche in Paris, „La Chapelle du Nord“ im Arbeiterviertel des 10. Stadtbezirks, gründete er 1882 den „Cercle socialiste de la libre pensée chrétienne“ („Sozialistischer Kreis der freien christlichen Gedanken“) und 1888 die „Association protestante pour l'étude pratique des questions sociales“ (APEPQS; „Protestantische Assoziation für praktische Studien der sozialen Fragen“). Die Zeitschrift, in der die Ideen der letzteren zum Ausdruck kamen, hieß: „Revue de théologie pratique et d'études sociales“ (Praktisch-theologische Zeitschrift und soziale Studien), die 1896 in „Revue du Christianisme social“ (Zeitschrift des sozialen Christentums) umbenannt wurde. Mit einem aufsehenerregenden Vortrag, der sofort veröffentlicht wurde, startet er eine Kampagne gegen die Prostitution: „La femme esclave“ (Die versklavte Frau). Tommy Fallot zufolge sind die Christen dazu berufen, die Königsherrschaft Christi in allen Bereichen zu errichten, angefangen beim sozialen Bereich. Dieser Punkt unterstreicht die Affinität zwischen Christentum und Sozialismus: Der Sozialismus habe einen Großteil seiner Agenda aus dem Evangelium entlehnt; den Sozialismus zu tadeln wäre daher gleichbedeutend mit einer Verurteilung des Evangeliums. Tommy Fallots Anliegen ist es jedoch, eine christliche Antwort auf die soziale Frage zu geben. Er wendet sich vehement gegen den bürgerlichen Individualismus der protestantischen Kirchen und betrachtet das Christentum als „die Religion der Solidarität“¹⁸³. Das frühe soziale Christentum verknüpfte persönliche Frömmigkeit im Stil der Erweckung eng mit dem Engagement in den sozialen Kämpfen seiner Zeit.

Tommy Fallot arbeitete mit der Mission populaire évangélique (Evangelische Arbeitermission) zusammen, die von dem englischen Pfarrer Robert MacAll (1821-1893)¹⁸⁴ gegründet worden war. MacAll, der nach der Niederschlagung der Commune 1871 vom Elend der

¹⁸³ Tommy Fallot, *La religion de la solidarité. Conférences et prédications*, Paris, Fischbacher, 1908.

¹⁸⁴ Eugène Réveillaud, *La vie et l'oeuvre de Robert Whitaker MacAll*, Paris, Fischbacher, 1898; André Micaleff (Hrsg.), *La Mission populaire évangélique de France de 1871 à 1939*, Numéro hors-série de Présence, Sommer 1985; Jean-Paul Morley, *La Mission populaire évangélique: les surprises d'un engagement 1871-1984*, Paris, Les Bergers et les Mages, 1993.

Arbeiterklasse betroffen war und befürchtete, dass diese Situation neue Revolten auslösen würde, hatte zahlreiche Einrichtungen geschaffen, wo evangelisiert wurde, die sowohl Suppenküchen, Gesundheitszentren, Schulen für alle und Bibliotheken waren als auch die Möglichkeit boten, Kirchenlieder zu singen und die eigene Bekehrung zu bezeugen. Als Robert MacAll starb, gab es nicht weniger als 136 „MacAll-Säle“ in Frankreich (43 davon in Paris) und bis nach Nordafrika. Die evangelische Volksmission (bald umgangssprachlich „die Miss’Pop“ genannt) war eine große Inspirationsquelle für Tommy Fallot. Der pietistische Eifer und ein rigoroses Unpolitischsein, die sie charakterisieren – abgesehen von den antirevolutionären Motiven ihrer Gründung –, waren ihm jedoch ein Dorn im Auge: Das soziale Christentum wird daher versuchen, sich auf einem Grat zu bewegen, der spirituelle Erweckung und sozialpolitisches Engagement verbindet und sich von entpolitisierten Konversionen ebenso distanziert wie vom säkularisierten Klassenkampf.¹⁸⁵ Nach MacAlls Tod entwickelte sich die Volksmission immer deutlicher in Richtung des sozialen Christentums im Sinne von Tommy Fallot. Die Ablösung der zügellosen Evangelisation erfolgte durch die pfingstkirchliche ‚Welle‘ aus den USA, die 1930 über Le Havre nach Frankreich gelangte und die Magda Trocmé in ihrer Erzählung mit Argwohn erwähnt.

Die zweite große Persönlichkeit des sozialen Christentums in Frankreich ist Charles Gide (1847-1932)¹⁸⁶. Der Onkel von André

¹⁸⁵ Wo die Sozialchristen „Solidaritäten“ einrichten, wird die Volksmission „Bruderschaften“ („frats“) gründen, in denen gemäß der von Robert MacAll aufgestellten Verhaltensregel „alle politischen oder kirchlichen Streitfragen verboten sind“. Im Bemühen um einen Kompromiss antwortete Tommy Fallot: „Jede geistliche Aktion, die diesen Namen verdient, wird also zu ihrer Zeit durch den Willen Gottes zu einer moralischen Aktion werden, und diese wiederum zu einer sozialen Aktion; man kann genauso wenig die geistliche Aktion daran hindern, moralisch und sozial zu werden, als dem Samen verbieten, seine Frucht zu tragen“ (Jean-François Faba, *La Mission populaire évangélique et le Christianisme social*. In: *Autres Temps*, Nr. 45, März 1995, S. 109-114).

¹⁸⁶ Pierre Poujol, *Bio-bibliographie du Christianisme Social: II - Charles Gide*, in *Christianisme social*, 72. Jg., Nr. 7-8, Juli-August 1964, S. 393-404 ; Marc Pénin, *Charles Gide 1847-1932. L'esprit critique*, Paris, L'Harmattan, 1997; Frédéric Rognon, *Charles Gide. Éthique protestante et solidarité économique*, Lyon, Éditions Olivétan (coll. Figures protestantes), 2016.

Gide war ein protestantischer Wirtschaftswissenschaftler und Professor in Bordeaux, Montpellier, dann Paris und schließlich am Collège de France. Er entdeckte 1886 das Gedankengut von Charles Fourier, gründete mit Édouard de Boyve und Auguste Fabre die „Schule von Nîmes“ und engagierte sich voll und ganz für die Genossenschaftsbewegung, deren unbestrittener Sprecher er später werden sollte. Im Jahr 1888 gehörte er zu den Unterzeichnern des Aufrufs von Tommy Fallot zur Gründung der APEPQS, dem ersten ‚Kind‘ des sozialen Christentums. Auf dem ersten Kongress der Vereinigung, zu deren Vizepräsident er gewählt wurde, legte er einen Bericht vor mit dem Titel: „Von der praktischen Rolle des Pfarrers in sozialen Fragen“. Als Wirtschaftswissenschaftler etabliert er sich als Referenz und Experte für alle sozioökonomischen Fragen der Bewegung, die hauptsächlich aus Pfarrern und Theologen besteht. Er träumt für Frankreich von einer „kooperativen Republik“, die einen dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kollektivismus aufzeigt und sowohl den Minimalstaat des Ersteren als auch den hoheitlichen Staat des Letzteren ablehnt. Das Prinzip der Kooperation ist für ihn die christlich inspirierte Lösung der sozialen Frage, da es den Arbeitnehmer zu einem für seine eigene Tätigkeit verantwortlichen Akteur macht und so wirtschaftliche Effizienz mit der Würde des Menschen verbindet. Und er glaubt, die tiefen Quellen des Begriffs „Solidarität“ in der biblischen Tradition selbst zu erkennen.

Die zweite Generation der Sozialchristen wird von drei herausragenden Persönlichkeiten repräsentiert: *Élie Gounelle* (1865-1950)¹⁸⁷, *Wilfred Monod* (1867-1943)¹⁸⁸ und *Henri Nick* (1868-1954)¹⁸⁹. In Rou-

¹⁸⁷ Pierre Poujol, *Bio-bibliographie du Christianisme Social: III - Élie Gounelle*. In: *Christianisme social*, 72. Jg., Nr. 11-12, November-Dezember 1964, S. 643-657; Jacques Martin, *Élie Gounelle. Apôtre et inspirateur du christianisme social*, Paris, L'Harmattan (coll. Religion et sciences humaines), 1999.

¹⁸⁸ Laurent Gagnebin, *Christianisme spirituel et christianisme social. La prédication de Wilfred Monod (1894-1940)*, Genf, Labor et Fides (coll. Histoire et Société Nr.14), 1987; Laurent Gagnebin, *Wilfred Monod. Pour un Évangile intégral*, Lyon, Éditions Olivétan (coll. Figures protestantes), 2018.

¹⁸⁹ Élie Gounelle und Henri Nick, *Réveil et Christianisme social. Correspondance 1886-1897*, ed. Christophe Chalamet und Grégoire Humbert, Genf, Labor et Fides (coll. Histoire et Société Nr. 57), 2013; Christophe Chalamet, *Revivalism and Social Christianity: The Prophetic Faith of Henri Nick and André Trocmé*, Eugene (OR), Pickwick Publications, 2013.

baix war Élie Gounelle von 1896 bis 1907 Pfarrer. Hier gründete und leitete er 1898 die erste „Solidarité“ nach einem Modell, das sich in ganz Frankreich ausbreitete: alternative Kleingesellschaft, Ort der Verkündigung des Evangeliums, mehrere Konferenz- und Versammlungsräume, Unterstützung für ehemalige Alkoholiker (Blaues Kreuz), Einkaufsgenossenschaft, Hilfsverein auf Gegenseitigkeit, etc. ... Von 1907 bis 1919 war er Pfarrer in „La Chapelle du Nord“, in der Nachfolge von Tommy Fallot. Zusammen mit Wilfred Monod übernahm er 1908 auf dem Kongress in Paris die Leitung der Bewegung des sozialen Christentums (neuer Name von APEPQS). Im Jahr 1909 wurde er Chefredakteur der „Revue du Christianisme social“. Von 1919 bis 1935 war er schließlich Pfarrer in Saint Etienne, in der „Fraternité“ im Quartier du Soleil; von dort aus leitete er das „Œuvre des enfants de la montagne“ (Kinderhilfswerk zur Verschickung von Kindern in die Berge), das Söhne und Töchter von Bergarbeitern nach Chambon-sur-Lignon schickte, in Verbindung mit den Pfarrern des Plateaus, also ab 1934 mit André und Magda Trocmé. Élie Gounelle ist Autor mehrerer Bücher: „Nos principes religieux“ (1902, Unsere religiösen Prinzipien); „Pourquoi nous sommes chrétiens sociaux?“ (1909, Warum sind wir soziale Christen?); „L'Église et les problèmes économiques, industriels et sociaux“ (1925, Die Kirche und die wirtschaftlichen, industriellen und sozialen Probleme). Darin vertrat er die Vorstellung eines „integralen Christentums“: Die individuelle Erlösung kann nicht von der sozialen Erlösung isoliert werden; das Reich Gottes ist eine Synthese aus göttlicher Souveränität und universeller Solidarität, da Gott, wie es das Gebet der Christen besagt, der Vater aller ist. Das Reich voranzubringen bedeutet also, das Christentum in die Gesetze und Institutionen einzubringen.

Wilfred Monod war Pfarrer in Condé-sur-Noireau (1892-1897), Rouen (1897-1906) und dann in Paris. Er war auch Theologe, Professor an der Protestantischen Theologischen Fakultät in Paris (von 1907 bis 1937) und Autor eines umfangreichen schriftlichen Werks (60 Bücher und 29 Predigtsammlungen). Seine Dissertation wurde in zwei Bänden unter dem Titel „L'espérance chrétienne“ (Die christliche Hoffnung, 1899-1901) veröffentlicht. Darin entwickelte er eine Theologie des Reiches Gottes, die sich in seinen späteren Werken immer mehr durchsetzte: Das Reich Gottes ist ebenso für die

Erde wie für die Himmel, es wird jeden Tag durch den Einsatz in sozialen Kämpfen und durch das Voranschreiten der Gerechtigkeit aufgebaut. Wilfred Monod zögerte nicht zu sagen, dass „die Lehre vom Reich Gottes der gemeinsame Nenner zwischen wahrem Sozialismus und wahrem Christentum“ ist. Die Solidarität ist eines der Mittel zur Erneuerung der Gesellschaft: Auftakt zur vollständigen Errichtung des Reiches Gottes. Als Gründer der „Fraternité des Veilleurs“ (Bruderschaft der Wächter) versucht er, die Anforderungen des Gebets mit denen des sozialen Engagements zu verbinden. Seiner Meinung nach ist der Ausdruck „soziales Christentum“ ein Pleonasmus, da es kein authentisches Christentum gibt, das nicht gleichzeitig spirituell und sozial ist. Das Christentum wird von Wilfred Monod fundamental in seiner messianischen Dimension gesehen: Sowohl das fehlgeleitete Christentum („ein Messias ohne Messianismus“) als auch der atheistische Sozialismus („ein Messianismus ohne Messias“) sind abzulehnen. Weil das Christentum in erster Linie Messianismus ist, und zwar der Messianismus von Jesus Christus – in dem Himmel und Erde zusammenkommen –, kann es unsere Welt verklären, anstatt uns anzuweisen, eine andere zu erwarten.

Henri Nick lernte Élie Gounelle und Wilfred Monod auf den Bänken der protestantischen theologischen Fakultät in Montauban kennen. Auf Anregung von Élie Gounelle, der damals Pfarrer in Roubaix war, ließ er sich 1897 in Lille im Elendsviertel Fives nieder und gründete dort mit Hilfe der evangelischen Volksmission eine Bruderschaft: le Foyer du peuple (Heim des Volkes). Dort blieb er bis zu seinem Tod, also gut fünfzig Jahre lang. Er gründete immer mehr Gruppen von Menschen, die Evangelisationstouren zu Fuß, in Wohnwagen oder auf Hausbooten machten. Die Bekehrung ist jedoch nie eine Bedingung für die Aufnahme in das Foyer du peuple, das für alle offen ist. Von Beginn seines Dienstes an zeigte Henri Nick ein ganz besonderes Charisma, das die Massen zu ihm hinzog, und es dauerte nicht lange, bis er als „Prophet“ bezeichnet wurde. Dieser Ruf war gefestigt, als André und Magda Trocmé nach Maubeuge und später nach Sin-le-Noble zogen, und Magda erwähnt ihn übrigens bei der Geburt ihres Sohnes Daniel mit dieser Aura des „Pfarrer-Propheten“. Die Nicks und die Trocmés blieben eng miteinander verbunden, auch während der Zeit in Chambon-sur-Lignon,

wo sich Henri Nick während des Krieges einige Monate aufhielt. Er erhielt die Medaille der Gerechten, weil er dank seines Widerstandsnetzwerks mehrere Juden gerettet hatte.

Dies sind die Pfarrer und Theologen, die André und Magda Trocmé in ihrem Engagement für das soziale Christentum vorangehen und begleiten. Das Ehepaar Trocmé lebte unter ähnlichen Bedingungen wie die Sozialchristen: Sie ließen sich inmitten von Arbeitersiedlungen nieder und teilten die Not der Menschen in ihrer Nachbarschaft. Sie wurden Zeugen von Ungerechtigkeiten, Gewalt – insbesondere in der Ehe – und der Geißel des Alkoholismus. Sie richteten vor Ort Willkommens- und Unterstützungsstrukturen ein und boten, quasi in Permanenz, ihre Disponibilität denen an, die an ihre Türen klopfen.

Die theologische Strömung des sozialen Christentums ist keineswegs ein rein französisches Phänomen: Sie entsteht auf unterschiedliche Weise in allen Ländern, die sich industrialisieren, vor allem wenn sie eine starke protestantische Tradition haben – insbesondere aber dann wenn beide Faktoren zusammenkommen, wobei Frankreich eher die Ausnahme ist. In England hatte die sozialistische Bewegung methodistische Wurzeln, und zwar die sogenannten „Christian socialists“; durch sie nannte man sie die „christlichen Sozialisten“: Thomas Carlyle (1795-1881) und Frederick Denison Maurice (1805-1872). In Deutschland wurde die soziale Frage zunächst durch die von Johann Hinrich Wichern (1808-1881) gegründete „Innere Mission“ aufgegriffen, der seine Berufung so formulierte: „Wenn die Proletarier nicht mehr die Kirche suchen, muss die Kirche sie suchen.“ Radikaler und politischer war – der spätere Abgeordnete der SPD – Christoph Blumhardt (1842-1919), der es vorzog, vom „christlichen Sozialismus“ zu sprechen. Er erklärte nach einer starken spirituellen Erfahrung, dass individuelle Nächstenliebe nicht in der Lage sei, die soziale Not des Volkes zu beheben, dass der Kapitalismus anti-göttlich sei und dass der Sozialismus den Willen Gottes erfülle. Sein Einfluss auf den Protestantismus in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz ist beträchtlich. Sein eifrigster Schüler wird der Schweizer Leonard Ragaz (1868-1945). Sein viel beachteter Vortrag vor Schweizer Pfarrern 1906: „Das Evangelium und der gegenwärtige soziale Kampf“ gibt den Anstoß für die Bewegung des „religiösen Sozialismus“ in der Schweiz. Seine Ideen

werden von der von ihm gegründeten Zeitschrift „Neue Wege“ weitergetragen. Leonard Ragaz, Pfarrer und später Professor für Systematische und Praktische Theologie an der Universität Zürich, definierte den „Religiösen Sozialismus“ mit folgenden Worten: Dieser ist kein ‚Zwitter‘; er ist kein religiös überzogener Sozialismus, sondern ein integrales, dynamisches Christentum, in dem Gott die Welt ständig erneuert. Er ist auch kein sozial überzogenes Christentum, sondern er will integral sozialistisch sein, während er seinen religiösen Wert hervorhebt; er fügt den bestehenden Sozialismen nicht eine weitere Form des Sozialismus hinzu, sondern zielt auf ein angemessenes Verständnis des Wesens des Sozialismus ab. Kurz gesagt, der religiöse Sozialismus verkörpert die gemeinsame und tiefe Wahrheit des Sozialismus und des Christentums.¹⁹⁰ Leonard Ragaz ist Autor mehrerer Bücher, von denen zwei ins Französische übersetzt wurden¹⁹¹. In den Vereinigten Staaten schließlich ist Washington Gladden (1836-1918) der Vater des „Social Gospel“ (Soziales Evangelium), doch seine prominenteste Figur ist Walter Rauschenbusch (1861-1918). Dieser war ein deutschstämmiger baptistischer Pfarrer, der in einer pietistischen und individualistischen Tradition erzogen wurde. Er entdeckte mit Schrecken die Lebensbedingungen seiner Gemeindemitglieder in Hell’s Kitchen, einem Armenviertel in New York. Diese Erkenntnis veranlasste ihn zu der Aussage: „Wer das religiöse und das soziale Leben voneinander trennt, hat Jesus nicht verstanden.“ Und weiter: „Das Himmelreich ist die Menschheit, die nach dem Willen Gottes organisiert ist.“ Er ist Autor einer Vielzahl von Büchern, von denen mehrere ins Französische übersetzt wurden.¹⁹²

¹⁹⁰ Klauspeter Blaser, *Le christianisme social. Une approche théologique et historique*, AaO., S. 69-71.

¹⁹¹ Léonard Ragaz, *Nouveaux cieux, terre nouvelle* (1927-1936), Übersetzung aus dem Deutschen von Henri Roser, Aubervilliers, Éditions de La Réconciliation, 1936; *Le message révolutionnaire. Entretiens sur le Royaume de Dieu et notre monde* (1942), französische Übertragung von Louis Huguenin und Eugène Porret, Neuchâtel/Paris, Éditions Delachaux & Niestlé (coll. L’actualité protestante), 1945.

¹⁹² Walter Rauschenbusch, *Le christianisme et la crise sociale* (1907), trad. de l’anglais (États-Unis) par J. Vallette-Babut, Paris, Fischbacher, 1919 ; *Christianizing the Social Order*, New York, The Macmillan Company, 1912 ; *Les principes sociaux de Jésus* (1916), Übersetzung aus dem Englischen (Vereinigte Staaten) von S. Godet, Genf: Comité Universel des Unions Chrétiennes de Jeunes Gens, 1947; *A Theology for*

Einige Jahrzehnte lang sollte sich das Soziale Christentum als eine der wichtigsten theologischen Strömungen innerhalb des europäischen und amerikanischen Protestantismus durchsetzen. Ab den 1920er Jahren bekam es jedoch starke Konkurrenz durch die dialektische Theologie des Basler Theologen Karl Barth. Dieser weigerte sich, eine Kontinuität zwischen der Geschichte der Menschen und dem Reich Gottes zu erkennen. Nachdem er in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg dem christlichen Sozialismus Blumhardts nahegestanden hatte, sah er in diesem Krieg eine klare Absage an den Begriff des Fortschritts im menschlichen Abenteuer. Seine Betonung der radikalen Andersartigkeit des „ganz anderen Gottes“ und des „unendlichen qualitativen Unterschieds“ zwischen den Werken der Menschen und der Absicht Gottes überzeugte nach und nach die jüngeren Generationen von Pfarrern. Sein 1919 in Tambach vor deutschen religiösen Sozialisten gehaltener Vortrag zum Thema „Der Christ in der Gesellschaft“ führte zu seinem Bruch mit Leonard Ragaz – der Barth seine Rückkehr zum Quietismus, seine Geschichtsvergessenheit und seinen Irrweg in einen „Wartesaal des Reiches“ vorwarf. Was Frankreich betrifft, so war das emblematische Ereignis dieses Umschwungs 1937 nach einem Vortrag von Karl Barth an der Theologischen Fakultät in Paris der Boykott der Vorlesungen des damals 70-jährigen Wilfred Monod durch die Studenten und dessen Rücktritt.¹⁹³ Was dachten André und Magda Trocmé darüber? Sie hielten sich zu dieser Zeit in Le Chambon-sur-Lignon auf. Es ist bekannt, dass André 1937 zusammen mit 23 anderen Pfarrern an einer Klausurtagung rund um Karl Barth in der Ardèche teilnahm.¹⁹⁴ Ohne Zweifel entdeckte er den Mann zu diesem Zeitpunkt. Es scheint offensichtlich, dass ihn weit mehr als eine Abkehr vom sozialen Christentum die Informationen interessiert haben müssen, die Karl Barth unter französischen Pfarrern über den geistlichen Widerstand der Bekennenden Kirche in Deutschland gegen das Dritte Reich verbreitete.

the Social Gospel, New York: The Macmillan Company, 1917.

¹⁹³ Wilfred Monod, *Après la journée. Souvenirs et visions 1867-1937*, Paris, Grasset, 1938, S. 319-322; Bernard Reymond, *Théologien ou prophète? Les francophones et Karl Barth avant 1945*, Lausanne, Édition L'Âge d'Homme (coll. Symbolon), 1985, S. 162-173.

¹⁹⁴ Bernard Reymond, *Théologien ou prophète?* AaO. S. 147-148, 457.

Innerhalb des französischen sozialen Christentums können mehrere Strömungen unterschieden werden. Der Soziologe und Historiker des Protestantismus Jean Baubérot hat eine Typologie erstellt, die fünf Tendenzen unterscheidet¹⁹⁵:

1. die moralistische Strömung von Édouard de Boyve, der auf der Umwandlung der Sitten insistiert und zaghafte Reformen vorschlägt;
2. die sozialreformerische Strömung von Charles Gide, der sich für konsequente Reformen einsetzt, ohne das Eigentumsrecht anzutasten;
3. die sozialisierende Strömung von Élie Gounelle, der eine schrittweise Aneignung der großen Produktionsmittel durch die Allgemeinheit in Betracht zieht;
4. die sozialistisch-idealistische Strömung von Paul Passy, der der Ansicht ist, dass das Christentum zum Sozialismus führen muss;
5. schließlich die anarcho-kommunistische Strömung von Henri Tricot, der das christliche Ideal mit der klassenlosen Gesellschaft identifiziert, die nur durch Gewalt erreicht werden kann.

So reicht das Spektrum des sozialen Christentums laut Jean Baubérot von vorsichtigem Reformismus bis hin zu extremistisch revolutionärer Praxis, wobei der gemeinsame Nenner dennoch die Verbindung von spirituellem Leben und sozialem Engagement ist. Da es keinen ausdrücklichen Verweis gibt, ist es schwierig, André und Magda Trocmé in dieser Taxonomie zu verorten. Zweifellos sind sie in der Mitte des Spektrums zu verorten, aber vielleicht durchaus mit einer Differenzierung zwischen André – eher sozial-reformistisch – und Magda – eher sozialistisch, aber mehr ihrer eigenen „Religion“ verpflichtet als der geringsten Orthodoxie. Nach und nach wird jedoch aufgrund ihres Engagements für die Gewaltlosigkeit die Friedensfrage und deren Notwendigkeiten anstelle der Frage des Eigentums im Vordergrund stehen, die hier von Jean Baubérot als Unterscheidungsmerkmal hervorgehoben wird.

¹⁹⁵ Jean Baubérot, *Le christianisme social français de 1882 à 1940. Évolution et problèmes*. AaO., S. 60-63.

Als Magda Grilli 1926 in New York André Trocmé kennenlernte, hatte dieser bereits tief verwurzelte pazifistische Überzeugungen. Diese stammen aus seiner Kindheitserfahrung im Ersten Weltkrieg. Seine Familie lebte damals in Saint Quentin, das in der von den Deutschen besetzten Zone lag. Und dennoch predigt ihr Pfarrer, Jacques Kaltenbach, Feindesliebe und Versöhnung, die seiner Meinung nach gerade während des Krieges umgesetzt werden müssen.¹⁹⁶ Das entscheidende Ereignis war jedoch, dass er 1916 im Alter von 15 Jahren Kindler kennenlernte, einen deutschen Soldaten, der sich als Kriegsdienstverweigerer deklarierte und sich weigerte, die Waffe zu tragen. Er hat ihm gesagt: „Ich töte nicht deinen Bruder, ich töte überhaupt keinen Franzosen. Gott hat uns offenbart, dass ein Christ nicht töten darf, niemals.“ André Trocmé kommentierte dies später folgendermaßen: „Mit einem Schlag fielen mein Nationalismus und mein Militarismus in sich zusammen. Ich sah den Krieg als das, was er war: ein entsetzliches Chaos, in dem alle Kriegsparteien, die abwechselnd Täter und Opfer waren, Gott nicht gehorchten und sich anmaßten, an seiner Stelle mit Kanonenschüssen für Gerechtigkeit zu sorgen.“¹⁹⁷ Nach dieser entscheidenden Begegnung war der junge Mann auf seinem Weg mit tiefen Fragen nach der Legitimität von Gewalt im Hinblick auf ein christliches Gewissen konfrontiert. Er begann 1919 ein Theologiestudium, das er von 1921 bis 1923 unterbrach, um seinen Militärdienst abzuleisten; aufgrund seiner pazifistischen Ansichten wurde er in ein Disziplinarregiment versetzt. Er weigerte sich, Waffen zu tragen und erklärte seinen Vorgesetzten, er sei „Theologiestudent, der sich vor Gott verpflichtet hat, niemals

¹⁹⁶ Jean-Marie Wiscart, *Les protestants en France septentrionale occupée pendant la Grande Guerre*. In: Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français, Nr.160 (Januar - Februar - März 2014), S. 245-277 (insbesondere S. 261); Frédéric Rognon, *La voix des pacifistes*. In: Matthieu Arnold und Irene Dingel (Hg.), *Predigt im Ersten Weltkrieg - La prédication durant la „Grande Guerre“*. Göttingen. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 109, 2017. S. 107-123, hier S. 113-115.

¹⁹⁷ Jean-Marie Wiscart, *Les protestants en France septentrionale occupée pendant la Grande Guerre*. AaO. S. 262; Pierre Boismorand (Hrsg.), *Magda et André Trocmé. Figures de résistances*. Textes choisis et présentés par Pierre Boismorand, Paris, Les Éditions du Cerf (coll. L'histoire à vif). 2007. S. 43-44.

zu töten, und er kann andere nicht lehren, zu töten“.¹⁹⁸ Es ist also dieser radikale Pazifist, den Magda heiraten wird und dem sie sich in ihrem Kampf für den Frieden voll und ganz anschließen und ihn unterstützen wird. Aber was ist der Pazifismus der Zwischenkriegszeit?

Der französische Pazifismus der zwanziger und dreißiger Jahre ist polymorph.¹⁹⁹ Die vorgeschlagenen Typologien sind zahlreich: juristischer, demokratischer, idealistischer, revolutionärer, radikaler, integraler, feministischer Pazifismus ...; der britische Historiker Martin Caedel schlug sogar den Neologismus „Pazificismus“ vor.²⁰⁰ Norman Ingram unterscheidet zwischen einem Pazifismus „alten Stils“ und einem Pazifismus „neuen Stils“.²⁰¹ Zunächst stellt er fest, dass es unzählige Gruppen gibt, die sich auf den Pazifismus be-

¹⁹⁸ Pierre Boismorand (Hrsg.), aaO. S. 52.

¹⁹⁹ Nicolas Faucier, *Pacifisme et antimilitarisme dans l'entre-deux-guerres* (1919-1939), Paris, Spartacus, 1983 (trotz seines Titels ist dieses Buch eher das sehr detaillierte Zeugnis eines engagierten Akteurs als ein akademisches Werk); Jean Baubérot, *Le retour des huguenots. La vitalité protestante XIX. – XX. Siècle*. AaO. S. 169-179; Norman Ingram, *The Politics of Dissent. Pacifism in France 1919-1939* (1991), Oxford, Clarendon Press / Oxford University Press, 2011²; Rémi Fabre, *Les pacifismes protestants français de l'entre-deux-guerres*. In: Maurice Vaisse (Hrsg.), *Les pacifismes en Europe de l'entre-deux-guerres*. In: Maurice Vaisse (Hrsg.), *Le pacifisme en Europe des années 1920 aux années 1950*, Brüssel. Bruylant. 1993. S. 237-256; Patrick Cabanel, *Les courants pacifistes dans le protestantisme français, 1860-1944*. In: Jean-Paul Cahn, Françoise Knopper und Anne-Marie Saint-Gille, *De la guerre juste à la paix juste. Aspects confessionnels de la construction de la paix dans l'espace franco-allemand (XV. – XX. siècle)*, Villeneuve d'Ascq. Presses Universitaires du Septentrion 2008. S. 161-176; Jean-Michel Guieu, *Le rameau et le glaive. Les militants français pour la Société des Nations*. Paris. Presses de Sciences Po 2008; Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants en France de 1930 à 1945*. Paris. Fayard (Coll. Histoire), 2015 (u. a. S. 66-76).

²⁰⁰ Martin Caedel, *Thinking about Peace and War*, Oxford: Oxford Paperbacks (Coll. Opus Books), 1987, S. 9-20, 101-134, 135-165. Wir haben unsererseits eine von Max Weber inspirierte Taxonomie vorgeschlagen: Zweckpazifismus (bei dem der Frieden das Ziel ist und verschiedene Mittel eingesetzt werden können, um ihn zu erreichen, einschließlich einiger begrenzter Kriege); Geistpazifismus (spirituell, entpolitisiert, auf zwischenmenschliche Beziehungen beschränkt); und Wertpazifismus (der den Frieden zu einem bedingungslosen und unüberwindbaren Absolutum macht, so dass jede Vorbereitung oder Teilnahme am Krieg in Frage gestellt wird): Frédéric Rognon, *La voix des pacifistes*. AaO.

²⁰¹ Norman Ingram, *The Politics of Dissent. Pacifism in France 1919-1939*. AaO.

rufen, bis zu 200, wenn man eine lose Definition zugrunde legt, die Bewegungen einschließt, für die der Frieden nicht das Hauptanliegen ist, wie die Liga für Menschenrechte oder antifaschistische Gruppen, auf jeden Fall mehrere Dutzend; ihre extreme Vielfalt bewirkt eine Balkanisierung der pazifistischen Landschaft und damit eine tiefe Hilflosigkeit. Anders als in England oder Deutschland gibt es keine große Organisation, und alle Gruppierungen ignorieren sich gegenseitig. Der Pazifismus „alten Stils“ bezieht sich auf Bewegungen, die versuchen, die Verbindung zur politischen Gesellschaft aufrechtzuerhalten und die Schlichtung internationaler Spannungen durch eine mit Sanktionsgewalt ausgestattete Regulierungsinstanz zu fördern; sie verteidigen also den Völkerbund und wollen ihn stärken, indem sie fordern, dass er mit Zwangsgewalt ausgestattet wird, um dem Gesetz Geltung zu verschaffen; und sie schließen die Legitimität bestimmter Verteidigungskriege nicht aus. Der Pazifismus „neuen Stils“ zögert nicht, von den demokratischen Institutionen abzuweichen, jegliche Kriegsvorbereitung abzulehnen, insbesondere die Wiederbewaffnung anzuprangern und die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen zu befürworten.

Der Pazifismus „alten Stils“ wird vor allem durch die Gesellschaft „La Paix par le droit“ vertreten, die 1887 von jungen Gymnasiasten aus Nîmes gegründet wurde, die von Charles Gide und Frédéric Passy ermutigt wurden; ihr ursprünglicher Name war „Association des jeunes amis de la paix“, und deren aktiver Vorsitzender war bis zum Zweiten Weltkrieg der Philosoph Théodore Ruyssen (1868-1967), ein Kant-Spezialist.²⁰² Die „Association La Paix par le droit“, die auf politische Wirksamkeit bedacht war, fungierte als Lobbygruppe. Sie bestand hauptsächlich aus Lehrern, die auch einen pädagogischen Auftrag erfüllen wollten, indem sie Konferenzen, Kolloquien und Fortbildungsveranstaltungen durchführten und zahlreiche Handbücher herausgaben. Sie erlebte einige interne Spannungen, als Anfang der 1930er Jahre der erste Prozess gegen Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen stattfand. Obwohl

²⁰² Rémi Fabre, *Un exemple de pacifisme juridique. Théodore Ruyssen et le mouvement „La paix par le droit“*. In: Vingtième siècle. Revue d'histoire, Nr. 39, juillet-septembre 1993. S. 38-54; Norman Ingram, *Pacifisme ancien style, ou le pacifisme de l'Association de la paix par le droit*. In: Matériaux pour l'histoire de notre temps Nr. 30, 1993, S. 2-5.

die offizielle Linie darin besteht, konkrete politische Mittel zur Bekämpfung des Krieges über individuelle Entscheidungen und Gesetzen zu stellen, fordern einige Mitglieder eine Abmilderung der schweren Strafen für Kriegsdienstverweigerer, und viele sind sogar für die Idee der Einführung eines Zivildienstes empfänglich. Das Thema bewegte zwischen 1930 und 1933 mehrere Generalversammlungen, und in der Zeitschrift „La Paix par le droit“ (Frieden durch Recht) fand eine ziemlich heftige Debatte statt.²⁰³ Die „Association La Paix par le droit“ spielt eine herausragende Rolle innerhalb des französischen Pazifismus. Ihre Wirkung geht weit über ihre rund 7000 Mitglieder hinaus.²⁰⁴ Sie ist protestantischen Ursprungs und stark in der Pfarrerschaft vertreten, die dem sozialen Christentum verbunden ist, auch wenn mehrere der soziale Christen, darunter André Trocmé, wie wir sehen werden, weitaus radikalere Positionen vertreten.

Der Pazifismus „neuen Stils“ fand seine größte Sichtbarkeit in der „Internationalen Liga der Friedenskämpfer“ (LICP). Sie wurde 1930 von Victor Méric (1876-1933) gegründet, der ihr bis zu seinem Tod im Oktober 1933 vorstand. Ehrenvorsitzender war Romain Rolland (1866-1944), der Anarchisten und Sozialisten ohne religiösen Bezug vereinte. Ihre Entstehung hängt mit einer gewissen Abneigung gegen die Diplomatie der 1920er Jahre zusammen und ebnet den Weg für einen integralen Pazifismus. In ihrer Zeitschrift „La Patrie humaine“ behauptete die Liga im Februar 1933, 20.000 Mitglieder zu haben. Der frühe Tod von Victor Méric behinderte ihre Entwicklung nicht. Während des Münchner Abkommens am 30. September 1938 bekennt sich die Liga eindeutig zu München. Paradoxerweise bestätigten angesichts des Weges zum Krieg sowohl die Pazifisten des „alten Stils“ als auch die Pazifisten des „neuen Stils“ die Richtigkeit ihrer eigenen Sache und bekräftigten ihre Ausrich-

²⁰³ Jules Prudhommeaux, *La condamnation de l'objecteur: Philippe Vernier*. In: La Paix par le droit, 43/10, Oktober 1933, S. 402-403 (der Autor beschuldigt Pfarrer Nick, junge Männer zur Verweigerung des Militärdienstes zu ermutigen); Henri Roser, *L'objection de conscience et la légalité: lettre ouverte à M. le rédacteur de La Paix par le droit*. In: La Paix par le droit, 44/1, Januar 1934, S. 22-23 (der Autor bestreitet, dass die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen eine Bedrohung für die Sicherheit des Staates darstellen könnte).

²⁰⁴ 1200 im Jahr 1902, 4000 im Jahr 1912, 7000 im Jahr 1935.

tung. Die Liga hörte mit der Kriegserklärung im September 1939 auf zu existieren; einige integrale Pazifisten (René Gerin, Félicien Challaïe, Léon Emery) erlagen der Versuchung, mit den Nazis zu kollaborieren.

Es gibt jedoch noch eine andere, spezifisch christliche Seite des integralen Pazifismus, der sich Magda und André Trocmé²⁰⁵ anschließen: der „Internationale Versöhnungsbund“ (MIR)²⁰⁶. Die Ursprünge des MIR liegen weit zurück im Vorfeld des Ersten Weltkriegs. Ende Juli 1914 fand in Konstanz der Gründungskongress des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ statt; das Treffen wurde durch die Kriegserklärung unterbrochen; am 3. August trennten sich der deutsche lutherische Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, der Geistliche des Kaisers, und der englische Quäker Henry Hodgkin auf dem Bahnsteig des Kölner Bahnhofs mit Worten, die dieses Ereignis in den verschiedenen überlieferten Versionen zur Urszene eines wahren Gründungsmythos werden ließen: „Was auch immer geschieht, wir werden niemals Feinde sein“²⁰⁷; oder „Sie versprachen sich damals, dass ihre Bruderschaft in Christus den Krieg überdauern würde.“²⁰⁸ An Weihnachten 1914 gründete Henry Hodgkin in Cambridge mit 130 Männern und Frauen aus verschiedenen Kirchen die „Fellowship of Reconciliation“, in deren Charta es unter anderem heißt: „Als Christen ist es uns verboten, den Krieg zu unterstützen. Stattdessen ruft uns unser Gehorsam gegenüber Jesus Christus dazu auf, unser Leben dem Triumph der Liebe in den Beziehungen von Mensch zu Mensch, im sozialen Leben, in der Geschäftswelt und im internationalen Leben zu wid-

²⁰⁵ Norman Ingram zitiert André Trocmé nur zweimal (Norman Ingram, *The Politics of Dissent. Pacifism in France 1919-1939*. AaO. S. 15, 325), da seine Studie 1939 endet, bevor dieser Verantwortung in der Friedensbewegung übernahm.

²⁰⁶ Majajira Bulangalire, *Le Mouvement International de la Réconciliation et le problème du pacifisme dans le protestantisme français de l'entre-deux-guerres*, Thèse de doctorat, Paris, EPHE, V. section, 1988; Christian Baccuet, *De l'Évangile à la non-violence. Les Cahiers de la Réconciliation 1946-1963*, Magisterarbeit, Montpellier, Faculté de théologie protestante, 1991.

²⁰⁷ Christian Baccuet, „Il nous est interdit de soutenir la guerre“. In: *Cahiers de la Réconciliation*, 1996/3, S. 30-31 (hier S. 30).

²⁰⁸ Janneke Postma, *70 ans au service de la paix*. In: *Cahiers de la Réconciliation*, 1989/6, S. 2-5 (hier S. 2).

men.“²⁰⁹ Ab 1915 etablierte sich die Bewegung auch in den USA. Im Oktober 1919 trafen sich 50 christliche Pazifisten aus zehn kriegführenden Ländern in Bithoven in der Nähe von Utrecht (Niederlande), um die „International Fellowship of Reconciliation“ (IFOR) zu gründen. Zu ihnen gehören Henry Hodgkin (England), Friedrich Siegmund-Schultze (Deutschland), Mathilda Wrede (Finnland), Pierre Ceresole²¹⁰ (Schweiz) und Henri Roser (Frankreich). Wandersekretäre wurden in die ganze Welt entsandt, und in mehreren westeuropäischen Ländern, in Japan, China, Australien, Neuseeland und später auch in Afrika und Lateinamerika wurden nationale Zweige gegründet. In Frankreich wurde 1923 der MIR (französischer Zweig der IFOR) gegründet. Olivier Dryer, der Generalsekretär der IFOR, kam nach Paris, um die Bewegung vorzustellen, und traf sich mit einer kleinen Gruppe von Studenten, die an der protestantischen theologischen Fakultät am Boulevard Arago über Friedensfragen nachdachten. Zusammen mit Henri Roser, Jacques Martin, Jean Breusch, Charles Vallée, Robert Chéradame, Jacques Babut und Jacques Diény gehörte André Trocmé von Anfang an zu dieser ersten Grup-

²⁰⁹ Christian Baccuet, „*Il nous est interdit de soutenir la guerre*“. AaO. S. 31.

²¹⁰ Pierre Ceresole (1879-1948) war neben Léonard Ragaz eine der wichtigsten Figuren des christlichen Pazifismus in der Schweiz. Er wurde wegen seiner Weigerung, die Militärsteuer zu zahlen, verurteilt und verbrachte rund 100 Tage im Gefängnis, wobei er jedes Jahr einige Tage im Gefängnis verbrachte. Er war 1920 der Gründer des Service Civil International (SCI), einer Nichtregierungsorganisation, die Workcamps mit Freiwilligen aus verschiedenen Ländern zur Förderung von Kooperationsbeziehungen zwischen den Völkern initiiert. Das erste Workcamp fand bereits 1920 in Esnes-en-Argonne in der Nähe von Verdun statt, um das vom Krieg zerstörte Dorf wieder aufzubauen; daran nahmen junge Franzosen, Engländer, Belgier und – trotz der Feindseligkeit der Veteranenverbände – auch junge Deutsche teil. Der SCI versucht auch, dort wieder aufzubauen, wo die Entfesselung von Naturkräften Dörfer verwüstet hat (in Bihar in Indien, wo Pierre Ceresole Gandhi trifft). Dieser Zivildienst, der auf Freiwilligkeit beruht, versucht, eine Alternative zum Militärdienst zu bieten, um der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen Glaubwürdigkeit zu verleihen. Pierre Ceresole, *Vivre sa vérité*, Neuchâtel, Éditions de la Baconnière, 1950; *Texte von Hélène Monastier und Pierre Ceresole*, Lausanne, Chez Alonso Diez, 1954; Hélène Monastier, Edmond Privat, Lise Ceresole, Samuel Gagnebin, *Pierre Ceresole d'après sa correspondance*, Neuchâtel, Éditions de la Baconnière, 1960; Pierre Daniel Anet, *Pierre Ceresole 1879-1948*. In: Cahiers de la Réconciliation, 1990/1, S. 5-7.

pe.²¹¹ Er nahm bereits 1924 am internationalen IFOR-Kongress in Bad Boll (Schwaben) teil.²¹²

Der französische Zweig von IFOR begann langsam mit einer informellen Gruppe, die sich im Quäkerzentrum um Jacques Martin und André Trocmé²¹³ traf, und strukturierte sich 1925-1926: Émile Fabre ist ihr erster Generalsekretär, es entsteht ein Netzwerk mit regionalen Verantwortlichen (Jean Bresch im Elsass, Charles Vallée im Norden, Jacques Martin in Paris), ein kleines vervielfältigtes Bulletin erscheint unter der Leitung von Jacques Martin, 1926 wird es unter dem Namen „Réconciliation“ gedruckt, im Februar und März 1927 dann als „Cahiers du Semeur“, bevor es ab April 1927 seinen endgültigen Titel annimmt: „Cahiers de la Réconciliation“²¹⁴. Im November 1927 übernahm Henri Roser die Redaktion und Verwaltung der Zeitschrift und 1928 das Sekretariat des MIR.²¹⁵ Dreißig Jahre lang wurde die Gestalt der MIR mit der von Henri Roser (1899-1981) identifiziert.²¹⁶ Dieser hatte zwischen 1918 und 1921 seinen Militärdienst abgeleistet. Als er 1923 als Kandidat der Arbeit in der Mission

²¹¹ Henri Roser, *La Réconciliation de 1923 à 1944*. In: Cahiers de la Réconciliation, November 1960, S. 4-11 (neu aufgelegt in: Cahiers de la Réconciliation, Januar 1983, S. 2-9). Im Sommer 1923 nahm die französische Delegation am internationalen IFOR-Kongress in Nyborg (Dänemark) teil, bestehend aus: Jean Bresch, André Philip, Mireille Cooreman, Émile Fabre und Georges Bronner.

²¹² Henri Roser, *André Trocmé 1901-1971*. In: Cahiers de la Réconciliation, 1990/1, S. 12-13.

²¹³ Jacques Martin, *Jacques Martin 1906-*. In: Cahiers de la Réconciliation. 1990/1, S. 10-11.

²¹⁴ Christian Baccuet, *De l'Évangile à la non-violence*. Les Cahiers de la Réconciliation 1946-1963. In: Cahiers de la Réconciliation, 1993/2, S. 1-47. Da es keine gemeldeten Zahlen gibt, ist es schwierig, die Zahl der MIR-Mitglieder und sogar der Abonnenten der Zeitschrift in der Zwischenkriegszeit zu schätzen; wahrscheinlich war sie verschwindend gering. Wir wissen nur, dass nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahr 1959 347 Mitglieder gezählt wurden und die Cahiers eine durchschnittliche Auflage von 1300 Exemplaren hatten (mit einem Spitzenwert von 10.000 für eine Sonderausgabe im Jahr 1957). Christian Baccuet (ebd., S. 8) kommt zu dem Schluss, dass die Kräfte des MIR immer bescheiden waren, jedoch der kleine Kreis nicht ganz unbedeutend war. Im Jahr 1958 war die IFOR in 26 Ländern vertreten und hatte 40.000 Mitglieder.

²¹⁵ Henri Roser wird 1933 auch IFOR-Sekretär für Europa und reist in dieser Funktion nach Deutschland, Österreich, Polen, in die Tschechoslowakei etc.

²¹⁶ Pierre Kneubuhler, *Henri Roser. L'enjeu d'une terre nouvelle*. Paris. Les Bergers et les Mages. 1992.

seinen Einberufungsbescheid zurückschickte und erklärte, dass er unter keinen Umständen mehr Waffen tragen würde, wurde er seines Offizierspostens enthoben und von der Missionsschule ausgeschlossen. Daraufhin wurde er von Henri Nick nach Fives-Lille berufen, wo er an seiner Seite im „Foyer du peuple“ arbeiten sollte. 1928 schuf er eine Stelle für Evangelisation in Aubervilliers. In den 1930er Jahren war er der erste Unterstützer von angeklagten Wehrdienstverweigerern.

Der Hauptgrund für die Existenz des MIR in seinen Anfängen war in der Tat die Verteidigung der Idee der Kriegsdienstverweigerung, ausgehend von den konkreten Fällen seiner Mitglieder, die vor Gericht standen. Henri Roser hatte bereits 1930 im Prozess gegen den Anarchisten Eugène Guillot als Zeuge ausgesagt. Der erste MIR-Aktivist, der angeklagt wurde, war Camille Rombaut, ebenfalls ein Missionskandidat. Er wurde, wie alle anderen MIR-Verweigerer, von André Philip (1902-1970)²¹⁷ verteidigt und am 26. Mai 1932 wegen Verweigerung einer Reservezeit (nach Ableistung des Militärdienstes) vor Gericht gestellt und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.²¹⁸ Jacques Martin (1906-2001)²¹⁹, Theologiestudent, wurde am 11. Oktober 1932 vor Gericht gestellt, weil er sich geweigert hatte, der Einberufung zur Reservezeit Folge zu leisten, nachdem er 1927 seinen Militärdienst abgeleistet hatte, und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.²²⁰ er wurde jedoch nach sechs Monaten auf Bewährung entlassen, was ihn nicht von seiner Wehrpflicht befreite, doch als er sich erneut weigerte, dem Appell zu folgen, wurde er am 22. Februar

²¹⁷ André Philip ist Professor für Rechtswissenschaften an der Universität Lyon, eine treibende Kraft hinter dem *Christianisme social*; er war von 1936 bis 1940 Abgeordneter der Volksfront, gehörte zu den 80 Abgeordneten, die sich weigerten, Philippe Pétain die Vollmachten zu erteilen, und war nach dem Zweiten Weltkrieg Minister (für Wirtschaft und Finanzen, später für Nationalökonomie) von General de Gaulle. Loïc Philip, *André Philip. Témoignage de Léo Hamon*, Paris, Beauchesne (coll. Politiques & chrétiens), 1988.

²¹⁸ *Procès de Camille Rombaut, objecteur de conscience*. In: Cahiers de la Réconciliation, Juni 1932, S. 1-23.

²¹⁹ Violaine Kichenin-Martin, *Jacques Martin, objecteur de conscience, Juste et résistant*. Paris, Éditions Ampélos, 2015.

²²⁰ *Procès de Jacques Martin, objecteur de conscience*. In: Cahiers de la Réconciliation, November 1932, S. 1-20.

1935 zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt;²²¹ im Januar 1936 wurde er freigelassen, doch 1937, 1938 und 1939 erneut kurzzeitig inhaftiert und schließlich ausgemustert.²²² Philippe Vernier (1909-1985), ebenfalls Theologiestudent, war der erste, der sich weigerte, den eigentlichen Militärdienst zu leisten. Er wird am 24. August 1933 vor Gericht gestellt und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt²²³, ein zweites Mal am 1. August 1934 zu zwei Jahren verurteilt²²⁴, im Januar 1936 nach 29 Monaten im Gefängnis entlassen, ein drittes Mal angeklagt wird ihm angeboten, nach Marokko, Meknes, zu gehen, um dort zivil in einer Krankenpflegeeinheit zu dienen. In Belgien wird er zum Pfarrer ordiniert, da in Frankreich die Propaganda für die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen als unvereinbar mit der Ausübung des Pfarramtes gilt.

Die zweite Front für die MIR bestand also darin, die Meinung der Kirchenmitglieder und ihrer Leiter zu erobern. Dieses Engagement ist umso dringlicher, als 1933 eine Petition zahlreiche Unterschriften von Pfarrern und engagierten Laien sammelte, die die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen verurteilten.²²⁵

²²¹ II. *procès de Jacques Martin*. In: Cahiers de la Réconciliation, März-April 1935, S. 1-31.

²²² Während des Zweiten Weltkriegs versorgte Jacques Martin den Maquis mit Lebensmitteln und organisierte für Juden und STO-Verweigerer Übertritte in die Schweiz und nach Spanien (STO: Service de travail obligatoire, Zwangsarbeit in Nazi-Deutschland, d.Ü.). Er wurde 1944 von der (französischen, d.Ü.) Miliz wegen Widerstands verhaftet, verbrachte mehrere Monate im Gefängnis in Montpellier, wurde von der Gestapo zum Tode verurteilt und schließlich kurz vor der Befreiung unter unglaublichen Umständen freigelassen (er wurde gegen 1000 Schafe ausgetauscht ...). Er wurde erst 1966 zum Pfarrer ordiniert: Die Ordination war ihm 1933 verweigert worden, aber die Kirchenbehörden hatten die Schwierigkeit umgangen, indem sie ihm eine pastorale Delegation gewährten, um im Foyer d'évangélisation in Aubervilliers bei Henri Roser zu arbeiten. Danach wurde er Pfarrer in Genf. Im März 1966 war er es, der Martin Luther King in Lyon empfing. Im Jahr 1931 hatte er bereits Gandhi am Gare du Nord nach der Konferenz des Runden Tisches, an der der Mahatma teilgenommen hatte, empfangen. Vgl. Jacques Martin, *Jacques Martin 1906-..* AaO.; Violaine Kichenin-Martin, *Jacques Martin, objetteur de conscience, Juste et résistant*. AaO.

²²³ *Procès de Philippe Vernier*. In: Cahiers de la Réconciliation, September-Oktober 1933, S. 1-28.

²²⁴ II. *procès de Philippe Vernier*, In: Cahiers de la Réconciliation, September-Oktober 1934, S. 1-27.

²²⁵ *Appel à la conscience protestante*. In: Christianisme social, November-Dezember

Diese Frage zerreißt im übrigen den französischen Protestantismus, insbesondere anlässlich der Synoden. Anfang 1935 berief der Vorsitzende des Ausschusses für allgemeine Interessen des Protestantismus qualifizierte Vertreter der Kirchenunionen, der Evangelischen Zentralgesellschaft, der Evangelischen Volksmission und der Evangelischen Missionsgesellschaft von Paris zu Gesprächen über die Frage der Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen ein. Daraus entstand eine Theologische Kommission der Fédération protestante de France unter dem Vorsitz von Marc Boegner. Dieser erkennt zum Abschluss der Arbeiten an, dass die Protestanten „die Pflicht haben, den Gefühlen einer großen Anzahl von Pfarrern, die uns schreiben, um eine Gewissensunruhe zum Ausdruck zu bringen, deren Ernsthaftigkeit wir nicht verkennen dürfen – insbesondere unter der Jugend in unseren Kirchen – die größte Achtung entgegenzubringen“²²⁶.

Er weist jedoch darauf hin, dass die Kommission dennoch „ihren Kindern“ empfiehlt, „die Verpflichtungen des Militärdienstes zu akzeptieren. Sie sieht darin sowohl eine Form der Unterwerfung unter die Behörden als auch die Akzeptanz der von Gott gewollten menschlichen Solidarität“²²⁷.

In ihrem Erinnerungsbericht erzählt Magda Trocmé von den Schwierigkeiten, die ihr Mann in dieser Hinsicht mit seinen Kollegen sowohl in Maubeuge als auch in Sin-le-Noble hatte. In letzterem Ort führten der Besuch und die Vorträge eines deutschen Qukers,

1933, S. 586-590. 400 Unterzeichner, darunter 68 Pfarrer; 22 Unterzeichner wohnten auf dem Plateau Vivarais-Lignon, einige Monate vor der Ankunft von André und Magda Trocmé. Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants en France de 1930-1945*. AaO. S. 67, 358.

²²⁶ Majagira Bulangalire, *Le MIR français dans l'entre-deux-guerres*. In: Cahiers de la Réconciliation, 1989/6, S. 6-9 (hier S. 8). Der Autor des Artikels sieht in diesem Zitat eine Anerkennung des MIR innerhalb des französischen Protestantismus, die es der Bewegung ermöglichte, aus ihrer Quasi-Heimlichkeit herauszukommen. Als Beweis dafür fhrt er die Tatsache an, dass Marc Boegner aktiv an den Schritten beteiligt war, die zu einigen Freilassungen führten (u. a. die von Philippe Vernier und Jacques Martin).

²²⁷ Christian Baccuet, *De l'vangile à la non-violence*. Les Cahiers de la Réconciliation 1946-1963. AaO. Mit diesem Zitat drückt dieser zweite Analytiker eine weit aus größere kritische Zurückhaltung aus als der vorherige.

Gerhard Halle, dazu, dass er jahrelang von der Polizei überwacht wurde.

Als André und Magda Trocmé 1934 beschlossen, Sin-le-Noble zu verlassen, wurden sie von der Gemeinde Montrouge-Malakoff-Clamart kontaktiert, wo Pfarrer Albert Finet den Bedarf an einer zweiten Pfarrstelle äußerte.²²⁸ André Trocmé stellte sich zweimal bei der Gemeinde vor, und der Kirchgemeinderat (das Presbyterium) stimmte einstimmig für ihn, um die zweite Pfarrstelle zu besetzen. Die Ernennung musste jedoch noch vom Exekutivausschuss der Kirche bestätigt werden, der aufgrund der pazifistischen Überzeugungen des Kandidaten von Anfang an seine Bedenken äußerte: Würde er wirklich Jesus Christus predigen oder würde er junge Menschen dazu aufrufen, Kriegsdienstverweigerer zu werden? Zwischen März und Mai 1934 fand ein ziemlich heftiger Briefwechsel zwischen Albert Finet und André Trocmé auf der einen Seite und Pierre Durand-Gasselin und Paul Fuzier auf der anderen Seite statt. Als Vorsitzender der Exekutivkommission versuchte Pierre Durand-Gasselin zunächst, den Kirchgemeinderat (das Presbyterium) von seinem Vorhaben abzubringen, der jedoch standhaft blieb. Aufgrund seiner Autorität ordnete er an, die Kandidatur von André Trocmé abzulehnen. Der Vorsitzende des Kirchgemeinderats schrieb folgendes an die Kommission:

„Der Kirchgemeinderat (das Presbyterium) verzichtet darauf, eine Berufung an Herrn Pfarrer Trocmé zu richten. Es hat diese Entscheidung mit tiefer Trauer und nur aus dem Geist der Disziplin heraus getroffen. Aus Respekt vor der Wahrheit muss er betonen, dass er damit gegen sein Gefühl und das der fast einstimmigen Meinung der Kirche, für die er zuständig ist, handelt.“²²⁹

Dasselbe Szenario wiederholte sich mit der Pfarrei Thonon-les-Bains, weshalb das Ehepaar Trocmé schließlich nach Le Chambon-sur-Lignon zog.²³⁰

Die Entwicklung der internationalen Lage in den 1930er Jahren führt zu Neuformierungen innerhalb der pazifistischen Landschaft. Die MIR grenzte sich deutlich von den idealistischen Tendenzen des

²²⁸ Olivier Finet, *Par respect pour la vérité*. Albert Finet et le journal Réforme, Paris, Éditions Ampélos, 2016, S. 14-15.

²²⁹ Brief vom 30. April 1934: Smarthmore College, Series B, Box 1.

²³⁰ Pierre Boismorand (Hrsg.), *Magda et André Trocmé*. AaO. S. 94-98.

integralen Pazifismus ab: An die Adresse derjenigen, die davon überzeugt schienen, dass Hitler den Frieden suche, prangerte Henri Roser die Gefahr durch die Nazis an. Im Mai 1936 schrieb er einen Artikel mit dem Titel: „Unser Pazifismus und Hitler“²³¹: „Eine große Zahl der französischen Pazifisten, und damit meine ich die absoluten Antimilitaristen, scheinen uns den Frieden, dem sie dienen wollen, in Gefahr zu bringen.“ In den Spannungen mit Deutschland sehen sie nur die Schuld Frankreichs, insbesondere hinsichtlich des Vertrages von Versailles. Henri Roser präzisiert jedoch, dass das MIR zwar immer die in Versailles formulierte Erniedrigung des deutschen Volkes angeprangert hat, dass es aber „kaum einen Konflikt gibt, in dem die Schuld nicht auf Gegenseitigkeit beruht“. Der Autor unterstreicht die Verantwortung des Dritten Reiches für die Eskalation der Kriegsgefahr: „Faschismus ist Krieg. Diktatur ist Krieg. [...] Der Kampf gegen den Faschismus, gegen den Hitlerismus, ist also ein Teil des Kampfes gegen den Krieg. Und kein Pazifist hat das Recht, sich ihm zu entziehen.“ Gegenüber den integralen pazifistischen Bewegungen, die das MIR beschuldigen könnten, aus antifaschistischen Gründen die Vorbereitung eines Krieges gegen Deutschland zu unterstützen, sah sich Henri Roser gezwungen, daran zu erinnern, dass „es in unserer Konzeption der internationalen Beziehungen hier bei dem MIR keine Art von möglichem Rückgriff auf Gewalt gibt“, wobei er präzisierte, dass es sich um eine „Sache des Glaubens, nicht der Ideologie oder der Sentimentalität“ handele. In seinen Augen bedeutet der Kampf gegen den Krieg und seine Vorbereitung jedoch, „den dämonischen Geist des Hitlerismus zu zerstören“.

Was den Zusammenhalt der MIR wie auch der gesamten Friedensbewegung in Frankreich stark erschüttern sollte, war natürlich das Münchner Abkommen. In einer späteren Neuinterpretation glaubt Henri Roser behaupten zu können, dass das MIR 1938 „entschieden gegen das Münchner Abkommen ist“²³². In Wirklichkeit sind die Dinge weniger einfach. Als man sah, dass der Krieg abgewendet wurde, obwohl er unmittelbar bevorzustehen schien,

²³¹ Henri Roser, *Notre pacifisme et Hitler*. In: Cahiers de la Réconciliation. Mai 1936, S. 3-8.

²³² Henri Roser, *Hier et aujourd'hui*. In: Cahiers de la Réconciliation, März 1980, S. 3-5 (hier S. 3).

herrschte in der französischen Öffentlichkeit, einschließlich der christlichen Pazifisten, allgemeine Erleichterung.²³³ Der erste, der die Situation klar analysierte, war wieder Henri Roser, und er wird nicht aufhören, seine Freunde zu warnen. Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Abkommen schrieb er in den Cahiers de la Réconciliation Folgendes:

„Die Feigheit ist die negative Seite des Krieges. Die Ungerechtigkeit, das ist der Krieg, der nicht wagt, seinen Namen zu nennen. Und sie lassen verbreiten, dass sie den Frieden gerettet haben, die Makler Hitlers, die ihm die Tschechoslowakei ausgeliefert haben. Ach, man möchte vor Scham schreien. Und man bittet hier auf Knien die Tschechoslowaken um Verzeihung – und den Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit.“²³⁴

Aber seine Skepsis brachte keine Einmütigkeit: Henri Roser gelang es nicht, alle seine Freunde zu überzeugen.²³⁵ Um die letzten

²³³ Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants en France 1930-1945*. AaO. S. 65.

²³⁴ Henri Roser, *Notre pacifisme et la Tchécoslovaquie*. In: Cahiers de la Réconciliation, Oktober 1938, S. 24 (wiederveröffentlicht in: Cahiers de la Réconciliation, Beilage zur Ausgabe vom Januar 1984, S. 26). Zweiundzwanzig Jahre später erinnert sich Henri Roser mit folgenden Worten an seine Gewissensfrage: „Es erschien uns als christliche Aufgabe, das Dilemma abzulehnen: entweder Krieg oder die Feigheit eines Münchens. Pazifisten beschuldigten uns, ins Kriegslager überzulaufen, weil wir vehement antimünchenerisch waren. Das Schlimmste zeigte sich genau hier, da die unbußfertigen Idealisten nicht sahen, dass ihre Niederlage darin bestand, die Alternative zu akzeptieren: entweder die Lüge oder die Gewalt, ohne zu sehen, dass die Lüge die erste Welle der Gewalt war, und dass sie sich daher elendiglich darauf einließen“ (Henri Roser, *Die Versöhnung von 1923 bis 1944*. AaO. S. 10). Henri Roser zögert nicht, in diesem Zusammenhang Churchill bei der Rückkehr Chamberlains zu zitieren: „Sie hatten die Wahl zwischen Blut und Schlamm. Sie haben den Schlamm gewählt ... Sie werden das Blut erhalten“ (Ebenda, S. 9). Henri Roser präzisiert, dass für Churchill zwar der Schlamm dem Blut vorausging, für ihn aber das Blut auch den Schlamm seinerseits rief. Eine abweichende Version lässt Churchill sagen: „Sie wollten den Krieg um den Preis der Schande verhindern. Sie haben die Schande und Sie werden den Krieg erhalten.“

²³⁵ Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants en France 1930-1945*. AaO. S. 74. Philippe Vernier wird in diesem Zusammenhang die Weitsicht von Henri Roser, insbesondere anlässlich seines Todes, in einer fast familiären Erinnerung würdigen: „Wir können seine Botschaft zur Zeit von München im September 1938 nicht vergessen. Während fast alle „Uff!“ machten, da der Frieden

Zweifel zu überwinden und „sicherzustellen, dass unsere Gedanken in die gleiche Richtung gehen“, schickte der Rat der MIR zu Weihnachten 1938 eine „Botschaft an die Mitglieder der Bewegung und die mit ihr verbundenen Gruppen“²³⁶:

„[...] Gewiss, wir alle waren und sind dankbar, dass die schreckliche Gefahr eines europäischen Krieges noch einmal gebannt wurde. Wir haben gesehen, was eine mutige Initiative für den Frieden selbst unter den schwierigsten Umständen erreichen kann. Und – was vielleicht das Wichtigste ist und gleichermaßen für England und Frankreich, Deutschland und Italien gilt – der Wunsch der Völker nach Frieden hat die Führer der Nationen auf den Pfad des Friedens gelenkt.

Doch von Anfang an wurden unsere Gefühle der Erleichterung und der Dankbarkeit für die Erhaltung des Friedens durch die unleugbare Tatsache getrübt, dass durch die Einigkeit der Staatsmänner eher die Gewalt als das Recht Karriere gemacht hat. Wir alle kämpfen für die Revision ungerechter Verträge und die Herstellung von Beziehungen, die der Gerechtigkeit entsprechen, aber wir halten fest, dass Gewalt, selbst wenn sie nur angedroht wird, den Zugang zur Gerechtigkeit unmöglich macht. Wir sind entsetzt, dass es heute wieder die Starken sind, die über das Schicksal der Schwachen entscheiden, als gäbe es kein Recht der kleinen Völker. Wir alle haben die Leiden des tschechischen Volkes in der schweren Stunde seiner Verlassenheit und seines Verzichts aus ganzer Seele geteilt und fragen uns in banger Sorge, welche Folgen diese Verweigerung der internationalen Ordnung haben wird.

[...] Wir suchen einen Frieden, der auf Gerechtigkeit beruht. Es ist uns nicht erlaubt, auch nur einen Augenblick lang die Gerechtigkeit zu opfern, um den Frieden zu fördern, denn das würde bedeuten, zu rufen: Frieden, Frieden, wo kein Frieden ist.“ [...] ²³⁷

durch die Aufgabe der Tschechoslowakei gesichert war, schrie uns der zerrissene Roser zu, dass sich die Ablehnung des Krieges niemals auf einen Wunsch nach Frieden stützen kann, der nichts als Feigheit ist.“ (Philipp Vernier, *Silhouette d'Henri Roser*. In: *Cahiers de la Réconciliation*, Februar 1981, S. 11-13 (hier S. 12-13).

²³⁶ *Message du Conseil du MIR aux membres du Mouvement et groupes associés*. In: *Cahiers de la Réconciliation*, Januar 1939.

²³⁷ AaO. S. 4-12 (hier S. 4-5+7). Die Bibelstellen am Ende des Zitats sind: Jeremia

Die Botschaft endet mit „sieben konkreten Leitlinien für unsere Tätigkeit“²³⁸:

1. Gewissens- und Meinungsfreiheit gewährleisten;
2. Unterdrückung der Schwachen durch die Starken verhindern: „Trotz der Ereignisse müssen wir für die Abrüstung eintreten, ohne dass uns etwas davon abbringen kann“²³⁹;
3. Methoden zur friedlichen Veränderung der Staatsstruktur fördern;
4. das Recht der freien Selbstbestimmung von Minderheiten durchsetzen;
5. Zeugnis gegen die Verfolgung der Juden ablegen und nichtarischen Christen helfen;
6. eine Einigung zwischen den Völkern auf wirtschaftlichem Gebiet erzielen;
7. eine bessere Verteilung der Reichtümer der Erde, insbesondere der Rohstoffe, anstreben.

Indem sie den Schwerpunkt auf die Abrüstung legt, bleibt die MIR, obwohl sie in ihrer offiziellen Ausrichtung strikt antimünchenerisch ist, ihren Grundsätzen treu. Jacques Martin steht auf derselben Linie wie Henri Roser, wenn er sagt, dass Versailles durch München korrigieren zu wollen, eine Ungerechtigkeit zur anderen hinzufügen würde, dass es nicht in Frage käme, Gewaltlosigkeit mit Nichtwiderstand oder Passivität gegenüber dem Bösen zu verwechseln, und dass „dieser schwere Fehler unsere Bewegung tödlich belastet hat und noch immer belastet“²⁴⁰.

Bei Kriegsausbruch im September 1939 weigerten sich mehrere Mitglieder des MIR (Jacques Martin, Philippe Vernier, Pierre Vernier, François Chevalley, Étienne Reclus), die Waffen zu tragen, und stellten sich als Kriegsdienstverweigerer freiwillig den Militärbehörden; sie wurden vor Gericht gestellt, verurteilt und inhaftiert.

6,14; 8,11; Ezechiel 13,10.

²³⁸ Ebd. S. 9-12.

²³⁹ Ebd. S. 9.

²⁴⁰ Jacques Martin, *Nature et action de notre pacifisme*. In: Cahiers de la Réconciliation, März-April 1939, S. 4-12; Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances*. Les protestants en France 1930-1945. AaO. S. 73.

„Sehr selten und wenig engagiert in der Bewegung waren diejenigen, die glaubten, auch nur wenig in die Kollaboration einbringen zu können“, sagt Henri Roser.²⁴¹ Er selbst, 40 Jahre alt und Vater von vier Kindern, war nicht mobilisierbar, kam aber trotzdem in die Kaserne, ohne seine Kinder anzugeben, und wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt; er wurde in Rambouillet inhaftiert, am 14. Juni 1940 freigelassen und kehrte nach Aubervilliers zurück, um dort zu arbeiten.²⁴² André Trocmé und Édouard Theis zogen es vor, ihren Pfarrdienst in Chambon-sur-Lignon fortzusetzen, wo bereits Flüchtlinge an ihre Tür klopfen.

Bevor wir uns mit dem Epos der Zuflucht auf dem Vivarais-Lignon-Plateau während des Zweiten Weltkriegs befassen, wollen wir uns zunächst mit dem konzeptuellen Wandel befassen, den die MIR und ihre wichtigsten Akteure, darunter Magda und André Trocmé, vom Begriff des „Pazifismus“ zum Begriff der „Gewaltfreiheit“ erlebten.²⁴³ Der Begriff „Pazifismus“ war in der Zwischenkriegszeit vorherrschend, auch wenn der Begriff „Gewaltlosigkeit“, den Gandhi 1920 als Übersetzung des Sanskritwortes „Ahimsa“ geprägt hatte, allmählich durchdrang. Die Verbindung zwischen Gandhi und der MIR führt über Muriel Lester (1883-1968). Diese war eine Wandersekretärin der IFOR in England und hatte in den 1920er Jahren in einem Ashram Gandhis in Indien gelebt, bevor sie in einem Londoner Arbeiterviertel ein Heim eröffnete: die Kingsley Hall. Dort wohnte Gandhi, als er 1931 an der Konferenz des Runden Tisches teilnahm. Muriel Lester kehrte 1934 nach Indien zurück, um Gandhi bei seinen gewaltlosen Kampagnen zu begleiten. Sie war es also, die den Kontakt zwischen Gandhi und den Friedensbewegungen in Europa herstellte, angefangen bei der IFOR.²⁴⁴ Dennoch blieb

²⁴¹ Henri Roser, *La réconciliation de 1923 à 1944*. AaO. S. 10.

²⁴² Erst 1945, zwölf Jahre nachdem er sich bei der Kirche beworben hatte, wurde er zum Seelsorger ordiniert. Er war Redakteur der *Cahiers de la Réconciliation* bis Februar 1957 (als er die Leitung an Jean Lasserre übergab) und setzte deren Erscheinen von September 1939 bis September 1946 aus.

²⁴³ Zur begrifflichen Spannung zwischen „Pazifismus“ und „Gewaltfreiheit“ siehe Jean-Marie Muller, *Vous avez dit „pacifisme“? De la menace nucléaire à la défense civile non-violente*. Paris. Les Éditions du Cerf. 1984.

²⁴⁴ Janneke Postma, *70 ans au service de la paix*. AaO. S. 3.

das Konzept der „Gewaltlosigkeit“ im Diskurs der MIR marginal, wie die Artikel in den Cahiers de la Réconciliation²⁴⁵ belegen.

Erst in den Nachkriegsjahren, so Christian Baccuet, „tendiert die Gewaltlosigkeit allmählich dazu, die Kriegsdienstverweigerung im theologischen Diskurs der MIR zu ersetzen“²⁴⁶. Und dieser Umschwung erfolgte „unter dem gemeinsamen Einfluss der Erfahrungen im Kampf gegen den Nationalsozialismus und der besseren Kenntnis von Gandhis Handeln und Denken“²⁴⁷. Zu diesen beiden Faktoren können zweifellos die Münchner Konnotationen, die stark mit dem Begriff „Pazifismus“ verbunden sind, und die Tatsache hinzugefügt werden, dass *Martin Luther King*, Mitglied der AFOR²⁴⁸, in den 1950er Jahren durchaus Gandhis direkter Erbe zu sein scheint.²⁴⁹ So reichte den Aktivisten der MIR die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen nicht mehr aus: Gandhis Kampagnen in der Zwischenkriegszeit und die Erfahrung von Le Chambon-sur-Lignon zeigten ihnen den ganzen Wert kollektiver Aktionen und zivilen Ungehorsams als wirksame Widerstandsmethoden. Sie gewannen Gestalt während des Algerienkriegs durch die Teilnahme an der gewaltfreien zivilen Aktion (ACNV), die von den durch Gandhi inspirierten Arche-Gemeinschaften von Lanza del Vasto angeregt wurde.²⁵⁰ Wie aus ihren Artikeln in den Cahiers de

²⁴⁵ Christian Baccuet, *De l'Évangile à la non-violence*. Les Cahiers de la Réconciliation 1946-1963. AaO. S. 10-14.

²⁴⁶ Ebd. S. 13

²⁴⁷ Ebd.

²⁴⁸ American Fellowship of Reconciliation, amerikanischer Zweig der IFOR.

²⁴⁹ André Trocmé, *La Réconciliation depuis la guerre*. In: Cahiers de la Réconciliation, November 1960, S. 12-20 (hier S. 16; neu aufgelegt unter dem Titel: *La Réconciliation en France de 1945 à 1960*). In: Cahiers de la Réconciliation, 1989/6, S. 10-13).

²⁵⁰ In seiner Analyse der Entwicklung der MIR anhand der Untersuchung ihrer Zeitschrift vertritt Christian Baccuet die Ansicht, dass eines der Haupthindernisse für die Übernahme der Gewaltlosigkeit durch die MIR die Kluft zwischen Gandhis Philosophie (die darin besteht, tief in sich selbst nach dem Stückchen Wahrheit zu suchen, um sich zu Gott zu erheben) und der protestantischen Theologie (die im Gegensatz dazu bekennt, dass der Mensch unfähig ist, das Gute selbst zu finden, und Gott in Jesus Christus an sich herankommen lässt) war. Nach und nach glitt die MIR jedoch in eine Aneignung dieser Gewaltlosigkeit, zunächst durch eine Christianisierung Gandhis (der als derjenige angesehen wurde, der das wahre Evangelium praktizierte), dann durch eine Distanzierung

la Réconciliation hervorgeht, sind die Hauptakteure, die diesen konzeptionellen und praktischen Wandel fördern und begleiten, Édouard Theis²⁵¹ sowie André und Magda Trocmé. Dies wird insbesondere Gegenstand der jährlichen MIR-Kongresse sein, die in den 1950er Jahren im „Haus der Versöhnung“ in Versailles unter der Leitung von Magda und André Trocmé²⁵² stattfinden, im Anschluss an ihr Engagement und ihre Erfahrungen mit dem Zufluchtsort auf der Hochebene Vivarais-Lignon während der deutschen Besatzungszeit.

DER ZUFLUCHTSORT DES PLATEAU VIVARAIS-LIGNON WÄHREND DER BESATZUNG

Das Wirken von André und Magda Trocmé in Le Chambon-sur-Lignon in den 1940er Jahren ist bei weitem die bekannteste Periode ihres Lebens, da sie sich weitgehend mit der Geschichte dieses Zufluchtsortes vermischt, der seit einigen Jahrzehnten einen sehr guten Ruf genießt. Zahlreiche Bücher, Dokumentar- und Spielfilme, Museen (*Yad Vashem* in Jerusalem, *Holocaust-Gedenkstätte* in Washington) und der *Ort der Erinnerung* in Le Chambon selbst (2013 eingeweiht) haben diese Geschichte aufgebaut und bewahren sie. So kann man in „*Les Armes de l'Esprit*“, dem bedeutenden Dokumentarfilm von Pierre Sauvage (1989), Magdas Zeugnis auf Englisch hören. Und wichtige Auszüge aus den vorliegenden Erinnerungen wurden in Pierre Boismorands Buch „*Magda et André Trocmé. Figures de résistances*“²⁵³ (Ed. du Cerf, 2007) veröffentlicht: die Ankunft der ersten geflüchteten jüdischen Frau, das Schicksal von Simone Mairesse,

von Gandhis Gewaltlosigkeit, um eine spezifisch christliche Gewaltlosigkeit auf ihrer Grundlage zu schmieden (die „evangelische Gewaltlosigkeit“ ist eine ethische Übersetzung des christlichen Glaubens für einen authentischen Diener Christi). Christian Baccuet, *De l'Évangile à la non-violence*. Les Cahiers de la Réconciliation 1946-1963. AaO. S. 14.

²⁵¹ Eine Liste der Artikel von Édouard Theis, André und Magda Trocmé in den Cahiers de la Réconciliation findet sich im Anhang des Buches (Anm. d. franz. Editoren).

²⁵² Jean van Lierde, *Notre Château de Versailles* ... In: Cahiers de la Réconciliation, Februar 1981, S. 16-17.

²⁵³ Pierre Boismorand, aaO. 2007-

die Ankunft von Jispa in der Familie, die Verhaftung von André, die Razzia der Gestapo im *Maison des Roches*.

Wer mit Chambon-sur-Lignon in den 1940er Jahren vertraut ist und zudem die „*Memoiren: Autobiographische Notizen*“ von André Trocmé²⁵⁴ liest, könnte der Meinung sein, dass die beiden umfangreichen Kapitel, die Magda dieser Zeit widmet, nicht viel Neues bieten können. Dies wäre jedoch aus vier Gründen ein Fehler: Magdas unbestreitbares Talent zu beobachten und zu berichten und ihre privilegierte Position als Akteurin im Zentrum des Geschehens sind die beiden offensichtlichsten. Aber es gibt noch etwas anderes, das wir hervorheben möchten: ihren Beitrag zu einem in Frankreich äußerst seltenen Genre, der „pastorale Literatur“, und ihr Beharren auf dem Glück, das sie in Le Chambon inmitten der dunklen Jahre erlebte.

Das fast vollständig katholische und später laizistische Frankreich kennt weder den Protestantismus noch die Pfarrer gut, und in seiner Literatur, mit Ausnahme von „*La Symphonie pastorale*“ von Gide, haben sie keinen Platz, abgesehen von einigen antiprotestantischen Pamphleten oder, umgekehrt, frommen Büchern, die einst für Gemeindebibliotheken bestimmt waren. Nordeuropa und die Vereinigten Staaten kennen dagegen eine Fülle von Pfarrern (und Pfarrerssöhnen und -töchtern), als Schriftsteller oder als Romanfiguren. Was Magda hier vorlegt, ist natürlich keine Literatur im klassischen Sinne, würde aber die berühmte Reihe „*Terre humaine*“ bei Plon nicht verunstalten. Mit ihr betreten wir ein außergewöhnlich seltenes und wenig bekanntes Milieu, das einer Pfarrfrau und -familie in einer Kirche, deren Geistliche seit Luther und Calvin, von seltenen Ausnahmen abgesehen, immer verheiratet sind. Und ihr Zeugnis hat nichts Steifes, Strenges oder gar ‚Erbauliches‘ an sich, wie manche vielleicht befürchtet hätten. Das Porträt des Pfarrhauses von Le Chambon, sowohl als Gebäude als auch als menschliche Gemeinschaft, ist ein Stück Anthologie, das offensichtlich mit den starken Persönlichkeiten von André und vor allem von Magda verbunden ist. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass andere Pfarrhäuser im 20. Jahrhundert ähnlich aussahen, mit vielen Kindern, die in einer fruchtbaren Mischung aus Anforderung und Freiheit, Aufmerksam-

²⁵⁴ André Trocmé, *Mémoires*. AaO.

keit und Unaufmerksamkeit, Unordnung und Respekt erzogen wurden. Und sie haben lange vor der Zeit das Beispiel für „Bobo“ – „bourgeois bohème“ – oder militante Haushalte angeboten, da das Pfarrhaus gleichzeitig häuslicher und öffentlicher Raum ist, der der Kirche untersteht. In diesem Zusammenhang kann man auch „Pasteur en Cévennes“²⁵⁵ lesen, den sehr fesselnden autobiographischen Roman des Pfarrers Marc Donadille, der aus der gleichen Generation wie die Trocmés stammt und im Übrigen im Spätsommer 1942 als Seelsorger in Le Coteau Fleuri, dem von der Cimade eingerichteten Begegnungshaus einige Kilometer von Le Chambon entfernt, tätig war.

Das Pfarrhaus Trocmé war jahrelang eine Art „Phalanstère“, was auf den großen verfügbaren Raum, das ausgesprochen mehrheitlich protestantische Milieu in Le Chambon und die historische Periode zurückzuführen ist. Wenn man Magdas erstaunliche, scherzhaft, erregte, fröhliche und unschuldig provokative Seiten liest, hat man an vielen Stellen das Gefühl einer fast 68er- oder Hippie-Atmosphäre, mit einer Art „blauem Haus auf dem Hügel“, in dem jeder singt und musiziert – denn man hat ein Klavier und ist Musiker, wie immer in bürgerlichen Familien –, einem Haus, das für alle offen ist, das eine Ziege in den Wohnräumen ebenso aufnimmt wie einen aus Afrika eingetroffenen Affen ..., ein Haus, das Bewohner empfängt, die oft launisch, manchmal skurril oder beunruhigend sind. Dazu gehört auch ein holländisches Ehepaar, das in einem Planwagen reiste, der von einem Esel gezogen war – ein Vorbote der Rucksacktouristen – und spontan von André eingeladen wurde. Es stimmt, dass in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre man bereits die Anziehungskraft der orientalischen Welt und utopische Experimente wie das von Jean Giono in Le Contadour ebenso kannte wie seit den 1940er Jahren halb zwangsweise halb spontan die Erfahrungen der Rückkehr zur Erde.²⁵⁶

²⁵⁵ Marc Donadille, *Pasteur en Cévennes: chronique de l'entre-deux-guerres*. Sète. Nouvelle Presses du Languedoc. 2013 (1989).

²⁵⁶ Siehe zwei Zeugenaussagen, die zweite in Form eines Romans: Muse Dalbray und Raymond Tristan-Sévère, *Des Camisards aux maquisards*. Uzès. Peladan. 1945; Nathalie und Ladislas Gara, *Un été 42 en zone libre*. Le Cheylard. Dolmazon. 2016 (Neuaufgabe von Saint-Boniface et ses juifs. Paris. Bateau ivre, 1946).

Die Familie Trocmé vereint widersprüchliche, aber charakteristische Merkmale: ständiger Geldmangel – aber sie fahren Auto, haben im Pfarrhaus eine Zentralheizung und ein Badezimmer einbauen lassen, machen Urlaub und schicken die Kinder nach Deutschland oder in die Schweiz²⁵⁷ –, die Herkunft aus dem kosmopolitischen, deutschen, italienischen, russischen Großbürgertum und ein sehr hohes kulturelles Kapital – André und Magda haben bekanntlich beide ihr Studium in New York abgeschlossen, wo sie sich kennengelernt haben. Man kann sich kaum vorstellen, welch abgrundtiefe Kluft das 1934 angekommene Pfarrerehepaar von der großen Mehrheit seiner Gemeindemitglieder trennte, in Le Chambon selbst und vor allem in den Weilern und Bauernhöfen, die es umgaben.

Und man kann sich vorstellen, welche Anstrengungen die beiden Parteien unternehmen mussten, um zusammenzuleben. Mit den Missverständnissen und Kritiken auf beiden Seiten. Frau Tromé kommt ohne Hut zum Gottesdienst, Frau Trocmé geht mit den jungen Mädchen der Gemeinde zur „Vogue“, einem Jahrmarkt, Frau Trocmé badet im Lignon, und zwar im „Hemd“ (man lese die Richtigstellung der Betroffenen): aber muss man daran erinnern, dass es zu dieser Zeit keinem Bauern, geschweige denn einer Frau, in den Sinn gekommen wäre, zu baden, selbst wenn er hätte schwimmen können), Herr Pfarrer hat pornografische Bilder in seinem Büro (Reproduktionen von Michelangelo²⁵⁸), Herr Pfarrer fährt Auto und macht nicht so viele Besuche, wie er sollte, im Gegensatz zu so einigen seiner Vorgänger. Die Bevölkerung hat sehr starke Tendenzen zum Alkoholismus, bemerkt Magda ihrerseits, und die Trocmés, Mitglieder des Blauen Kreuzes, zerrissen ihre Lebensmittelmarken für Wein zu Zeiten der Rationierung, anstatt sie einzutauschen, was falsch verstanden wurde! Und der Geiz: Man liest die Schilderung der jungen Tuberkulosekranken, für die der Arzt den Kauf von Kissen verlangte, damit sie in ihrem Bett sitzen und besser atmen konnte; aber die Familie hatte nicht die Absicht, diese Ausgabe zu

²⁵⁷ Aber das Auto ist ein alter, gebrauchter Citroën, Nellys Aufenthalt in der Schweiz war kostenlos (wurde von einem Pfarrer übernommen), die Zentralheizung wurde auf Kosten der Gemeinde eingebaut.

²⁵⁸ Es sei darauf hingewiesen, dass es sich hierbei um die Reaktion von Mitgliedern der Heilsarmee handelt.

tätigen, und so war es die kleine Schwester, die sich bei ihrer Rückkehr aus der Schule hinter den Rücken der Kranken hockte, um ihr als Kissen zu dienen. Naturalismus à la Zola? Nein: ein anderes Universum als das unsere, und auf seine Weise respektabel. Magda verachtet nicht, verurteilt nicht: Sie beschränkt sich darauf, die Tatsachen festzuhalten, und fügt hinzu, dass sie und ihr Mann diese Haltung „nicht ganz verstanden“ hätten. Wir wissen, dass diese Art von Anekdote bei der Veröffentlichung von Magdas oder Andrés Memoiren Zögern verursacht haben mag, als ob sie eine ethnologische oder klassenbezogene Verachtung offenbaren würde. Ganz vergleichbare Bemerkungen finden sich jedoch auf den Seiten, die Pfarrer Pierre Gagnier seiner ersten Stelle in Barre-des-Cévennes (Lozère) zwischen 1934 und 1939 gewidmet hat.²⁵⁹ Und wir können hinzufügen, dass in den 1970er Jahren die Veröffentlichung eines großen Romans über die ländlichen protestantischen Cevennen, „L’Epervier de Maheux“ (Der Sperber von Maheux) von Jean Carrière, einen Aufruhr zu einer ähnlichen Szene ausgelöst hatte, die dennoch auf einer belegten Realität beruhte.²⁶⁰ Ein „ethnologischer“ Blick ist nicht zwangsläufig verächtlich, vielmehr kann die Verachtung auch vom beobachteten Menschen her oder von seinen Erben Generationen später ausgedacht werden.

Das Wichtigste ist: Es wäre falsch, die ländlichen protestantischen Gesellschaften der 1930er und 1940er Jahre als vollkommen homogen zu betrachten, mit Pfarrern, die in der Leitung der Gemeinden umso mehr an der richtigen Stelle sind, als sie ihnen von Natur aus und durch Osmose angehören. Dies war in der katholischen Welt mit ihrer starken autochthonen Rekrutierung und den „Priesterländern“ wie Haute-Loire, Lozère, Ardèche usw. der Fall, nicht aber bei den Protestanten, und dieser Unterschied kann eine ganze Reihe von Dingen erklären. Erinnern wir uns daran, dass der andere Pfarrer von Le Chambon, der 1937 dorthin kam, Édouard Theis, einen ähnlichen sozialen und nördlichen Hintergrund wie

²⁵⁹ Pierre Gagnier, *Autobiographie*, maschinengeschrieben und hinterlegt in der Bibliothek der Gesellschaft für die Geschichte des französischen Protestantismus, Paris.

²⁶⁰ Die Szene handelt von einer Frau, die, als der Leichnam ihres Mannes in den Sarg gelegt werden soll, das Laken wegzieht, um es zu bergen ... Das Buch wurde 1972 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet.

André Trocmé hat. Er war ebenfalls am Ende seines Studiums in New York und heiratete eine Amerikanerin, die Tochter eines Missionars in Afrika.²⁶¹ Erinnern wir uns ebenfalls, dass etwa die Hälfte der damals auf dem Plateau tätigen Pfarrer aus der Schweiz stammte. Ein ähnliches Phänomen war in den Cevennes der Lozère zu beobachten, wo Ende der 1930er Jahre sogar zwei junge Frauen die Pfarrer ersetzten, was eine gewisse Fremdheit der Pfarrerschaft noch verstärkte.

Es ist offensichtlich, dass Magdas Persönlichkeit der Geschichte ihrer Ehe einen besonderen Akzent verleiht: Sie dachte nie daran, das Pfarrhaus auf eine Familie, einschließlich Au-Pair-Mädchen, zu reduzieren. Sie öffnete es immer für eine Reihe von Gästen, die auf der Durchreise oder für längere Zeit, kostenlos oder gegen Bezahlung, dort wohnten, obwohl es so schwierig war, das Gebäude zu heizen und Nahrung zu finden. Das beschert uns eine Reihe farbenfroher Porträts: Nehmen wir Herrn Cohn/Colin, den Flüchtling, der eifersüchtig auf die Lebensmittelkarten ist, die schwangeren Frauen oder Teenagern zustehen und die für mehr Nahrung sorgen; und die seltsame und beunruhigende deutsche Nonne. Aber wir dürfen auch Antoinette Butte nicht verpassen, die Gründerin der zukünftigen religiösen Gemeinschaft von Pomeyrol, die nach Le Chambon kam, um eine Kuh zu kaufen – und von der es heißt, dass sie zu Fuß, die Kuh an einem Seil gezogen, bis in die Bouches-du-Rhône zurückging! Auch nicht Jispa, genauer diese Alice Renier – geschickt von Antoinette Butte, und die nie mehr die Trocmés verlassen hat. Wie viele andere Frauen in diesen heute verschwundenen Gesellschaften lebte sie ein Leben in der Familie und im Pfarrdienst aus eigener Vollmacht ...

Die wichtigste Figur für die unmittelbare Geschichte von Le Chambon ist der junge Arzt Le Forestier, der Schweitzers Afrika gegen das Chambon der Trocmés eintauscht – und der wenige Wochen vor der Befreiung als Märtyrer durch die Deutschen sterben sollte. Magda, die geschickte Regisseurin ihrer Texte, schweigt über dieses schreckliche Ende, vielleicht weil sie, wenn sie einen bestimmten

²⁶¹ Es ist schade, dass wir so gut wie nichts über das Leben der Familie Theis wissen (die alle ihre Töchter, außer der jüngsten, gleich zu Beginn des Krieges zu ihren Verwandten mütterlicherseits in die USA geschickt hatte).

Moment der Geschichte erzählt, ganz in diesem Moment ist. So lernen wir Le Forestier als einen außergewöhnlich fantasievollen und verführerischen jungen Mann kennen, der entwaffnend ungeniert seine Hochzeitsreise mit einem Ausflug unter Freunden verwechselt und mit einem jungen Gabuner und dem erwähnten Affen aus Afrika zurückkehrt. Madgas Fähigkeit, zumindest in der Erinnerung nur die Gegenwart zu erleben, erlaubt ihr, zu „vergessen“, über den Unfalltod ihres Sohnes Jean-Pierre zu berichten, der im Sommer 1944 im Alter von vierzehn Jahren mitten im Jubel der Befreiung starb. André hingegen geht in seinen Erinnerungen ausführlich auf das Drama ein. Man versteht beim Lesen, dass Jean-Pierre diese Zeit mit in den Tod genommen hat, die von einem ebenso paradoxen wie offensichtlichen Glück geprägt war, wie Magda nachdrücklich betont – aber auch André: „Es war in Le Chambon, von 1934 bis 1944, zehn Jahre lang, dass Madga und ich zum ersten und zum letzten Mal in unserem Leben wirklich glücklich waren, trotz des Krieges, der fünf Jahre lang über uns hinweg zog.“

Und doch entdecken wir eine magere, erschöpfte, kranke Frau, die ständig mit Arbeit und Sorgen überhäuft war; einen André, der ebenfalls von der Arbeit in einer großen, anspruchsvollen, gleichzeitig inbrünstig und (in seinen Augen) gleichgültigen Gemeinde erschöpft war; einen André, der vom Vichy-Regime bedroht und dann inhaftiert wurde und der im Sommer 1943 das Plateau verlassen und bis zur Befreiung allein im Untergrund leben musste. Beide erzählen uns jedoch von Glück, und wir glauben, dass es sich dabei nicht um einen bloßen Nostalgieeffekt oder eine nachträgliche Projektion auf die Jahre vor Jean-Pierres Verschwinden handelt. Was Magda uns zu lesen gibt, ist, dass man 1942 oder 1943 Juden gegen Vichy und die Deutschen helfen und dabei glücklich sein konnte: kein vages Gefühl, sondern volles, lautes, schelmisches Glück: im Pfarrhaus werden üble Streiche gespielt – auch auf Kosten junger, etwas naiver Ausländerinnen –, manchmal geschmacklos als Magda von einer Darmoperation in Lyon zurückkehrt, wird der Familientisch als Operationstisch dekoriert, mit Würsten in den Schüsseln und die Gäste als Krankenpfleger verkleidet! Es wird gelacht, getobt, Lärm gemacht, ständig werden Leute zum Essen und Schlafen empfangen, darunter auch zwei junge Jüdinnen, aber die Stimmung war nicht die des Untergrunds, sondern eher die einer Herberge der

Bohème. Marc Donadille, den wir hier wiederfinden, reagierte ähnlich, als er im Umkreis seines Pfarrhauses in den Cevennen herum deutsche Juden und Kommunisten versteckte: „Wenn man sie gut versteckt hatte, wenn sie in Sicherheit waren, wenn man gut zusammen gegessen hatte, auf den Bauernhöfen der Cevennen, in diesen Momenten war man zufrieden, man war fröhlich zusammen und man sang!“²⁶² Und so machte es in Murat im Cantal die kleine Mathematiklehrerin Alice Ferrières, der es gelang, 50 oder 60 Juden zu retten, aber dennoch das Klavier, die Butterbrote, das Kino, das Skifahren, die Gespräche mit den Jungen liebte und sehr darüber lachte, dass sie auf einer improvisierten Piste mit einem Bruder der christlichen Schulen zusammengestoßen war. Hätte man von Kriegsdienstverweigerern und (zukünftigen) Gerechten eine Haltung erwartet, die stärker vom Gefühl ihrer Verantwortung vor der Geschichte geprägt ist? Diese heroisierende oder moralisierende Illusion kann den Historiker befallen, wenn er glaubt, dass die Akteure ihre Gestalt an die durchlebte Zeit anpassen müssen. Aber diese Männer und Frauen arbeiteten mit Freude und blühten in dieser sozialen, politischen und spirituellen Arbeit auf, trotz Hunger, Kälte und Widrigkeiten aller Art.

Ist dies eine Auswirkung des Sicherheitsgefühls, das abgelegene und fast vollständig protestantische Gebiete vermitteln konnten, sowohl für Le Chambon als auch für die Cevennen?²⁶³ Wir würden dies recht gerne glauben. Zumindest ist es das, was wir durch Magdas Blick wahrnehmen können – Andrés Blick ist anders, viel „politischer“: keine Katholiken in seinem Blickfeld; keine Anhänger von Petain oder Kollaborateure; und auch keine Widerstandskämpfer. Gendarmen, weil sie im Februar 1943 ins Pfarrhaus kommen, um André zu verhaften – und Magda sie zum Essen einlädt, da es Essenszeit ist –, die Gestapo oder eine ähnliche Polizeitruppe, weil sie die Bewohner des Heims Les Roches und ihren Leiter, einen Cousin der Trocmé, aufgreifen: Das Grauen kann also mitten in der

²⁶² Zitiert in Patrick Cabanel, *Nous devions le faire, nous l'avons fait, c'est tout. Cévennes, l'histoire d'une terre de refuge 1940-1944*. Nîmes. Alcide. 2018. S. 159.

²⁶³ In Murat, wo Alice Ferrières die einzige Protestantin ist, ist dies jedoch anders ... Sie kann zumindest auf das Umfeld der öffentlichen Schule und auf lokale Widerstandskämpfer zählen.

„Zufluchtsstadt“ zuschlagen.²⁶⁴ Aber der Alltag und das Gewebe einer homogenen Gesellschaft scheinen diese bedrohte und zum Teil künstliche Gesellschaft – die Exilanten, die Illegalen – schnell mit ihrem beruhigenden Tuch zu bedecken. Dies ist nicht der Effekt des Blicks einer Frau, die für die Herausforderungen der nationalen und internationalen Situation wenig sensibel ist; Magda gehört nicht zu diesem Typus Frau, wenn es ihn denn überhaupt gab. Dieses Gefühl hatten viele, die ab dem Sommer 1943 den Juden – vielleicht mehr als den STO-Verweigerern – zu Hilfe kamen, da diese die Frage der Waffen, des Maquis und der militärischen Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen oder der Milizen aufwarfen.

Ein Leser, der die Geschichte von Le Chambon in den 1940er Jahren allein durch Magdas Erinnerungen kennenlernt, würde fast das gesamte Phänomen der jüdischen Zuflucht, das die Hochebene prägte, verpassen. Sicherlich würde er über die Zahlen von 2500 Personen und 5000 gefälschten Papieren stolpern, die sie an einer Stelle angibt und die im Übrigen ebenso weit verbreitet wie unwirklich sind. Aber sie hat Recht, wenn sie kurz zuvor schreibt: „Nicht alles lief über uns, es gab eine ganze Reihe von Leuten, die sich um eine Angelegenheit dieser Größenordnung kümmerten.“ Dieser Satz sollte nicht als vorsichtige Bescheidenheitsbeteuerung aufgefasst werden, sondern als Teil der historischen Realität, der uns auch hier helfen soll, uns von einer verführerischen, aber zu einfachen Sichtweise zu verabschieden, der zufolge Le Chambon und das Plateau ein praktisch integriertes Milieu für die Unterstützung von Juden gebildet hätten. Wenn es Netzwerke gab, dann waren es mehrere, und sie waren stärker unterteilt, als man denken würde, was im Übrigen eine Garantie für die Reduzierung von Verlusten im Falle eines harten Treffers war, wie man am Beispiel des Heims in Les Roches sehen kann, dem einzigen Ziel, das die deutschen Streitkräfte bei ihrem Schlag gegen ein Dorf, das mit Gasthäusern und versteckten Juden übersät war, interessiert hat.²⁶⁵ Wir waren beeindruckt

²⁶⁴ Es handelt sich um eine Formulierung von André Trocmé, aufgenommen aus der Bibel.

²⁶⁵ Die deutschen Streitkräfte (die auch heute noch schwer zu identifizieren sind) kamen nicht nach Les Roches, um Juden zu verhaften (deren Anwesenheit sie vor Ort entdeckten), sondern um das, was sie fälschlicherweise als einen Brennpunkt der Dissidenz und des potenziellen bewaffneten Widerstands betrach-

von der Tatsache, dass Suzanne Chevalley, die Ende 1943 für das Coteau fleuri verantwortlich war – es sei darauf hingewiesen, dass Magda nie das Coteau oder die Cimade nennt –, in einem Zeugnis von 1992 erklärte, dass sie keine Kenntnis von der Arbeit von „Plunne“, dem Chefhersteller von gefälschten Papieren in Le Chambon, gehabt habe, und dass sie die, die sie brauchte, von einem Beamten der Résistance (und Protestanten) aus Marseille, ihrer Heimatstadt, ausstellen ließ, und dass sie Dr. Le Forestier, der scheinbar Beziehungen zu den deutschen Behörden in Le Puy unterhielt, nicht vertraut habe. „In Wirklichkeit lebten wir sehr abgeschottet, weil wir nicht sprachen, wir wussten das Schweigen und sogar das Miss-trauen zu beobachten. Wir vertrauten uns nicht an.“²⁶⁶

Was die Beteiligten damals wussten, war, dass die Unterstützung der Juden auf dem Plateau eine geteilte Realität, fast eine Grundgegebenheit war – und das allein muss ein beruhigendes Element gewesen sein: Niemand war wirklich isoliert, wenn er sich auf den Weg des Ungehorsams gegenüber dem Staat begab, jeder konnte die Kompromittierung einer ganzen Gesellschaft oder eines großen Teils ihrer Mitglieder spüren. Und manchmal läuft man sich natürlich auch über den Weg: So zum Beispiel Simone Mairesse, die die Trocmés in Maubeuge kennengelernt hatten, bevor sie nach Le Chambon kamen, und die sie auf dem Plateau wiedertreffen, wo sie vom Kriegstod ihres jungen Mannes erfährt. Magda notiert, dass sie „in den Bergen herumliefe, um Juden unterzubringen“, in Verbindung mit einer Organisation in Marseille, das Netzwerk von André, das von Joseph Bass geleitet wird. Die Trocmés bitten sie, Unterkünfte für Juden zu finden, die im Pfarrhaus ankommen. Simone Mairesse – heute „Gerechte der Völker“ – gehört also zwei sehr unterschiedlichen „Netzwerken“ an. Ebenso zitiert Magda Mireille Philip – ebenfalls „Gerechte der Völker“ –, als diese sie bittet, bei einem Einwohner von Saint-Etienne eine Schachtel abzuholen. Wusste sie, dass Mireille Philip, die damals im selben Haus wie die Theis wohnte, eine Zeit lang Schützlinge der Cimade bis in die Schweiz begleitet hatte? Und dass der Pfarrer und Bürgermeister

teten, im Keim zu ersticken.

²⁶⁶ Zeitzeugenbericht in Pierre Bolle (Hrsg.), *Le Plateau Vivarais-Lignon. Accueil et Résistance 1939-1944*. Le Chambon-sur-Lignon. Société d'Histoire de la Montagne. 1992. S. 302.

Guillon hohe Geldsummen zur Finanzierung eben dieser Cimade schmuggelte? Ganz offensichtlich nicht. In dieser Hinsicht ist das Datum, an dem sie ihre Erinnerungen aufzeichnete, sehr wichtig, da es ihnen eine Art „Authentizität“ verleiht: Der Text, der auf Juni 1976 und dann auf Ende 1979 datiert ist²⁶⁷, ist noch nicht über all das informiert, was später veröffentlicht werden sollte, und gibt uns daher einen Einblick in das, was Magda selbst während der 1930er und 1940er Jahre wusste und wahrnahm oder woran sie sich erinnerte, bevor Le Chambon in das Gedenken und die Geschichte einging.

Wiederholen wir, dass sie ein großes Zeugnis über die Arbeit und die Tage einer Pfarrfrau und -familie ablegt, dann über die eines Ehepaars, das sich mit den „Waffen des Geistes“, wie es die Pfarrer Trocmé und Theis im Juni 1940 so schön formulierten, im Widerstand engagierte. Sollte man ihr folgen, wenn sie sagt, dass sie es war, die André vorschlug, die *École nouvelle cévenole* (das spätere *Collège Cévenol*) zu gründen, ausgehend von ihren persönlichen Erfahrungen als junges Mädchen im Collegio Valdese, das im 19. Jahrhundert in Torre Pellice, der kleinen Hauptstadt der italienischen Waldenserminderheit oberhalb von Turin, errichtet wurde? Eine solche Genealogie ist überzeugend, sowohl weil Magda wirklich eine gelebte Erfahrung übertragen konnte, als auch weil diese Verbindung zwischen zwei mythischen Städten und Regionen der protestantischen Minderheiten in Europa, die beide in den 1940er Jahren aktiv Philosemiten und Widerstandskämpfer waren, viel Sinn macht. Allerdings wissen wir auch, wie sehr die Idee solcher Einrichtungen und unterschiedlicher Pädagogiken in der Luft lag: Andrés Familie war eng mit der *École des Roches* (Verneuil-sur-Avre) verbunden, da der Vater von Daniel Trocmé dort stellvertretender Direktor war, und ganz in der Nähe von Dieulefit hatten die beiden Protestantinnen Marguerite Soubeyran und Catherine Krafft (letztere als Tochter eines Pfarrers) bereits 1929 die *École de Beauvallon* gegründet, deren Ziele und Geschichte charakteristisch sind. Alles war vorhanden, damit Pfarrer Trocmé, der bald von seinem zu diesem Zweck berufenen Freund Theis unterstützt wurde, die Gründung einer protestantischen Sekundarschule in Angriff nahm,

²⁶⁷ Vgl. die Anspielung auf die Gedenktafel, die von ehemaligen jüdischen Flüchtlingen „im Juni letzten Jahres“ (1979) angebracht wurde.

die ursprünglich für die Kinder von Pfarrern, für die Kinder der örtlichen Bourgeoisie und für die Kinder der städtischen Bourgeoisie, die im Sommer in der Ferienregion sehr präsent ist, bestimmt war. Erst unter dem Druck der Ereignisse nahm die Schule, die zunächst für den pastoralen und protestantischen Kreis bestimmt war, sowohl Lehrer als auch geflüchtete Schüler auf, darunter eine starke jüdische Minderheit. Man könnte sich wundern, dass Protestanten ein religiöses und privates Gymnasium gründen, wenn man weiß, wie stark die Verbindungen zwischen dem französischen Protestantismus und der laizistischen Schule sind, der er so viele Lehrerinnen und Lehrer²⁶⁸ und leitende Angestellte geschenkt hat. Das gehobene Bürgertum hat jedoch stets sein Vertrauen in private Einrichtungen seiner Konfession gesetzt: die Institutionen Duplessis-Mornay und Keller in Paris vor 1880, dann die renommierte École Alsacienne, die École des Roches und einige regionale Einrichtungen.²⁶⁹ André und Magda reihten sich, nicht ohne wirtschaftliche und pädagogische Risikobereitschaft, in eine solide Tradition ein.

Der Leser möge uns verzeihen, dass wir ihm keine genaue Darstellung des Empfangs der Juden in Le Chambon während dieser Zeit zumuten wollten: Zu diesem Thema gibt es zahlreiche neue und gute Bücher.²⁷⁰ Wir möchten lediglich daran erinnern, was die Einzigartigkeit des Ortes Le Chambon ausmachte, Einzigartigkeit auf

²⁶⁸ Vgl. Roger Darcissac (*Cours complémentaire du Chambon*), eine zentrale Figur im Dorf in den 1940er Jahren; die Lehrerin, die Claire, die Tochter der Garas, in ihrem Haus aufnimmt (s. Fußnote 77, S. 200); oder diejenige, die François Stupp, *Réfugié au pays des Justes*, ausführlich beschreibt. Araules 1942-1944. Saint-Julien-Chapteuil. Éditions du Roure. 1997.

²⁶⁹ Das Institut Jean Calvin in Montauban (1920); der von La Cause gegründete Bernard-Palissy-Kurs in Carrières-sous-Poissy; das gescheiterte Projekt eines protestantischen Gymnasiums in Florac (Lozère) im Jahr 1942; der Isaac-Homel-Kurs in Charmes-sur-Rhône im Jahr 1947 ...

²⁷⁰ Neben den oben genannten Titeln sei auf François Boulet, *L'état d'esprit en Haute-Loire 1940-1944. Des refuges aux maquis*. Cahiers de la Haute-Loire. Société d'histoire de la Montagne. 2003; François Boulet, *Histoire de la Montagne-refuge. Aux limites de la Haute-Loire et de l'Ardèche*. Polignac. Éditions du Roure. 2008; Patrick Cabanel, Philippe Joutard, Jacques Sémelin und Annette Wiewiorka (Hrsg.), *La Montagne refuge. Accueil et sauvetage des juifs autour du Chambon-sur-Lignon*. Paris. Albin Michel. 2013; Peter Grose, *A good place to Hide. How One Community Saved Thousands of Lives from the Nazis in WWII*. London. Nicholas Brealey. 2014.

französischer und wahrscheinlich auch auf europäischer Ebene, ein Ort, der sich deutlich vom Rest des Plateaus unterscheiden muss:

- die Funktion des Ortes als Kur- und Ferienort mit einer Fülle von Hotels und Pensionen;
- eine Reihe von Kinder- und Jugendheimen, die weit vor dieser Zeit entstanden sind. Einige gehören zu der Organisation „Enfants à la montagne“, die um 1900 von Pfarrer Louis Comte aus Saint-Étienne gegründet wurde, um Kindern aus armen städtischen Verhältnissen einen erholsamen Sommeraufenthalt zu bieten;
- die Einrichtung des Collège cévenol und einer Reihe von Heimen für Kinder (Secours suisse aux enfants), für Studenten (Les Roches) und für Erwachsene und Familien, die legal aus den Internierungslagern von Vichy entlassen wurden (Coteau Fleuri).

Man sieht, welchen Platz die Trocmés in dieser reichen Landschaft einnehmen: einen unter vielen, aber zentral, wie es ein Pfarrhaus in einem protestantischen Land, ein scheinbar – zumindest dem Anschein nach – unermüdliches Pfarrerehepaar und ein weit und breit einzigartiges Gymnasium sein können.

DIE NACHKRIEGSREISEN VON MAGDA TROCMÉ

Magdas kosmopolitische Horizonte wurden bereits durch den ersten Teil ihrer Memoiren illustriert, die 2017 in derselben Reihe erschienen und unter anderem die Schilderung ihres Aufenthalts 1925 in den USA, genauer gesagt in New York, beinhalten. Nach dem Zweiten Weltkrieg schlug sich die kürzlich erlangte Bekanntheit, die das Ehepaar Trocmé aufgrund seiner Rolle bei der Rettung von Juden auf dem Plateau du Lignon erlangt hatte, in zahlreichen Einladungen, Vorträgen und Studienreisen in die ganze Welt nieder. Nachdem sich das Ehepaar Trocmé 1950 in Versailles niedergelassen und dort ihr „Haus der Versöhnung“ eröffnet hatte, sollten diese Reisen ebenso zahlreich fortgesetzt werden, um für ihre Sache zu werben. Das internationale Begegnungszentrum sollte als Forum für die Friedensbewegungen fungieren, die durch den Krieg ge-

schwächt oder auseinandergerissen worden waren. Es diente auch als Zentrum für die Propagandaaktivitäten des MIR für Europa. Mehr als zehn Jahre lang reisten André und Magda Trocmé mit nur einem Gehalt für zwei Personen ausgiebig. Schon vor 1950 hatten sie sich in dieser Richtung engagiert; Magda reiste 1947 nach Italien und André war im Frühjahr des gleichen Jahres nach Deutschland gereist, wo er zahlreiche Gespräche und Vorträge hielt. Beide berichteten regelmäßig in den Cahiers de la Réconciliation oder in anderen Zeitschriften kurz über ihre Erfahrungen.²⁷¹ Ihre vor Ort gemachten Notizen und ihre Familienkorrespondenz sind oft viel substanzieller, aber sie sind nicht immer erhalten geblieben. Die Tagebücher und Reisebriefe von André Trocmé, die in der Peace Collection des Swarthmore College in Pennsylvania gesammelt wurden, sind bislang von den Forschern kaum ausgewertet worden. In der vorliegenden Ausgabe von Magdas autobiographischen Erinnerungen haben wir uns dafür entschieden, eine Auswahl ihrer eigenen Texte anzubieten, die die USA, wo sie sich 1954 und 1956-1957 aufhielt, und Italien, wohin sie 1947-1948 reiste, betreffen.²⁷²

In Bezug auf die Vereinigten Staaten konnte Magda von einer langen Partnerschaft sprechen. Schon in ihrer Jugend hatte sie in Florenz Italienischunterricht gegeben und wohlhabenden jungen Amerikanerinnen als Stadtführerin gedient. Eine ihrer Schülerinnen hatte sie auf das Stipendium der von Jane Addams gegründeten New York School for Social Work aufmerksam gemacht, das ihr 1925 einen Aufenthalt in New York ermöglichte, und in New York hatte sie zugestimmt, ihr Schicksal mit dem von André Trocmé zu verknüpfen. Erzogen als Italienerin im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, war sie auch für die besondere Beziehung ihres Herkunftslandes zu „La Merica“, dem von Auswanderern erträumten

²⁷¹ Siehe oben Anm. 10 auf S. 18 und den Anhang zu „In den Cahiers de la Réconciliation veröffentlichte Texte“.

²⁷² Der lange Bericht über ihre Reise nach Indien und Pakistan zum World Pacifist Meeting 1949-1950, den sie für ihre Kinder geschrieben hatte und von dem Auszüge in den ‚Cahiers de la Réconciliation‘ erschienen waren („Notes de voyage dans l’Inde & au Pakistan“, Februar 1950, S. 8-15), wurde bereits an anderer Stelle veröffentlicht: vgl. Magda Trocmé, „Parmi les disciples de Gandhi. Journal d’une pacifiste aux Indes (octobre 1949 - février 1950)“. Source(s). Arts, Civilisation et Histoire de l’Europe, Nr. 8, 2016, S. 185-267.

Eldorado, dem Land aller Möglichkeiten, sensibilisiert und war daher daran interessiert, 1956 eine Überfahrt von Italienern zu begleiten, die sich für die Migration nach Amerika bewarben. Auf der Ebene der kollektiven Vorstellungen kann man im Italien des frühen 20. Jahrhunderts und der Zwischenkriegszeit von einem regelrechten amerikanischen Mythos sprechen, auch wenn er neben den als „klassisch“ zu bezeichnenden kritischen Darstellungen des europäischen Antiamerikanismus (die Allgegenwart des Maschinenwesens, Entmenschlichung, spirituelle Leere) existierte. Dieser Mythos erwachte insbesondere Ende der 1930er Jahre, als der Faschismus nach dem Äthiopienkrieg international isoliert wurde, und noch stärker nach 1943 und der Landung der US-Streitkräfte auf Sizilien, die Mussolinis Sturz beschleunigte.²⁷³

Durch ihre Bildungsinitiativen wie das Collège cévenol war das Ehepaar Trocmé auf ein gewisses Echo im nordamerikanischen Protestantismus gestoßen, insbesondere bei den Quäkern, die in ihren Colleges schon lange ihre eigenen pädagogischen Methoden vertreten hatten. Über das Mäzenatenehepaar Carl und Florence Sangree, die selbst Kongregationalisten waren, knüpften die Trocmés ab 1945 Kontakte zu führenden Persönlichkeiten der Gesellschaft der Freunde. Wenn auch ihre Rolle bei der Rettung der Juden in Le Chambon im Nachkriegsfrankreich zwar relativ unbeachtet blieb, verschaffte dies ihnen aber in den Vereinigten Staaten bei jüdischen Organisationen und christlichen Kirchen sehr schnell ein gewisses Prestige. Schließlich traten sie ab der Zeit nach dem Krieg auch mit den Anliegen der schwarzen Amerikaner in Verbindung. André Trocmé reiste Ende 1945 und Anfang 1946 drei Monate lang in die USA. Als er mit dem Zug zu einer IFOR-Konferenz in San Francisco fuhr, lernte er insbesondere Tom Johnson kennen, einen afroamerikanischen Pazifisten presbyterianischer Konfession. Er lud ihn einige Zeit später ein, als Englischlehrer nach Le Chambon zu kommen, und das war der Beginn einer langen Weggefährtschaft, denn Johnson blieb der Schule und der Region bis zum Ende seiner Tage

²⁷³ Zu diesen Themen siehe Michela Nacci, *L'antiamericanismo in Italia negli anni trenta*. Turin. Bollati Bolinghieri. 1989; Dominique Fernandez, *Il mito dell'America negli intellettuali italiani dal 1930 al 1950*. Caltanissetta. S. Sciascia. 1969 und Michel Beynet, *L'image de l'Amérique dans la culture italienne de l'entre-deux-guerres*. 3 Bde. Aix-en-Provence. Publications de l'Université de Provence. 1990.

treu.²⁷⁴ Die Atmosphäre war damals, bevor der Kalte Krieg begann, noch sehr offen, und viele Intellektuelle reisten gerade zu dieser Zeit in die USA: um nur von Frankreich zu sprechen: Sartre reiste bereits 1945 in die USA und Beauvoir hielt sich 1947 in den USA auf, wo sie einen Reisebericht mit dem Titel „L'Amérique au jour le jour“²⁷⁵ verfasste. Es war ganz selbstverständlich, dass die Besucher des damaligen Amerikas Liberale, d. h. Vertreter der amerikanischen Linken und verschiedene Verteidiger der schwarzen oder hispanischen Minderheiten, als Gesprächspartner hatten. Besonders viel diskutiert wurde die große Untersuchung, die der schwedische Wirtschaftswissenschaftler Gunnar Myrdal im Auftrag der Carnegie Corporation durchgeführt hatte und deren umfangreicher Abschlussbericht 1944, noch vor Kriegsende, unter dem Titel „An American Dilemma. The Negro Problem and Modern Democracy“²⁷⁶ erschienen war. André Trocmé kehrte 1951 noch einmal dorthin zurück, als er von der Boston University eingeladen wurde, die Robert Treat Paine Lectures in diesem Jahr zu halten.²⁷⁷

Magda Trocmé selbst reiste 1954 und 1956-1957 in die USA, jedes Mal im Rahmen eines umfangreichen Vortragsprogramms, das IFOR für sie organisiert hatte, um Geld zu beschaffen. Dabei wurde sie ihrerseits mit dem Kampf der Farbigen um die Beendigung von Diskriminierung und Ungerechtigkeit konfrontiert, der mit dem Urteil des Obersten Gerichtshofs Brown vs. Board of Education aus dem Jahr 1954 einen entscheidenden Schritt nach vorne gemacht hatte. Nach der Klage eines Familienvaters aus Kansas, die von Bürgerrechtsorganisationen wie der National Association for the Advancement of the Colored People (NAACP) und den Kirchen bis zur letzten Berufungsinstanz in Washington begleitet worden war, wurde die Rassentrennung in der Schule zum ersten Mal für ver-

²⁷⁴ Er starb im Jahr 2009. Seine Kinder nahmen die französische Staatsbürgerschaft an.

²⁷⁵ Siehe das Vorwort von Philippe Raynaud zu Simone de Beauvoir, *L'Amérique au jour le jour*. Paris. Gallimard (coll. Folio). 1997 (1948).

²⁷⁶ Siehe David W. Southern, *Gunnar Myrdal and Black-White Relations. The Use and Abuse of 'An American Dilemma', 1944-1969*. Baton Rouge. Louisiana State University Press, 1987.

²⁷⁷ Siehe den Text dieser Vorträge in André Trocmé, *The Politics of Repentance*, New York: Fellowship Publications, 1954.

fassungswidrig erklärt. So in den Kampf um die Bürgerrechte im Süden der USA in den 1950er Jahren eingebunden zu sein, war ganz sicher für eine Französin ebenso eine außergewöhnliche Erfahrung wie für eine weiße Frau, die eingeladen wurde, in einer schwarzen Kirche in Tallahassee das Wort zu ergreifen und die Predigt am Sonntag zu halten, wie sie berichtet. Natürlich berichtete sie in der französischen protestantischen Presse über die Erfolge von Pfarrer King, der selbst Mitglied des amerikanischen Zweigs des Versöhnungsbundes war.²⁷⁸ Die in diesem Band gesammelten Texte zeigen, wie sehr Magda von ihrer Begegnung mit Martin Luther King beeindruckt war. Sie erkannte in ihm sofort einen Mann Gottes und einen großen und edlen Geist, der es wert war, neben Gandhi zu den wichtigsten Theoretikern der Gewaltfreiheit zu gehören.²⁷⁹ Mit der Southern Christian Leadership Conference (SCLC), die er 1957 ins Leben rufen und leiten sollte, stand Pfarrer King ganz am Anfang des Weges, der ihn dazu führen sollte, die Hoffnung auf die Emanzipation der Afroamerikaner zu verkörpern und schließlich sein Leben für diese Sache zu opfern.²⁸⁰

Sie lernte auch Rosa Parks kennen, neben der sie später vom Harvard College, einer berühmten Universität der Quäker in der Nähe von Philadelphia, mit einem „Dr. phil. ehrenhalber“ geehrt werden sollte. Magdas Bericht einer anonymen Afroamerikanerin über die Verweigerung der Rassentrennung im Busverkehr von Tallahassee, Florida, im Jahr 1956²⁸¹, überschneidet sich mit der Erfah-

²⁷⁸ Magda Trocmé, „Notes d'un voyage en Amérique“. In: Cahiers de la Réconciliation, September-Oktober 1954, S. 7-12, und die Artikel in Cité Nouvelle, 21. März und 4. April 1957, deren Text wir oben auf S. 214 ff wiedergeben.

²⁷⁹ Zu den Beziehungen der amerikanischen pazifistischen Strömungen zum Gandhismus siehe Joseph K. Kosek, Richard Gregg, *Mohandas Gandhi and the strategy of non-violence*. In: Journal of American History, 91, 2005, Nr. 4, S. 1318-1348. John Haynes Holmes, ein unitarischer Pfarrer, der ein Schüler von A. J. Muste war und wie dieser in der FOR arbeitete, nahm ihn bereits 1918 in seine Predigt auf, doch aus politischer Sicht hatte Richard Greggs Buch *The Power of Nonviolence* während der Großen Depression den größten Einfluss.

²⁸⁰ Es sei daran erinnert, dass er 1968 in Memphis unter ungeklärten Umständen erschossen wurde. Die Emotionen und der Zorn waren so groß, dass es in über 100 amerikanischen Städten zu Unruhen kam. Zum Werdegang von Pfarrer King siehe z. B. auf Französisch Sylvie Laurent, *Martin Luther King. Une biographie intellectuelle et politique*. Paris. Le Seuil. 2016 (2015).

²⁸¹ Siehe oben das Kapitel „Fin du boycottage des autobus“, S. 214 ff in diesem Buch.

rung, die Parks ein Jahr zuvor in Montgomery, Alabama, gemacht hatte und die ihr zu dauerhaftem Ruhm verhalf. Der Boykott der städtischen Busse, der in der Hauptstadt Floridas gestartet wurde, ähnelte der Vorgehensweise der Aktivisten in Montgomery, wurde aber spontaner unter den Studenten und Studentinnen der Florida A&M University initiiert. Zu den Förderern der Bewegung gehörten jedoch auch NAACP-Aktivistinnen wie Robert Saunders und M. L. King nahestehende Pfarrer wie Charles K. Steele. Die Aktivisten sollten sich Ende 1956 durchsetzen, da die Stadtverwaltungen durch Gerichtsurteile gezwungen wurden, die Rassentrennung zu beenden. Da die Stadt Montgomery und der Bundesstaat Alabama gegen das Urteil eines Bundesbezirksgerichts vom Juni, das die Rassentrennung im Transportwesen verurteilte, Berufung eingelegt hatten, wurde der Fall im November 1956 durch ein Urteil des Obersten Gerichtshofs mit dem Namen *Browder vs. Gayle* entschieden – Aurelia Browder war eine farbige Frau, die mehrere Monate vor dem Fall Rosa Parks Opfer dieser diskriminierenden Praktiken wurde, und William A. Gayle war der demokratische Bürgermeister der Stadt Montgomery. Unter dem Vorsitz von Earl Warren, dem ehemaligen republikanischen Gouverneur von Kalifornien, den Eisenhower einige Jahre zuvor in dieses Amt berufen hatte und der eine entscheidende Rolle bei der Neuausrichtung der amerikanischen Rechtsprechung in diesem Bereich spielte, bestätigte der Oberste Gerichtshof das verfassungswidrige Urteil des Bezirksgerichts im Hinblick auf den 14. Zusatzartikel und dessen Klausel über den „gleichen Schutz der Gesetze“, den die Bürger genießen. Darüber hinaus lässt Magda Trocmés Aussage das Ausmaß der Einschüchterung und Bedrohung von Farbigen und ihren Anhängern durch die Südstaatler gut erahnen, die 1955-1956 ihren Höhepunkt erreicht haben dürften. Dabei erwähnt sie nur die telefonische Belästigung ... Der Ku-Klux-Klan und verschiedene Gruppen fanatischer weißer Suprematisten verübten in dieser Zeit einige unheimliche Ausschreitungen, von denen der Mord an dem jungen Emmet Till 1955 in Mississippi am bekanntesten war.

Obwohl sie sich für die Entkolonialisierung einsetzten und sich für Gehorsamsverweigerung und Dienstverweigerung aussprachen, verbanden die Trocmés diese Sache nicht unbedingt mit der Verteidigung der Rechte der farbigen Bevölkerung. Es war vor al-

lem die Sache der Menschlichkeit, die sie im Kampf für die Bürgerrechte in den USA verkörpert sahen, und die Ethik der Gewaltlosigkeit, die sie sich zu eigen gemacht hatten. Im Gegensatz etwa zu Sartre, der sich seit den frühen 1950er Jahren mit einigen großen afroamerikanischen Autoren verband wie Richard Wright, dem Autor des berühmten „Black Boy“, oder einem französischen Autor karibischer Herkunft wie Frantz Fanon, dessen 1952 erschienenes Buch „Peau noire, masques blancs“ (dt.: Schwarze Haut, weiße Masken) einen starken existentialistischen Einschlag hatte.²⁸² Dies war nicht die Problematik der Versöhnung, für die die Menschheit eine und unteilbar war, die durch die göttliche Liebe vereint wurde. Zweifellos waren André und Magda der Meinung, dass die Erfolge, die der gewaltfreie Weg im Kampf der Afroamerikaner für die Bürgerrechte erzielte, die Hoffnung nährten, dass sich die USA irgendwann auch in der Frage des Imperialismus und des Krieges bewegen würden. Häufig unterstellte Magda den amerikanischen Pazifisten Naivität und urteilte, dass sie zu wenig Einfluss auf die Realität nähmen – tatsächlich waren die 1950er Jahre mit dem Koreakrieg, dem McCarthyismus, dem atomaren Wettrüsten und Eisenhowers Doktrin der „massiven Vergeltung“ eine schwierige Zeit für die Friedensbewegung in Amerika.²⁸³

In den späten 1960er Jahren entwickelte sich die Problematik der Afroamerikaner vom Ideal der friedlichen Assimilation einer Minderheit an eine von WASP (d. h. den weißen angelsächsischen Protestanten) dominierte Gesellschaft hin zur Forderung nach einer Form der Differenz. Die Forderung von Pfarrer King nach Gleichheit und Gerechtigkeit wurde von einigen Teilen der schwarzen Bewegung links überholt. Sie stellten fest, dass die Farbigen sich nicht assimilieren würden, und stellten diese Assimilation sogar als unmöglich – weil Präsident (ev.!) Johnsons Great Society und die positive Diskriminierung an ihre Grenzen stießen – und als unerwünscht dar

²⁸² Diese Veröffentlichung, 1952 erschienen, analysiert die Neigung des Kolonisierten, seine Unterlegenheit zu verinnerlichen und den Weißen zu imitieren, ihm zu folgen oder ihn nachzuahmen, anstatt nach seiner wahren Identität zu suchen.

²⁸³ Zu dieser Stelle sei verwiesen auf die klassische Zusammenfassung von Lawrence S. Wittner, *Rebels against War. The American Peace Movement 1941-1960*. New York: Columbia University Press. 1969.

– weil sie auf eine Verleugnung der schwarzen Identität selbst hinauslief. Solche Fragen sind von grundlegender Bedeutung, um das Abgleiten bestimmter Fraktionen in die Gewalt zu verstehen, beispielsweise der Black Panthers, die mit der herrschenden bürgerlichen Ordnung – oder der protestantischen Ordnung, da es auch eine Black-Muslim-Strömung gab –, die der weißen Gesellschaft eigen war, völlig gebrochen haben. Obwohl die Literatur zu diesem Thema recht dünn ist, kann man sich vorstellen, dass die Trocmés sich nicht in solchen Positionen wiederfinden konnten, ebenso wenig wie die gewaltfreien Kirchen des amerikanischen Protestantismus, die dazu veranlasst wurden, sich davon zu distanzieren.

Bezüglich Italien hatte Magda natürlich einen anderen Blickwinkel: den einer Italienerin, die nach den Wirren des Faschismus und der Kriegsjahre in ihre Heimat zurückkehrte. Über ihre Mission in Italien zur Zeit des Äthiopienkriegs, auf den sie sich zu Beginn ihrer Erzählung bezieht, ist nur sehr wenig bekannt – „elf Jahre zuvor“, sagt sie im Text, was auf Ende 1935 verweist. Durch die Erwähnung der Reise zur Kontaktaufnahme mit italienischen Pazifisten, die zwischen Dezember 1946 und Januar 1947 stattfand, zeigt Magda, dass sie von Anfang an den feierlichen und außergewöhnlichen Charakter spürte, den diese Rückkehr in ein Heimatland, das sie nach ihrer Heirat kaum noch gesehen hatte, annahm. André Trocmé selbst sollte etwas später nach Italien reisen, allerdings im Dienste des interreligiösen Dialogs. Im Jahr 1948 war er Teil der Delegation der Union der Europäischen Föderalisten, einer multinationalen, ökumenischen Organisation, der beispielsweise auch Abbé Pierre angehörte. Bei Magdas Aufenthalt Ende 1946 und Anfang 1947, über den sie für die *Cahiers de la Réconciliation* berichtet, sind die Spuren des Krieges sehr präsent. Der Konflikt hatte viel Leid über das italienische Volk gebracht, das vom Mussolini-Regime wie eine „Herde“ in den Konflikt hineingezogen worden war – keineswegs aus Patriotismus oder Überzeugung.²⁸⁴ Wie hätte sie auch nicht für das Ausmaß der Zerstörungen einfühlsam sein können, die durch die lange Rückeroberung der Halbinsel durch die Alliierten und, nördlich der

²⁸⁴ Magdas Tonfall erinnert hier an den Tonfall, den ein Autor aus der *Parti d'action* wie Nuto Revelli, *Le monde des vaincus*. Paris. Maspero. 1980 (Turin, 1977), über die in den Krieg hineingezogenen Bauern Norditaliens anspricht.

Gotischen Linie, durch den Bürgerkrieg zwischen Partisanen, Nazi-Truppen und den Milizen der Republik von Salò verursacht wurden? Die Tatsache, dass sie mit dem Zug reist, lässt sie das Ausmaß der Zerstörung ermessen, die durch die alliierten Bombenangriffe verursacht wurde.²⁸⁵ Neben diesen verwüsteten Landschaften, und insbesondere den Vororten des Florenz ihrer Kindheit, beschreibt sie eine an Chaos grenzende Situation, in der das Land auf Sicht zwischen Knappheit an Schienenfahrzeugen, Brennkohle und Brennholz navigiert. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, Rationierung und Schwarzmarkt waren trotz der amerikanischen Hilfe noch weit verbreitet. In den großen Städten, die unter Mangel- und Unterernährung litten, war die Bevölkerung darauf beschränkt, täglich um ihr Überleben zu kämpfen. Auf ihren einfühlsamen und bewegenden Seiten über Neapel, wo die Menschen noch immer in einer Atmosphäre der Verwahrlosung leben, die mit dem übereinstimmt, was Malaparte in seinem Roman „Die Haut“ beschrieben hat, berichtet Magda insbesondere über die Prostitution, zu der viele Frauen und auch Kinder gezwungen sind, um sich ein Einkommen zu verschaffen. Damit knüpft sie an die Sorgen ihrer Jugend an, als sie den bürgerlichen Komfort, in dem ihr Vater und ihre Stiefmutter lebten, verschmähte, um in den ärmlichsten Vierteln von Florenz verlorenen Mädchen und Benachteiligten zu helfen.²⁸⁶

Magdas Kontakte bestanden zu einem großen Teil aus Führungskräften der Waldenserkirche, was nicht verwunderlich ist, da sie dieser in ihrer Jugend sehr nahe gestanden hatte. Wir erinnern uns, dass sie sich im Alter von 19 Jahren in Torre Pellice, der Hochburg dieser Konfession, in den hohen piemontesischen Tälern nahe der Grenze zu Frankreich aufgehalten hatte, die manchmal auch als das „italienische Genf“ bezeichnet werden. Die Waldenser hatten nach der Anerkennung durch König Karl Felix Anfang des 19. Jahrhunderts begonnen, sich außerhalb dieser Region auszubreiten. Sie hatten auch in der Toskana, die über ihre kleinen englischsprachigen Kolonien (u. a. in Pisa, Florenz, Livorno und Bagni di Lucca) seit langem ein Einflussgebiet des angelsächsischen Protestantismus

²⁸⁵ Siehe Claudia Baldoli und Marco Fincardi, *Italian society under Anglo-American bombs: propaganda, experience and legend 1940-1945*. In: *The Historical Journal*, 52, 2009, Nr. 4, S. 1017-1038.

²⁸⁶ Siehe Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors normes*, aaO.

war, eine Anlaufstelle gefunden und 1860 ihre theologische Fakultät dorthin verlegt. Diese war jedoch 1922 schließlich nach Rom in ein Gebäude in der Via Pietro Cossa umgezogen. Bei ihrem Besuch in Neapel berichtet sie auch über pazifistische Kreise, die der Versöhnung sehr nahe standen, wie die Ritter des Friedens, die sich unter dem Faschismus zumindest bis 1935 halten konnten, indem sie sich an den Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen anlehnten.²⁸⁷ Magda versucht aber auch, außerhalb der christlichen Kirchen zuverlässige Gesprächspartner zu finden, die aufgrund ihrer Kontakte und ihrer gesellschaftlichen Stellung hilfreich sind, insbesondere in den feministischen Bewegungen, die sich an der Sache des Friedens orientieren. Tatsächlich ist das Thema im Italien der ersten Wochen des Jahres 1947 sehr heikel, da man kurz vor der Unterzeichnung eines Vertrags steht, der dem Land harte Bedingungen auferlegt. Obwohl Magda das Thema nur in Andeutungen erwähnt, muss man bedenken, dass die politische und moralische Atmosphäre damals sehr düster war. Die Stimmung war merklich gegen Frankreich gerichtet, das die Angliederung von zwei Grenzgemeinden, Tende und La Brigue, durchgesetzt hatte, die bei der Bildung des Departements Alpes-Maritimes im Jahr 1860 italienisch geblieben waren. Es gab starke Spannungen mit dem kommunistischen Jugoslawien, das ganz Istrien behielt, ein altes „terra irredenta“, das Italien 1919 von Österreich-Ungarn erworben hatte, und Zehntausende italienischstämmige und -sprachige Einwohner rücksichtslos ins Exil trieb. Italien verlor auch alle seine Kolonien und wurde zu einer drittklassigen Militärmacht. Doch das Bild, das der italienischen Pazifismus damals bot, war ein sehr zersplittertes, für den Beobachter verwirrendes, da es auf mehr als zwei Jahrzehnte des Konformismus folgte. Wie Magda Trocmé selbst beobachtet:

²⁸⁷ Der Ursprung dieser Organisation liegt in der Tat in der World Alliance for International Friendship through the churches (oder Church Peace Union), die 1914 in den USA als Reaktion auf den Ersten Weltkrieg entstanden war. Die Pfarrrer, die sie Anfang der 1920er Jahre wiederbelebten, waren Persönlichkeiten wie Friedrich Siegmund-Schultze, der bereits die Fellowship of Reconciliation ins Leben gerufen hatte, oder Jules Jézéquel, der auch für sein Engagement für die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen bekannt war.

„Vor elf Jahren, als ich zum ersten Mal nach Italien reiste, konnte man in Italien keine Spur von anderen Bestrebungen als dem Faschismus erkennen. Es gab keine Bewegung. Und jetzt, was für eine Blüte von Bewegungen, Initiativen, neuen Bestrebungen, was für Ligen und Vereinigungen! Wie sollte man in all dem klar sehen? Wie kann man eine Linie ziehen zwischen reinem Idealismus und dem Spiel der Politik, dem Strebertum und dem persönlichen Stolz?“²⁸⁸

Magdas Erzählung erinnert besonders an Silvia Maiorca, die im Mai 1946 in Turin eine ‚Fronte internazionale femminile contro la guerra‘ ins Leben gerufen hatte. Zusammen mit anderen italienischen Pazifisten der damaligen Zeit versuchte sie die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass das besiegte Italien nichts davon hatte, sich dem westlichen Lager anzuschließen, und dass es davon profitieren würde, in der Konfrontation zwischen den beiden Blöcken neutral zu bleiben. Es hatten sich andere pazifistische Frauenligen mit traditionalistischeren Optionen gebildet, wie ‚Linda Riggio Cinellis Associazione nazionale delle donne d’Italia per la pace‘, die dem moralischen Wiederaufbau Italiens und der Frauenbildung Vorrang einräumten. Magda erwähnt auch ihre kurze Begegnung mit Maria Bajocco Remiddi und ihren ‚Madri Unite‘ in Rom, deren Einfluss sie nicht zu überschätzen scheint, wenn man bedenkt, wie sie über ihre wöchentlichen Treffen spricht: „Im Moment“, schreibt sie, „fasst die eine oder andere dieser Damen Bücher über den Frieden zusammen und lässt andere daran teilhaben“²⁸⁹. Diese Vereinigungen spielten ohnehin nur eine geringe Rolle neben den beiden Massenorganisationen, die mehrere Millionen Mitglieder für sich beanspruchten wie die ‚Unione Donne Italiane‘, die zu Recht oder Unrecht als der kommunistischen Partei Italiens nahestehend betrachtet wurde, und dem ‚Centro Italiano Femminile‘, das mit der katholischen Kirche und der Christdemokratie verbunden war.²⁹⁰ Die kleinen Struktu-

²⁸⁸ Siehe oben S. 181 f.

²⁸⁹ Siehe das Kapitel „Erste Reise nach Italien“ S. 164 ff in diesem Buch.

²⁹⁰ Siehe die kürzlich veröffentlichten Bücher zu diesem Thema: Anna Scarantino, *Donne per la pace*. Maria Bajocco Remiddi e l’Associazione internazionale Madri Unite per la pace nell’Italia della Guerra Fredda. Mailand. Franco Angeli. 2006, insbesondere S. 23-84; oder Wendy A. Pojmann, *Italian Women and International*

ren, die Frauen für die Sache des Friedens mobilisierten, hatten im Vergleich dazu keine wirklich breite Basis: Sie rekrutierten sich vor allem aus Kreisen der gebildeten Bourgeoisie und meist aus Personen ohne allzu starke politische Ausrichtung. Aus der Sicht der von Silvia Maiorca geleiteten Vereinigung war der Anti-Atlantismus neben der Friedenserziehung von Frauen und Jugendlichen das einzige Mittel, um die pazifistische Sache in der italienischen Nachkriegsöffentlichkeit zu fördern. In dieser Hinsicht war sie, ohne sich ihnen in irgendeiner Weise anzuschließen, nicht weit von der Problematik entfernt, die von der UDI und Palmiro Togliattis PCI vertreten wurde.²⁹¹ Die Sozialistische Partei Italiens war in dieser Frage bereits im Januar 1947 auseinandergebrochen: Die gemäßigteren Mitglieder, die an der amerikanischen Allianz festhielten, wie Giuseppe Saragat, trennten sich von denjenigen, die – in der Folge von Pietro Nenni – ein Wahlbündnis mit den Kommunisten für vorrangig hielten.²⁹² Einige Monate nach Magdas Besuch würden die PCI-Minister schließlich aus der Regierung entfernt werden, genau wie in Frankreich. Der Kalte Krieg begann. Besonders dramatisiert durch die Propaganda der Christdemokratie, die vom amerikanischen „Beschützer“ ermutigt und finanziert wurde, sollten die allgemeinen Wahlen von 1948 den Atlantikern zum Sieg verhelfen und den Beitritt Italiens zur NATO einige Zeit später vorbereiten. In dem noch immer von Krieg und Niederlage traumatisierten Italien muss man auch anmerken, dass die etwas unübersichtliche Vielzahl an großzügigen Initiativen auch viele Menschen gleichgültig oder skeptisch ließ. Die manchmal recht trockenen Reaktionen einiger Pfarrer zeugen davon, ebenso wie Benedetto Croce ernüchternde, aber ansonsten sehr klassische Überlegung zur Rolle des Krieges in der menschlichen Geschichte. Es blieb noch viel zu tun, wie Magda

Cold War Politics 1944-1968. New York. Fordham University Press. 2013 (die vor allem auf Massenorganisationen wie die UDI und das CFI eingeht).

²⁹¹ Diese Nähe zwischen der kommunistischen Bewegung und den internationalen Friedensbewegungen wurde etwas später besonders deutlich, als der Stockholmer Appell weltweit mehrere Millionen Unterschriften sammelte.

²⁹² Magda Trocmé berichtet in ihrem Artikel über den Ehemann von Silvia Maiorca, der Rechtsprofessor war. Carlo Maiorca, eine alte Figur des italienischen Antimilitarismus, war zunächst Saragats Formation, der Sozialistischen Partei der italienischen Arbeiter, beigetreten, hatte dann aber schließlich sein Parteibuch zurückgegeben.

am Ende ihres Artikels feststellte, um die Bereitschaft, sich für den Frieden einzusetzen, zu sammeln und vor allem, um aus dieser Sammlung etwas Konkretes zu machen. Der Blick, den Magda 1947 auf ihr Heimatland wirft, lässt dennoch die sprudelnden Ideen und Hoffnungen einer Epoche wieder aufleben.

Anhang

Bibliographie zu André und Magda Trocmé und zur Geschichte des Plateau Vivarais-Lignon

Die Veröffentlichungen sind chronologisch geordnet, um
die historiographische Entwicklung sichtbar zu machen.

- Philip HALLIE, *Lest Innocent Blood Be Shed. The Story of the Village of Le Chambon and how Goodness happened there*, New York, Harper and Row Publishers, 1979.
- Philip HALLIE, *Le sang des innocents. Le Chambon-sur-Lignon : village sauveur* (1979), traduit de l'américain par Magali Berger, Paris, Éditions Stock (coll. Eugène Clarence Braun-Munk), 1980.
- Philip HALLIE, ... Dass nicht unschuldig Blut vergossen werde. Die Geschichte des Dorfes Le Chambon und wie dort Gutes geschah. Neukirchen-Vluyn 1983.
- Jean-Pierre RICHARDOT, *Le peuple protestant français aujourd'hui*, Paris, Robert Laffont, 1980¹, 1992² (S. 153-173).
- Philippe BOEGNER, *Ici, on a aimé les juifs. Récit*, Paris, Éditions J.-C. Lattès, 1982.
- Olivier HATZFELD, *Le Collège Cévenol a cinquante ans. Petite histoire d'une grande aventure*, Le Chambon-sur-Lignon, Collège Cévenol, 1989 (besonders S. 11-42).
- Pierre BOLLE (dir.), *Le Plateau Vivarais-Lignon. Accueil et résistance 1939-1944. Actes du Colloque du Chambon-sur-Lignon du 12 au 14 octobre 1990*, Le Chambon-sur-Lignon, Société d'Histoire de la Montagne, 1992 (besonders S. 378-400).
- Roger DEBIÈVE, *Mémoires meurtries, mémoire trahie. Le Chambon-sur-Lignon*, Paris, L'Harmattan, 1995 (ouvrage très polémique qui soulève une vive controverse sur le rôle joué par André Trocmé sous l'Occupation (besonders S. 203-243).
- Carol MATAS, *Une lumière dans la nuit. Les enfants du Chambon*, Paris, Hachette Jeunesse (coll. Mon bel oranger), 1999.

- Album-souvenirs. Parcours de M. Jacques Chirac, Président de la République, le 8 juillet 2004 au Chambon-sur-Lignon (43), Le Chambon-sur-Lignon, Espace des Droits de l'Homme, 2004.
- Christian MAILLEBOUIS, *La Montagne protestante. Pratiques chrétiennes sociales dans la région du Mazet-Saint-Voy, 1920-1940*, Lyon, Éditions Olivétan, 2005.
- Gérard BOLLON, *Les villages sur la montagne. Entre Ardèche et Haute-Loire, le Plateau, terre d'accueil et de refuge*, Le Cheylard (Ardèche), Éditions Dolmazon, 2005.
- Les Justes de France, Paris, *Mémorial de la Shoah / Fondation pour la Mémoire de la Shoah*, 2007 (notamment pp. 142-157).
- Pierre BOISMORAND (éd.), *Magda et André Trocmé. Figures de résistances. Textes choisis et présentés par Pierre Boismorand*, Paris, Les Éditions du Cerf (coll. L'histoire à vif), 2007.
- Patrick Gerard HENRY, *We Only Know Men. The Rescue of Jews in France during the Holocaust*, Washington D.C., The Catholic University of America Press, 2007.
- François BOULET, *Histoire de la Montagne-refuge aux limites de la Haute-Loire et de l'Ardèche*, Polignac, Les Éditions du Roure, 2008.
- Jacques SÉMELIN, Claire ANDRIEU et Sarah GENSBURGER (Hrsg.), *La résistance aux génocides. De la pluralité des actes de sauvetage*, Paris, Presses de la Fondation nationale des Sciences politiques, 2008 (besonders S. 445-456).
- Annik FLAUD et Gérard BOLLON, *Paroles de Réfugiés, paroles de Justes*, Le Cheylard, Éditions Dolmazon, 2009.
- Patrick Gerard HENRY, *La Montagne des Justes. Le Chambon-sur-Lignon, 1940-1944* (2007), traduit de l'américain par Hélène Trocmé-Fabre, Toulouse, Éditions Privat (coll. Histoire), 2010.
- Hanna SCHOTT, *Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé*, Schwarzenfeld, Neufeld Verlag, 2011.
- Richard P. UNSWORTH, *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust and the Lives of André & Magda Trocmé*, Syracuse – New York, Syracuse University Press, 2012.
- Patrick CABANEL, *Histoire des Justes en France*, Paris, Armand Colin, 2012 (besonders S. 172-187).
- Patrick CABANEL, *Résister. Voix protestantes*, Nîmes, Alcide, 2012.
- Jacques SÉMELIN, *Persécutions et entraides dans la France occupée. Comment 75 % des Juifs en France ont échappé à la mort*, Paris, Seuil / Les Arènes, 2013 (besonders S. 717-737).
- Patrick CABANEL, Philippe JOUTARD, Jacques SÉMELIN et Annette WIEVIORKA (dir.), *La Montagne-refuge. Accueil et sauvetage des juifs autour du Chambon-sur-Lignon*, Paris, Albin Michel, 2013.

- Patrick CABANEL, *De la paix aux résistances. Les protestants français de 1930 à 1945*, Paris, Fayard, 2015 (notamment pp. 296-309).
- Nicolas BOURGUINAT, « Une enquête dans l'Inde indépendante. Magda Trocmé, une pacifiste parmi les disciples de Gandhi en 1849-1850 », in *Sources(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe*, 2016 – n°8-9, p. 157-183.
- Christophe CHALAMET, *Revivalism and Social Christianity: The Prophetic Faith of Henri Nick and André Trocmé*, Eugene (OR), Pickwick Publications, 2013.
- Gérard BOLLON, *Histoire du Collège Cévenol au Chambon-sur-Lignon. Tome I – 1938-1970*, Le Cheylard (Ardèche), Éditions Dolmazon, 2017.
- Anne DOUILLET, *Sauvés ! Le Chambon-sur-Lignon et sa région. Terre d'accueil pour les enfants pendant la Seconde Guerre mondiale*, Le Cheylard (Ardèche), Éditions Dolmazon, 2017.
- Aziza GRIL-MARIOTTE (dir.), *Lieu de mémoire au Chambon-sur-Lignon. Le Plateau, terre d'accueil et de refuge*, Le Cheylard (Ardèche), Éditions Dolmazon, 2017.
- Patrick CABANEL, *Nous devons le faire, nous l'avons fait, c'est tout. Cévennes, l'histoire d'une terre de refuge 1940-1944*, Nîmes, Alcide éditions, 2018 (pp. 555-561).
- Emmanuel DEUN, *Le village des Justes. Le Chambon-sur-Lignon de 1939 à nos jours*, Paris, Éditions Imago, 2018.
- Patrick CABANEL, *La maison sur la montagne. Le coteau fleuri 1942-1945*, Paris, Albin Michel, 2019.

Texte, die in den ‚Cahiers de la réconciliation‘ veröffentlicht worden sind

Texte von Édouard Theis

Satyagraha, Juli-August 1949, S. 10-15.

Satyagraha à Paris, September-Oktober 1949, S. 2-6.

La déclaration de Rolle sur la paix, Dezember 1951, S. 7-9.

Texte von André Trocmé

La croix de Jésus-Christ et l'objection de conscience, Februar 1931, S. 4-5.

Pour une révision chrétienne du procès de la responsabilité de la guerre, Juli-August 1932, S. 6-13.

Dieu, l'accusé, Mai 1934, S. 5-9.

De quelques erreurs, Juni 1935, S. 6-11.

Pour une réconciliation nationale, Dezember 1936, S. 8-15.

Le chrétien et les haines politiques (1^e partie), Dezember 1937, S. 8-11.

Le chrétien et les haines politiques (2^e partie), März-April 1938, S. 12-28.

Le témoignage à l'unité de Dieu, Juli-August 1939, S. 4-13.

La résistance du chrétien, fondement d'une reconstruction, November 1946, S. 3-10.

Voyage en Allemagne, September-Oktober 1947, S. 4-13.

Y a-t-il un miracle finlandais?, Mai-Juni 1948, S. 3-11.

Consultations 1947 et 1948 sur la paix, Oktober 1948, S. 3-11.

La doctrine biblique et le fédéralisme, Januar 1950, S. 32-36.

Le contraire du mal, März-April 1951, S. 2-4.

De l'Évangile à la politique, de la politique à l'Évangile, Mai 1951, S. 8-10.

Pour méditer, September-Oktober 1951, S. 2.

Europe-Amérique: un examen de conscience, Januar 1952, S. 4-9.

Un printemps allemand, Juni 1952, S. 3-6.

La conférence pour la solution pacifique du problème allemand, November 1952, S. 9-20.

Le drame nord-africain et la responsabilité des chrétiens, Mai 1953, S. 8-16.

Réunion théologique de Versailles, Juni 1953, S. 9-10.

La Réconciliation aux USA, Januar 1954, S. 5-9.

Note sur la situation en Algérie, Mai 1955, S. 2-12.

Violence légale et violence illégale (réflexions sur la violence en Algérie), Februar 1956, S. 3-6.

La charité du Christ dans les bidonvilles, Juni-Juli 1956, S. 6-8.

Convocation au Congrès, Dezember 1956, S. 2-3.
 La fragile passerelle, Januar 1957, S. 4-6.
 La non-violence chrétienne, Februar 1957, S. 3-8.
 Un projet de service civil international dans les pays sous-développés, Oktober 1957, S. 3-5.
 Qui sommes-nous ?, Februar 1958, S. 2-4.
 Eirene cherche un médecin, August-September 1958, S. 10-11.
 L'Afrique du Nord, la France et les chrétiens, Oktober 1958, S. 7-14.
 Conditions de réussite d'une action non-violente, November 1958, S. 10-14.
 Vers un congrès mondial chrétien pour la paix, Juli 1959, S. 24-27.
 La réconciliation depuis la guerre (1946-1960), November 1960, S. 12-20 (wieder aufgelegt 1983, S. 10-18).
 Le crime de Reggane, Juli 1961, S. 35-36.
 Comment aider ces pays?, August-September 1962, S. 18-22.
 Visage de Dieu sur la terre, August-September 1971, S. 5-8.

Texte von Magda Trocmé

Voyage en Italie, März-April 1947, S. 9-24.
 Notes de voyage dans l'Inde & au Pakistan, Februar 1950, S. 8-15.
 Notes d'un voyage en Amérique, September-Oktober 1954, S. 7-12.
 Refus d'obéissance, November-Dezember 1957, S. 15-17.
 Naissance d'Eirene, Februar 1958, S. 7.
 Élisabeth Monastier, Juni-Juli 1963, S. 7-8.

*Gemeinsam von André und Magda Trocmé
 unterzeichnete Texte*

Communiqué de Versailles, September-Oktober 1955, S. 12-13.
 Les chrétiens, l'Évangile et la guerre, Januar 1957, S. 16.
 En Italie, Juli-September 1957, S. 28-29.
 Notre congrès, Januar 1958, S. 3-4.
 Lettre ouverte, Januar 1960, S. 32-34.

Nachrufe auf André und Magda Trocmé

Henri Roser: André Trocmé, homme de Dieu, August-September 1971, S. 3-5.
 Henriette Toume: Les armes de l'Esprit, Oktober-Dezember 1996, S. 28-31.

Allgemeine Bibliographie

- Christian BACCUET, *De l'Évangile à la non-violence. Les « Cahiers de la Réconciliation », 1946-1963, Mémoire de maîtrise, Montpellier, Faculté de théologie protestante, 1991.*
- Claudia BALDOLI et Marco FINCARDI, « Italian society under Anglo-American bombs: propaganda, experience and legend, 1940-1945 ». In: *The Historical Journal*, 52, 2009, Nr. 4, S. 1017-1038.
- Jean BAUBÉROT, *Le retour des huguenots. La vitalité protestante XIX^e – XX^e siècle*, Paris / Genève, Les Éditions du Cerf / Labor et Fides, 1985.
- Jean BAUBÉROT, *Un christianisme profane ? Royaume de Dieu, socialisme et modernité culturelle dans le périodique « chrétien-social » L'Avant-Garde (1899-1911)*, Paris, Presses Universitaires de France, 1987.
- Jean BAUBÉROT, « Le christianisme social français de 1882 à 1940. Évolution et problèmes ». In: *Revue d'Histoire et de Philosophie Religieuses*, volume 67, Nr.1, janvier-mars 1987, S. 37-63.
- Jean BAUBÉROT, « Le christianisme social français de 1882 à 1940. Évolution et problèmes (suite et fin) ». In: *Revue d'Histoire et de Philosophie Religieuses*, volume 67, n^o2, avril-juin 1987, p. 155-179.
- Simone DE BEAUVOIR, *L'Amérique au jour le jour (1948)*, Paris, Gallimard (coll. Folio), 1997².
- Michel BEYNET, *L'image de l'Amérique dans la culture italienne de l'entre-deux-guerres*, 3 vol., Aix-en-Provence, Publications de l'Université de Provence, 1990.
- Bernard BLANDRE, *Les Témoins de Jéhovah*, Paris, Éditions Brépols (coll. Fils d'Abraham), 1996.
- Klauspeter BLASER, *Le Christianisme social. Une approche théologique et historique*, Paris, Van Dieren éditeur (coll. Débats), 2003.
- Marc BOEGNER, *La vie et la pensée de T. Fallot. Tome I: La préparation (1844-1872)*, Paris, Berger-Levrault / Librairie Fischbacher, 1914.
- Marc BOEGNER, *La vie et la pensée de T. Fallot. Tome II: L'achèvement (1872-1904)*, Paris, Berger-Levrault / Librairie Fischbacher, 1926.
- Marc BOEGNER, T. Fallot. *L'Homme et l'œuvre*, Paris, Éditions « Je sers », 1940.
- François BOULET, *L'état d'esprit en Haute-Loire 1940-1944. Des refuges aux maquis*, Cahiers de la Haute-Loire, Société d'histoire de la Montagne, 2003.
- Peter BROCK, *Twentieth-Century Pacifism*, New York, Van Nostrand, 1970.
- Majagira BULANGALIRE, *Le Mouvement International de la Réconciliation et le problème du pacifisme dans le protestantisme français de l'entre-deux-guerres*, Thèse de doctorat, Paris, EPHE, V^e section, 1989.

- Antoinette BUTTE, *Semences. Méditations, lettres, témoignages*, Strasbourg, Oberlin 1989.
- Patrick CABANEL, « Les courants pacifistes dans le protestantisme français, 1860-1944 ». In : Jean-Paul CAHN, Françoise KNOPPER et Anne-Marie SAINT-GILLE, *De la guerre juste à la paix juste. Aspects confessionnels de la construction de la paix dans l'espace franco-allemand (XV^e - XX^e siècle)*, Villeneuve d'Ascq, Presses Universitaires du Septentrion, 2008, p. 161-176.
- Patrick CABANEL, Philippe JOUTARD, Jacques SÉMELIN et Annette WIE-VIORKA (dir.), *La Montagne refuge. Accueil et sauvetage des juifs autour du Chambon-sur-Lignon*, Paris, Albin Michel, 2013.
- Patrick CABANEL, *De la paix aux résistances. Les protestants en France, 1930-1945*, Paris, Fayard, 2015.
- Patrick CABANEL, *Nous devons le faire, nous l'avons fait. C'est tout. Cévennes, l'histoire d'une terre de refuge 1940-1944*, Nîmes, Alcide, 2018.
- Martin CAEDEL, *Thinking about Peace and War*, Oxford, Oxford Paperbacks (coll. Opus Books), 1987.
- Pierre CERESOLE, *Vivre sa vérité*, Neuchâtel, Éditions de la Baconnière, 1950.
- Bernard CHARLES, *Les Unions Chrétiennes de Jeunes Gens, UCJG-YMCA, 1855-2005. Un mouvement de jeunesse d'inspiration protestante, de pratique laïque et de visée œcuménique*, Lyon, Éditions Olivétan, 2009.
- Raoul CRESPIEN, *Des protestants engagés. Le Christianisme social, 1945-1970*, Paris, Les Bergers et les Mages, 1993.
- Raymond DELCOURT, *L'Armée du Salut*, Paris, Presses universitaires de France (coll. Que sais-je ?), 1989.
- Edouard DOMMEN, *Les Quakers*, Paris, Les Éditions du Cerf (coll. Bref), 1990.
- Marc DONADILLE, *Pasteuren Cévennes : chronique de l'entre-deux-guerres (1989)*, Sète, Nouvelles Presses du Languedoc, 2013².
- Jean-François FABBA, *La Mission populaire évangélique et le Christianisme social*. In: *Autres Temps, Cahiers d'éthique sociale et politique*, n°45, mars 1995, S. 109-114.
- Rémi FABRE, *Les pacifismes protestants français de l'entre-deux-guerres*. In: Maurice VAÏSSE (dir.), *Le pacifisme en Europe des années 1920 aux années 1950*, Bruxelles, Bruylant, 1993, S. 237-256.
- Rémi FABRE, *Un exemple de pacifisme juridique. Théodore Ruysen et le mouvement „La paix par le droit”*. In: *Vingtième siècle. Revue d'histoire*, Nr. 39, 1993. S. 38-54.
- Tommy FALLOT, *La religion de la solidarité. Conférences et prédications*, Paris, Fischbacher, 1908.
- Nicolas FAUCIER, *Pacifisme et antimilitarisme dans l'entre-deux-guerres (1919-1939)*, Paris, Spartacus, 1983.

- Dominique FERNANDEZ, *Il mito dell'America negli intellettuali italiani dal 1930 al 1950*, Caltanissetta, S. Sciascia, 1969.
- Olivier FINET, *Par respect pour la vérité*. Albert Finet et le journal *Réforme*, Paris, Éditions Ampélos, 2016, S. 14-15.
- Ruth FIVAZ-SILBERMANN, *La fuite en Suisse : migrations, stratégies, fuite, accueil, refoulement et destin des réfugiés juifs venus de France durant la Seconde Guerre mondiale*, Thèse, Université de Genève, 2017.
- Laurent GAGNEBIN, *Christianisme spirituel et christianisme social. La prédication de Wilfred Monod (1894-1940)*, Genève, Labor et Fides, 1987.
- Laurent GAGNEBIN, *Wilfred Monod. Pour un Évangile intégral*, Lyon, Éditions Olivétan, 2018.
- Nathalie et Ladislav GARA, *Un été 42 en zone libre*, Le Cheylard, Éditions Dolmazon, 2016².
- Caterina GENNA, Aldo Capitini. *Una filosofia per la vita*, Milan, Franco Angeli, 2014.
- Élie GOUNELLE et Henri NICK, *Réveil et Christianisme social. Correspondance 1886-1897*, éd. Christophe CHALAMET et Grégoire HUMBERT, Genève, Labor et Fides, 2013.
- Peter GROSE, *A good place to Hide. How One Community Saved Thousands of Lives from the Nazis in WWII*, Londres, Nicholas Brealey Publishing, 2014.
- Jean-Michel GUIEU, *Le rameau et le glaive. Les militants français pour la Société des Nations*, Paris, Les Presses de Sciences Po, 2008.
- Norman INGRAM, *Pacifisme ancien style, ou le pacifisme de l'Association de la paix par le droit*. In: *Matériaux pour l'histoire de notre temps* Nr. 30, 1993, S. 2-5.
- Norman INGRAM, *The Politics of Dissent. Pacifism in France 1919-1939* (1991), Oxford, Clarendon Press / Oxford University Press, 2011².
- Massimo INTROVIGNE, *Les Témoins de Jéhovah*, Traduit de l'italien par Philippe Baillet, Paris, Les Éditions du Cerf (coll. Bref), 1990.
- Violaine KICHENIN-MARTIN, *Jacques Martin, objecteur de conscience, Juste et résistant*, Paris, Éditions Ampélos, 2015.
- Pierre KNEUBUHLER, Henri Roser. *L'enjeu d'une terre nouvelle*, Paris, Les Bergers et les Mages, 1992.
- Joseph K. KOSEK, Richard Gregg, *Mohandas Gandhi and the strategy of non-violence*. In: *Journal of American History*, 91, 2005, n° 4, S. 1318-1348.
- LANZA DEL VASTO, *Vinôbâ ou le Nouveau pèlerinage* (1954), Paris, Galimard-Folio, 1982².
- Sylvie LAURENT, *Martin Luther King. Une biographie intellectuelle et politique* (2015), Paris, Le Seuil, 2016².
- Jeanne-Henriette LOUIS, *La Société religieuse des Amis (Quakers)*, Paris, Éditions. Brepols (coll. Fils d'Abraham), 2005.

- Jacques MARTIN, Élie Gounelle. Apôtre et inspirateur du christianisme social, Paris, L'Harmattan (coll. Religion et sciences humaines), 1999.
- André MICALEFF (dir.), La Mission populaire évangélique de France de 1871 à 1939, Numéro hors-série de Présence, été 1985.
- Hélène MONASTIER et Pierre CERESOLE, Textes de Hélène Monastier et de Pierre Ceresole, Lausanne, Chez Alonso Diez, 1954.
- Hélène MONASTIER, Edmond PRIVAT, Lise CERESOLE, Samuel GAGNEBIN, Pierre Ceresole d'après sa correspondance, Neuchâtel, Éditions de la Baconnière, 1960.
- Wilfred MONOD, Après la journée. Souvenirs et visions 1867-1937, Paris, Grasset, 1938.
- Jean-Paul MORLEY, La Mission populaire évangélique: les surprises d'un engagement 1871-1984, Paris, Les Bergers et les Mages, 1993.
- Jean-Marie MULLER, Vous avez dit « pacifisme » ? De la menace nucléaire à la défense civile non-violente, Paris, Les Éditions du Cerf, 1984.
- Michela NACCI, L'antiamericanismo in Italia negli anni trenta, Turin, Bollati Bolinghieri, 1989.
- Marc PÉNIN, Charles Gide 1847-1932. L'esprit critique, Paris, L'Harmattan (coll. Les œuvres de Charles Gide – Biographie), 1997.
- Loïc PHILIP, André Philip. Témoignage de Léo Hamon, Paris, Beauchesne (coll. Politiques & chrétiens), 1988.
- Wendy A. POJMANN, Italian Women and International Cold War Politics, 1944-1968, New York, Fordham University Press, 2013.
- POMEYROL, « La Communauté de Pomeyrol ». In : Foi & Vie, 76 Jg. Nr. 6/1977, décembre 1977.
- POMEYROL, Le chant des bien-aimés, Strasbourg, Oberlin, 1984.
- Pierre POUJOL, Bio-bibliographie du Christianisme Social: I – Tommy Falot . In: Christianisme social, 72^e année, n°3-4, mars-avril 1964, S. 222-230.
- Pierre POUJOL, Bio-bibliographie du Christianisme Social: II – Charles Gide. In: Christianisme social, 72^e année, n°7-8, juillet-août 1964, S. 393-404.
- Pierre POUJOL, Bio-bibliographie du Christianisme Social: III – Élie Gounelle. In: Christianisme social, 72^e année, n°11-12, novembre-décembre 1964, S. 643-657.
- Léonard RAGAZ, Nouveaux cieux, terre nouvelle (1927-1936), trad. de l'allemand par Henri Roser, Aubervilliers, Éditions de La Réconciliation, 1936.
- Léonard RAGAZ, Le message révolutionnaire. Entretiens sur le Royaume de Dieu et notre monde (1942), adaptation française de Louis Huguenin et Eugène Porret, Neuchâtel / Paris, Éditions Delachaux & Niestlé (coll. L'actualité protestante), 1945.
- Walter RAUSCHENBUSCH, Le christianisme et la crise sociale (1907), trad. de l'anglais (États-Unis) par J. Vallette-Babut, Paris, Fischbacher, 1919.

- Walter RAUSCHENBUSCH, *Christianizing the Social Order*, New York, The Macmillan Company, 1912.
- Walter RAUSCHENBUSCH, *Les principes sociaux de Jésus* (1916), trad. de l'anglais (États Unis) par S. Godet, Genève, Comité Universel des Unions Chrétiennes de Jeunes Gens, 1947.
- Walter RAUSCHENBUSCH, *A Theology for the Social Gospel*, New York, The Macmillan Company, 1917.
- Eugène RÉVEILLAUD, *La vie et l'œuvre de Robert Whitaker MacAll*, Paris, Fischbacher, 1898.
- Nuto REVELLI, *Le monde des vaincus* (1977), Paris, Maspero, 1980.
- Bernard REYMOND, *Théologien ou prophète? Les francophones et Karl Barth avant 1945*, Lausanne, Édition L'Âge d'Homme (coll. Symbolon), 1985.
- Frédéric ROGNON, Charles Gide. *Éthique protestante et solidarité économique*, Lyon, Éditions Olivétan (coll. Figures protestantes), 2016.
- Frédéric ROGNON, *La voix des pacifistes*. In: Matthieu ARNOLD und Irene DINGEL (Hg.), *Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la « Grande Guerre », Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 109), 2017, S. 107-123.*
- Anna SCARANTINO, *Donne per la pace. Maria Bajocco Remiddi e l'Associazione internazionale Madri Unite per la pace nell'Italia della Guerra Fredda*, Milan, Franco Angeli, 2006.
- Ingeborg Maria SICK, Mathilda Wrede, *L'amie des prisonniers finlandais*, Neuchâtel, Attinger, 1925.
- David W. SOUTHERN, Gunnar Myrdal and *Black-White Relations, The Use and Abuse of an American Dilemma*, 1944-1969, Baton Rouge, Louisiana State University Press, 1987.
- François STUPP, *Réfugié au pays des Justes. Araules 1942-1944*, Saint-Julien Chapeuil, Éditions du Roure, 1997.
- André TROCMÉ, *Jésus-Christ et la Révolution non-violente*, Genève, Labor et Fides, 1961.
- André TROCMÉ, *Des anges et des ânes. Contes de Noël et d'autres temps*, Genève, Labor et Fides, 1965.
- André TROCMÉ, *L'Église de neige. Contes de Noël* (1943), Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2012.
- André TROCMÉ, *La nuit dans les champs. Contes de Noël et d'autres jours*, Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2013.
- André TROCMÉ, *The Politics of Repentance. The Robert Treat Payne Lecture for 1951*, New York, Fellowship Publications, 1953.
- André TROCMÉ, *Mémoires*, édition, introduction et notes de Patrick Cabanel, Genf, Labor et Fides, 2020.

- Magda TROCMÉ, Parmi les disciples de Gandhi: journal d'une pacifiste aux Indes (octobre 1949 - février 1950). In: Sources(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe, 2016 – n°8-9, p. 185-267.
- Magda TROCMÉ, Souvenirs d'une jeunesse hors normes. Édition commentée par Nicolas Bourguinat et Frédéric Rognon, Strasbourg, Presses Universitaires de Strasbourg (coll. Écrits de femmes), 2017.
- Tullio VINAY et Georges RICHARD-MOLARD, Rieti ou la force de l'Agapè, Paris, Buchet-Chastel, 1976.
- Jean-Marie WISCART, Les protestants en France septentrionale occupée pendant la Grande Guerre. In: Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français, n°160 (janvier – février – mars 2014) (Les protestants français et la première guerre mondiale), p. 245-277.
- Lawrence S. WITTNER, Rebels against War. The American Peace Movement, 1941-1960, New York, Columbia University Press, 1969.

edition pace

Begründet von Peter Bürger & Thomas Nauerth

John Dear:

EIN MENSCH DES FRIEDENS UND DER GEWALTFREIHEIT WERDEN.

Ausgewählte Aufsätze und Reden.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7460-8898-3

(Paperback; 168 Seiten; 6,99 Euro)

Heinrich Missalla:

„GOTT MIT UNS“.

Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7528-1568-9

(Paperback; 132 Seiten; 5,60 Euro)

Christian Weisner / Friedhelm Meyer / Peter Bürger (Hg.)

„GEDENKT DER HEILIGSPRECHUNG VON OSCAR ROMERO.

DURCH DIE ARMEN DIESER ERDE“

Dokumentation des Ökumenischen Aufrufes zum 1. Mai 2011.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7460-7979-0

(Paperback; 268 Seiten; 9,99 Euro)

Reinhard J. Voß:

DIE KATHOLISCHE KIRCHE IN DER DR KONGO

IM KONTEXT VON GESELLSCHAFT UND ÖKUMENE.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-4482-3

(Paperback; 372 Seiten; 12,99 Euro)

Matthias-W. Engelke:

ZELT DER FRIEDENSMACHER

Die christliche Gemeinde in Friedenstheologie und Friedensethik.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-3645-3

(Paperback; 464 Seiten; 15,90 Euro)

IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg.

Hg. von R. Schmid, Th. Nauerth, M.-W. Engelke, P. Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-0172-7

(Paperback; 440 Seiten; 14,99 Euro)

R. Schmid – Th. Nauerth – M. Engelke – P. Bürger (Hg.)

IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg



IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg.

Herausgegeben von Rainer Schmid, Thomas Nauerth,
Matthias-W. Engelke, Peter Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-0172-7

(Paperback; 440 Seiten; 14,99 Euro)

John Dear:

GEWALTFREI LEBEN

Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler,
herausgegeben von Thomas Nauerth.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-5179-1
(Paperback; 192 Seiten; 8,90 Euro)

DIE SEELEN RÜSTEN.

ZUR KRITIK DER STAATSKIRCHLICHEN MILITÄRSEELSORGE.

Hg. von R. Schmid, Th. Nauerth, M.-W. Engelke, P. Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-6804-1
(Paperback; 456 Seiten; 15,99 Euro)

Peter Bürger:

OSCAR ROMERO, DIE SYNODALE KIRCHE
UND ABGRÜNDE DES KLERIKALISMUS.

Zum 40. Todestag des Lebenszeugen aus El Salvador.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7504-9377-3
(Paperback; 112 Seiten; 8,90 Euro)

Ullrich Hahn:

VOM LASSEN DER GEWALT.

Thesen, Texte, Theorien zu Gewaltfreiem Handeln heute.

Hg. von Annette Nauerth & Thomas Nauerth.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7519-4442-7
(Paperback; 344 Seiten; 14,80 Euro)

Wilhelm Wille:

SIE SAGEN FRIEDE, FRIEDE ...

Zwanzig Jahre Forum Friedensethik

in der Evangelischen Landeskirche in Baden (FFE).

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7526-2956-9
(Paperback; 492 Seiten; 15,90 Euro)

Thomas Nauerth /

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie (Hg.):

WAS IST FRIEDENSTHEOLOGIE ? EIN LEBEBUCH.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7526-4444-9
(Paperback; 256 Seiten; 9,90 Euro)

George Pattery S.J.:
GANDHI ALS GLAUBENDER.
Eine indisch-christliche Sichtweise.
Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler.
Herausgegeben von Klaus Hagedorn & Thomas Nauerth.
Norderstedt: BoD 2021 – ISBN: 978-3-7557-0056-2
(Paperback; 240 Seiten; 9,90 Euro)

Ulrich Frey:
AUF DEM WEG DER GERECHTIGKEIT UND DES FRIEDENS.
Texte aus drei Jahrzehnten. Herausgegeben von Gottfried Orth.
Norderstedt: BoD 2022 – ISBN: 978-3-7543-8569-2
(Paperback; 452 Seiten; 14,90 Euro)

Thomas Nauerth / Annette M. Stroß (Hg.):
IN DEN SPIEGEL SCHAUEN.
Friedenswissenschaftliche Perspektiven für das 21. Jahrhundert.
Ein Lesebuch mit Texten von Egon Spiegel.
Norderstedt: BoD 2022 – ISBN: 978-3-7562-2081-6
(Paperback; 160 Seiten; 9,90 Euro)

Jochen Vollmer:
„FRIEDENSKIRCHE WERDEN – ANKOMMEN
IM POSTKONSTANTINISCHEN ZEITALTER“.
Friedenstheologische Beiträge zur Entgiftung von Kirche und Glauben.
In Zusammenarbeit mit dem OekIF, hg. von Matthias-W. Engelke.
Norderstedt: BoD 2023 – ISBN: 978-3-7583-0420-0
(Paperback; 180 Seiten; 10,99 Euro)

Gottfried Orth (Hg.):
... DASS GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN SICH KÜSSEN.
Helmut Gollwitzer (1908-1993).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-7214-8
(Paperback; 188 Seiten; 12,90 Euro)

Gottfried Orth:
ICH MÖCHTE ETWAS FÜR DEN FRIEDEN TUN ...
Ernst Lange oder: Das Paradies könnte heute sein.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-3070-1
(Paperback; 192 Seiten; 12,90 Euro)

Alfred Hermann Fried:
GESCHICHTE DER FRIEDENSBEWEGUNG.
Eine Darstellung zum Pazifismus bis 1912.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0334-7
(Paperback; 256 Seiten; 10,90 Euro)

Ludwig Quidde:
ÜBER MILITARISMUS UND PAZIFISMUS.
Vier friedensbewegte Texte aus den Jahren 1893-1926.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0320-0
(Paperback; 184 Seiten; 8,90 Euro)

Richard Barkeley:
DIE DEUTSCHE FRIEDENSBEWEGUNG 1870-1933.
Unveränderter Text der Darstellung von 1947 – Bibliographie.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 3).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0405-4
(Paperback; 156 Seiten; 8,90 Euro)

Eberhard Bürger:
FRIEDENSBEWEGUNGEN IN DER ÖKUMENE UM DIE ZEIT DES ERSTEN
WELTKRIEGS – EIN ÜBERBLICK. (= Regal: Geschichte der Friedens-
bewegung 4). Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0660-7
(Paperback; 148 Seiten; 8,60 Euro)

Dieter Riesenberger:
DIE KATHOLISCHE FRIEDENSBEWEGUNG IN DER WEIMARER REPUBLIK.
Neuedition der Auflage von 1976. – Mit einem Vorwort von Walter Dirks
und einem Nachruf für Dieter Riesenberger von Helmut Donat.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 5).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0649-2
(Paperback; 368 Seiten; 14,90 Euro)

David Low Dodge:
KRIEG IST MIT DER RELIGION JESU CHRISTI UNVEREINBAR.
Eine pazifistische Pionierschrift aus dem Jahr 1812, mit einer Einführung
von Edwin D. Mead – aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 6).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-3038-1
(Paperback; 168 Seiten; 8,90 Euro)

Erasmus von Rotterdam:
ALLE MÜSSEN DEN KRIEG VERLÄSTERN.
„Die Klage des Friedens“ 1517, übersetzt von Rudolf Liechtenhan –
mit einem Vorwort von Eugen Drewermann.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-8178-2
(Paperback; 128 Seiten; 7,90 Euro)

Ernst Toller: NIE WIEDER FRIEDE.
Eine bittere Komödie über Militarismus und
Antipazifismus aus dem Jahr 1936.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-8246-8
(Paperback; 140 Seiten; 7,80 Euro)

Johann von Bloch:
DIE WAHRSCHEINLICHEN POLITISCHEN UND WIRTSCHAFTLICHEN
FOLGEN EINES KRIEGES ZWISCHEN GROßMÄCHTEN.
Neuedition der Übersetzung von 1901 mit Begleittexten von
B. Friedberg, Manfred Sapper und Jürgen Scheffran (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-2313-0
(Paperback; 176 Seiten; 9,90 Euro)

Rudolf Goldscheid:
MENSCHENÖKONOMIE, WELTKRIEG UND WELTFRIEDEN.
Ausgewählte Schriften 1912 – 1926. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-7885-7
(Paperback; 268 Seiten; 11,90 Euro)

Moritz Adler:
WENN DU DEN FRIEDEN WILLST, BEREITE FRIEDEN VOR.
Texte wider den Krieg 1868 – 1899. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 3).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-9450-5
(Paperback; 272 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Loewenthal:
DER KRIEG IST ABZUSCHAFFEN.
Friedensbewegte Schriften für das Europa
der Völker und einen Weltstaatenbund, 1870 – 1912. (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 4).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-5069-6
(Paperback; 252 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Bernstein:
DER FRIEDE IST DAS KOSTBARSTE GUT.
Schriften zum Ersten Weltkrieg.
Mit einem Essay von Helmut Donat.
Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 5).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-1268-3
(Paperback; 352 Seiten; 14,99 Euro)

Adolf von Hamack:
MILITIA CHRISTI.
Die christliche Religion und der Soldatenstand
in den ersten drei Jahrhunderten.
Mit einem einleitenden Essay von Franz Segbers.
(= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-6020-3
(Paperback; 180 Seiten; 9,99 Euro)

Thomas Gerhards:
PAZIFISMUS UND KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG IN DER FRÜHEN KIRCHE.
Eine Quellensammlung. – Mit einer Einleitung von Konrad Lübbert.
Neuedition der sechsten, überarbeiteten Auflage von 1991.
(= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-2108-1
(Paperback; 108 Seiten; 6,99 Euro)

Egon Spiegel:
GEWALTVERZICHT.
Grundlagen einer biblischen Friedenstheologie.
Neuedition nach der Zweiten Auflage 1989. (= edition pace | Regal:
Pazifismus der frühen Kirche 3). Norderstedt: BoD 2024 –
ISBN: 978-3-7693-2404-4 (Paperback; 412 Seiten; 15,99 Euro)

Gerrit Jan Heering:
DER SÜNDEFALL DES CHRISTENTUMS.
Eine Untersuchung über Christentum, Staat und Krieg.
Aus dem Holländischen übersetzt durch Octavia Müller-Hofstede
de Groot, 1930. (= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 4).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-2488-4
(Paperback; 316 Seiten; 12,99 Euro)

Antony Spiri, Markus Euskirchen, Matthias-W. Engelke,
Stefan Gehrt, Christoph Münchow, Hanns-Werner Heister,
Theodor Ziegler, Rainer Schmid (Hg.):

MILITÄRKONZERTE IN KIRCHEN?

Wissenschaftliche und theologische Beiträge sowie Erfahrungsberichte.

Norderstedt: BoD 2024. – ISBN-13: 978-3-7597-7940-3

(Paperback; 162 Seiten; 10,99 Euro)

Kurt Eisner:

TEXTE WIDER DIE DEUTSCHE KRIEGSTÜCHTIGKEIT.

Zusammengestellt von Peter Bürger – mit einem einleitenden

Essay von Volker Ullrich. (= edition pace | Regal: Pazifisten

& Antimilitaristen aus jüdischen Familien 6).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-7693-5730-1

(Paperback; 448 Seiten; 16,99 Euro)

KURT EISNER ALS REVOLUTIONÄR

UND ANKLÄGER DES DEUTSCHEN MILITARISMUS.

Ein Lesebuch – eingeleitet durch die Darstellung des Weggefährten

Felix Fechenbach. Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation mit

dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Pazifisten &

Antimilitaristen aus jüdischen Familien 7).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-7693-6836-9

(Paperback 464 Seiten; 17,99 Euro)

Kurt Eisner:

REVOLTE FÜR DEN FRIEDEN

Nachlese, Erinnerung und Kontroversen.

Zusammengestellt von Peter Bürger – Mit Beiträgen von

Helmut Donat und Lothar Wieland. (= edition pace |

Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 8).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-8192-2747-9

(Paperback; 404 Seiten; 16,99 Euro)

Rainer Hoffmann / Hu Qiu-hua:

KEIN KRIEG IST DER BESTE KRIEG!

Das chinesische Werk „Die Kunst des Krieges“ (bingfa)

von Sunzi – dargeboten im Vergleich mit Anschauungen des

Preußen Carl von Clausewitz. (= edition pace, Bd. 32).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-8482-5962-5

(Paperback; 104 Seiten; 6,99 Euro)

Erich Mühsam:
DAS GROßE MORDEN
Texte gegen Militarismus und Krieg.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 9).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-6558-7
(Paperback; 516 Seiten; 18,99 Euro)

Erich Mühsam:
JEDOCH DER MUT IST MEIN GENOSSE
Texte über Kampf und Revolution.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 10).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4868-9
(Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

Karl Kraus:
ZUM EWIGEN GEDÄCHTNIS. TEXTE ZU KRIEG UND FRIEDEN.
Herausgegeben von Bruno Kern. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 11).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-7878-5
(Paperback 136 Seiten; 7,99 Euro)

DIE VERSÖHNUNG MIT RUSSLAND ALS AUFTRAG.
Eine Textdokumentation mit drei Beiträgen
von Ulrich Frey, Werner Krusche und Wolfram Wette.
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4884-9
(Paperback; 108 Seiten; 6,99 Euro)

Simon Bernfeld (Bearb.):
SITTlichkeit ALS GRUNDFORDERUNG DES JUDENTUMS.
Nach den Quellen: Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit,
Nächstenliebe, Frieden, Universalismus | Auswahlband
(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen
aus jüdischen Familien 12). Hamburg: BoD 2025.
ISBN: 978-3-6951-7939-8
(Paperback; 220 Seiten; 9,99 Euro)

Rosa Luxemburg:

„NEIN, AUF UNSERE BRÜDER SCHIEßEN WIR NICHT!“

Der Militarismus als kapitalistische Krankheit.

Zusammengestellt und eingeleitet von Bruno Kern

(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 13). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-6182-9
(Paperback; 192 Seiten; 9,99 Euro)

Joris Vercammen:

AN DEN FRIEDEN GLAUBEN.

Überlegungen zu Glaube, Gewalt und Frieden.

Geleit- und Nachwort von Franz Segbers.

Aus dem Niederländischen übersetzt. (= edition pace).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-4253-8
(Paperback; 176 Seiten; 9,99 Euro)

Gustav Landauer:

ABSCHAFFUNG DES KRIEGS DURCH SELBSTBESTIMMUNG.

Ausgewählte Texte | 1895–1919.

Bearbeitet von Peter Bürger & Jan Rolletschek

(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 14). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4282-3
(Paperback; 376 Seiten; 15,99 Euro)

SEI VON DEN SCHÜLERN AARONS.

Ein Lesebuch über die Friedensliebe der Rabbiner.

Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 15). Hamburg: BoD 2026.
ISBN: 978-3-8192-2601-4 (Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

UMDENKSCHRIFT

ZUM EVANGELISCHEN DISKURS ÜBER KRIEG UND FRIEDEN

Kritische Wortmeldungen aus der EKD-Kontroverse.

Eine Sammlung. – Herausgegeben von Peter Bürger.

Im Auftrag der Solidarischen Kirche im Rheinland (SoKi)
und des Ökumenischen Instituts für Friedenspolitik.

Hamburg: BoD 2026. – ISBN: 978-3-6957-4347-6
(Paperback; 300 Seiten; 12,99 Euro)

UMDENKSCHRIFT II
ZUM EVANGELISCHEN DISKURS ÜBER KRIEG UND FRIEDEN.
Weitere kritische Wortmeldungen aus der EKD-Kontroverse.
Zweite Sammlung. Herausgegeben von Peter Bürger.
Im Auftrag der Solidarischen Kirche im Rheinland
und des Ökumenischen Instituts für Friedenstheologie
Hamburg: BoD 2026. – ISBN 978-3-6957-4733-7
(Paperback; 152 Seiten; Ladenpreis 7,99 Euro)

Magda Trocmé
EINE JUGEND AUßERHALB DER NORMEN
Erinnerungen | Band I
Mit Begleittexten von Patrick Cabanel,
Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon.
Aus dem Französischen übersetzt und
herausgegeben von Gottfried Orth
edition pace 2026 | Für die Buchausgabe
reservierte ISBN: 978-3-6957-1521-3

Magda Trocmé
EIN LEBEN IN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT
Erinnerungen | Band II
Mit Texten von Pierre Boismorand,
Nicolas Bourguinat, Patrik Cabanel,
Olivier Hatzfeld und Frédéric Rognon.
Aus dem Französischen übersetzt und
herausgegeben von Gottfried Orth
edition pace 2026 | Für die Buchausgabe
reservierte ISBN: 978-3-6957-3181-7



Jahrbuch Friedenstheologie | OekIF

TOLERANZ UND TEILHABE

Jahrbuch Friedenstheologie 2022

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7557-8011-3; Paperback; 232 Seiten; 8,99 €)

DIE REICH-GOTTES-BOTSCHAFT IN THEOLOGIE UND POLITIK

Jahrbuch Friedenstheologie 2023

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7460-9316-1; Paperback; 416 Seiten; 17,99 €)

SCHÖPFUNG – GEWALTFREIHEIT – WIDERSTAND

Jahrbuch Friedenstheologie 2024

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7597-6904-6; Paperback; 329 Seiten; 16,99 €)

KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG, KIRCHE UND PAZIFISMUS

Jahrbuch Friedenstheologie 2025

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-6951-1095-7; Paperback; 300 Seiten; 13,99 €)